A. Lafontaine sämmtliche Schriften.

Siebenter Band.

Enthält:

Moralische Erzählungen.

Dritter Theil.

Mit einem besondern Titel und Kupfer.

Berlin 1799.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Moralische Erzählungen

von

August Lafontaine.

Dritter Band.

Berlin 1799.

G. oct. 3150

I.

Das Nadelöhr.

Mitten im Sellingwalde in Hessen, auf der Landstraße von Berka nach Hersfelde, liegt das Dorf Friedewald in einem reitzenden Grunde, welcher der Wohnplatz der Ruhe und des stillen zufriednen Nachdenkens zu seyn scheint. „Wehe dem Menschen,“ sagt ein Schriftsteller, „der nicht in dem Anblicke der großen Natur die kleinlichen Sorgen des Lebens vergißt!“ und hier, in der Gegend, die ich beschreibe, hat er Recht. Hier in diesen schauerlich stillen und dicken Waldungen, hier auf diesen steilen Felsenhöhen, in diesen abgerissenen, wüsten Gründen des Sellings, wo die Natur überall so allmächtig hervorblickt, und doch in dieser feierlichen Stille so ruhig zu schlummern scheint: hier hebt sich des Menschen Brust in mächtigen, aber ruhigen Schlägen. Nicht leicht wird ein Wandrer diese schönen Höhen verlassen, ohne sich auf das weiche Moos, das hier den felsigen Boden deckt, niedergeworfen zu haben. Er wird hier doch einmahl den Reitz der Einsamkeit, und ihre Ruhe fühlen, wenn er sie auch sonst nirgends gefühlt hätte.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Kein Geräusch der menschlichen Thorheit stört in dieser heimlichen Gegend das Nachdenken. Die tausend Stimmen aller Waldvögel kündigen hier die freie unbeherrschte Natur an. Nur von weitem schallen die Schläge der Beile, oder das Rauschen einer Mühle herüber, und nur der Dampf einer Kohlenbrennerei erinnert den Reisenden, daß auch hier Menschen sind.

Der Prediger in Friedewald, Herr Lenz, spricht mit Entzücken von der Gegend. „Sie ist mir alles!“ sagt er mit leuchtenden Augen; „alles! der schönste Kommentar der alten Schriftsteller. Hier versteh' ich den Tacitus; denn ich lese ihn hier in eben dem Buchenwalde, den der Römische Adler so gern durchbrechen wollte, und nie durchbrach. In den Hütten der Köhler finde ich die Hütten unsrer Stammväter wieder, die der Römer beschreibt, und vor denen seine Krieger zitterten. Hier — setzt er dann stolz hinzu, und blickt im Kreise umher — hier fand ich immer Muth für jedes Schicksal und für jede Beleidigung andrer Menschen. Und hier — fährt er dann wohl fort, aber mit leiserer Stimme, und drückt dabei dem Manne, dem er es sagt, die Hand — und hier find' ich auch Trost in Thränen, die unter den Menschen verweint, nur Zeugen meines Kummers sind.“ —

Der alte Lenz ist ein vortrefflicher Mann. Er vertauschte die bessere Pfarre, die er hatte, gegen die zu Friedewald, und bereuete den Tausch nie.

Lenz war nicht arm. „Man giebt," sagte er, „für eine Tapete, für schöne Möbles leicht einige hundert Thaler; warum nicht auch für eine schöne Gegend? Und obenein scheint nun die Gegend mein Eigenthum; denn ich habe sie gekauft, und mein Kollege, mit dem ich tauschte, hatte sechs Kinder."

Aber, Mann, fiel dann seine Frau ein; auch du hattest ein Kind.

„Das sag' ich eben, liebe Frau; ich hatte Eins, und er sechs. Gott lasse es ihm wohl gehen!" — Die Frau seufzte.

Das eine Kind, das der Pastor Lenz hatte, und das er über alle Beschreibung liebte, war eine Tochter und hieß Susanne. Ihr Vater erzog sie mit der größten Zärtlichkeit; und schon früh belohnte das kleine Mädchen seine Sorgfalt um sie mit Gegenliebe und guten Eigenschaften, ob das gleich der Mutter, einer sonst sehr braven Frau, die Mann und Tochter herzlich liebte und ihrer Haushaltung mit Ordnung und Fleiße vorstand, nicht immer so scheinen wollte. Die Mutter begriff nicht, wie ein dikker Wald, Felsenhöhen, ein verschlossenes Thal, worin kein andrer Laut war, als das Murmeln eines Baches, der sich die Felsen hinunter stahl, und das Gezwitscher der Vögel — wie das alles ihrem Manne schöner vorkommen konnte, als Hersfelde, wo sie gebohren war, und jährlich ein Paar Tage auf dem Lullusmarkte zubrachte. Indeß, sie sagte nichts darüber; denn er ließ sie jedes Jahr nach Hersfelde

fahren, und sie durfte dort allemahl ihre Hauben umstecken lassen. Vierzehn Tage nach der Reise zum Jahrmarkt in Hersfelde hatte sie immer viel an Susannens Stellung, Sitten u. s. w. auszusetzen; allein die vierzehn Tage giengen vorüber. Die gute Frau vergaß endlich Tanten, Basen und Hauben; dann unterließ Susanne das Knicksen wieder, und dankte jedem, wie sie es gewohnt war, mit einem freundlichen Engelsgesichtchen.

Freilich hatten Tanten und Basen allemahl über Susannen viel zu erinnern. Lieber Gott! sagte die Tante von ihr; lieber Gott, Herr Vetter, die pure Natur! Der Pastor Lenz legte dem Mädchen segnend die Hand auf das blonde Köpfchen, und sagte gutmüthig: „ganz recht! es wird wohl noch werden.“ Dafür aber war Susanne tausendmahl lieber in Friedewald, als in Hersfelde, trotz dem Gewühle des Jahrmarktes, und trotz dem Feuer, das man dem heiligen Lullus zu Ehren auf dem Markte anzündete. Der Vater goß von Susannens früher Jugend an sein volles Herz, seine warme Naturliebe in ihre Brust. Schon als Kind saß sie gern in einer verborgenen Schluft an einem Bache, spielte leise und gutmüthig mit Würmchen, plauderte mit den Blumen, und trug den scherzhaften, hüpfenden Wellen des Baches Grüße an die Gebüsche auf, bei denen sie vorüberfließen mußten. Die ganze Natur hatte für Susannen Leben und Gefühl, und alles war ein Gegenstand ihrer Liebe. Sie wurde von ihrem Va=

ter unterrichtet, und gewiß gut; er bildete ihren Verstand langsam und sorgfältig aus: denn er war, ungeachtet seines warmen, vollen Herzens, ein Mann von ruhiger Besonnenheit, und wurde von vielen Menschen, die ihn nicht genau kannten, sogar für kalt gehalten. Bei einer solchen Erziehung dachte und sprach Susanne über manche Dinge sehr verständig; in manchen andern aber blieb sie immer gleich kindisch. Sie hatte als ein Mädchen von zehn Jahren für Bäume, Büsche, Bäche, Blumen, noch eben die zärtliche Liebe, wie im fünften Jahre. Jetzt wußte sie, daß die Blumen nicht fühlten; aber ihr Herz sagte, trotz ihrem Kopfe, noch immer das Gegentheil. Ihr Vater hatte ihr nie etwas von Engeln gesagt; und dennoch schuf sie sich ähnliche Wesen, mit denen sie die Thäler und Hügel anfüllte. Sie lebte in einer Welt voll Geister, und sah diese in den Wolken spielen, oder unter den Gebüschen sitzen; und so viele Mühe ihr Vater sich auch gab, so wollte es ihm doch nie gelingen, diese Bilder, die ihre Phantasie sich so reitzend schuf, zu zerstören.

Susanne war immer heiter; aber ihre Heiterkeit wurde unbeschreiblich angenehm, wenn sie sich allein oder bei ihrem Vater befand. Diese Heiterkeit war indeß mehr sanfte stille Freude, als laute Fröhlichkeit: sie lächelte mehr als sie lachte. Saß sie da, so sah man, daß sie sehr eifrig beschäftigt war; aber nicht mit Dingen außer ihr. Sie lächelte sich selbst zu; man sah an ihrem Kopfneigen, an den leichten

Bewegungen ihrer Hände, an ihren gleichsam in sich gekehrten Blicken, an den Bewegungen ihrer Lippen, daß sie mit sich selbst, oder mit Geschöpfen ihrer eigenen Phantasie sprach. Dann blickte, dann zeigte sie freundlich in die Wolken, stand auf, gieng umher, und redete auch wohl mit jemanden, der an ihrer Seite gehen mußte. So konnte sie es Stunden lang treiben, ohne müde zu werden. Ueber ihr ganzes Gesicht verbreitete sich nach und nach ein Zug von frommer Entzückung, der sich aber weit weniger sichtbar zeigte, so bald sie unter Menschen war, die sie nicht sehr genau kannte. Dann wurde sie ernst, still, und aufmerksam auf jeden, doch nie mißtrauisch. Sie konnte manche Menschen schweigend und verborgen von der Seite betrachten, und das waren gewöhnlich die, denen sie gut war; aber nie sagte sie einem: ich habe dich lieb! Wer sich auf sie verstand, sah indeß wohl, daß sie ihn liebte: ihr großes blaues Auge drang mit feurigen Blicken auf ihn ein; sie ergriff seine Hand, drückte sie heftig, und gieng dann still in die tiefste Einsamkeit.

Sie gehörte zu denen Seelen, die mit Blicken, Worten, Gefühlen und Gedanken über den Wolken, wie in ihrer Heimath, schweben, sich nach dem Paradiese zurück sehnen, das sie mit der Erde vertauschen mußten, eine Geisterwelt in der Menschenwelt sehen, und das Grab nur als den reitzenden, wünschenswerthen Eingang in eine bessere Welt betrachten. Susanne war eine kleine Schwärmerin; aber

es wäre die Frage, ob nicht diese liebliche Schwärmerei jedem fühlenden jungen Herzen natürlich ist. Der kälteste Philosoph bevölkert ja den Himmel nur mit Wesen, die denken und handeln wie er selbst; warum soll ein Kind nicht die Welt mit seines gleichen bevölkern? Der Pastor Lenz schüttelte bedenklich den Kopf, wenn er das Mädchen handeln sah, oder reden hörte. Er hatte es nicht gern, wenn der Mensch sich viel mit einer überirdischen Welt zu thun machte. Man vergißt, sagte er, gewöhnlich den Menschen über den Engel, und das Wohlthun über das Beten. Susannens Mutter hingegen war in diesem Punkte mit ihrer Tochter zufrieden. Nein, sagte sie, Sannchen ist nie hübscher, als wenn sie so etwas denkt, oder von Engeln redet. Laß sie doch, Vater! es kleidet sie so hübsch. — Eben deswegen, gab der Vater ihr zur Antwort, was er gewöhnlich sagte, wenn er nicht mit seiner Frau disputiren wollte, und was sie gewöhnlich als eine Versicherung aufnahm, daß er ihrer Meinung sey. So hübsch, so entzückt, setzte er in Gedanken hinzu, soll sie mit Gottes Hülfe künftig aussehen, wenn sie an Menschen denkt.

Jetzt fieng er an auf seine kleine Schwärmerin in dieser Absicht loszuarbeiten. Er erzählte Geschichtchen von Schwärmern und Schwärmerinnen, die durch ihren Fehler sich und Andre unglücklich machten, die verdarben, weil sie auf überirdische Hülfe rechneten, und Andre ruhig verderben sahen, weil

sie die Hülfe, die sie selbst leisten konnten, Engeln überließen. Aber, fragte das kleine Mädchen freundlich: hilft denn Gott den Menschen nicht?

„Helfe ich dir, Susanne, wenn du ein Exempel, das ich dir aufgegeben habe, ausrechnen sollst?“

Nein, das willst du immer nicht. Ich muß es selbst thun.

„Was meinst du, würdest du rechnen lernen, wenn ich dir immer hülfe? (Die Kleine schüttelte schnell den Kopf.) Aber habe ich dir gar nicht bei deinem Rechnen geholfen? niemahls? Wie geht es zu, daß du rechnen kannst?“

Du hast mir gezeigt, wie ich es machen soll; und nun läßt du mich allein rechnen.

„Und das thue ich, weil ich dich lieb habe, mein gutes Kind! Eben darum, weil ich dich recht sehr lieb habe, helfe ich dir jetzt nicht mehr. Sieh! und so macht es auch Gott mit den Menschen. (Die Kleine sah ihren Vater mit großen und starren Augen an.) Gott hat die Menschen gelehrt, wie sie es anfangen sollen, sich selbst zu helfen. Er gab ihnen Vernunft, und hat alles so eingerichtet, daß es ihnen nicht an Hülfe fehlt, wenn sie nachdenken. Wollen sie das nicht, wie du zuweilen bei dem Rechnen, so darf Gott ihnen nicht helfen, und zwar eben deshalb, weil er die Menschen so herzlich lieb hat, wie ich dich.“

Weil sie sonst nicht lernen würden, sich selbst zu helfen, so wie ich, wenn du mir mein Exempel machtest.

„Und gebe ich dir wohl je ein Exempel auf, das du gar nicht ausrechnen kannst, wovon du noch gar nichts weißt?"

Nein, Vater; sie sind aber doch zuweilen ein wenig sehr schwer, sagte sie lächelnd.

„Ja, liebes Kind. Aber, wenn du recht nachdenkst, so kannst du sie doch ausrechnen; und bei solchen schweren Exempeln lernst du erst rechnen. Nun, eben so macht es Gott mit den Menschen. Er lenkt die Angelegenheiten so, daß Menschen in Umstände gerathen, wo es ihnen schwer ist, sich selbst zu helfen, sich heraus zu finden. Dann denken sie wohl manchmahl: das Unglück ist doch allzu groß; ich kann mir nicht selbst helfen. Gerade wie du, Susanne. Sieh! du sagst oft: ach, Vater, das ist auch gar zu schwer! und du weißt doch, wie lieb ich dich habe."

Nun, das will ich auch nie wieder sagen, lieber Vater. Und es ist wahr, wenn ich mich so recht besinne, so recht sehr, Vater, so bring' ich das Exempel am Ende doch heraus.

„Eben so die Menschen. Wenn sie so recht nachsinnen, so recht, wie du, Susanne, so können sie gewöhnlich sich selbst helfen."

Aber Vater, du erlaubst es doch Verwalters Heinrichen zuweilen, daß er mir bei schweren Exempeln helfen darf. Siehst du? Und so, mein' ich, könnte auch Gott einem Engel erlauben, daß er einem Men-

schen helfen dürfte; nur zuweilen, wenn es so recht schwer ist, mein' ich.

„Wie ist es denn, Susanne? hast du denn jetzt Verwalters Heinrichen lieb?“

Jetzt? Ach ja! jetzt recht sehr.

„Wie geht denn das zu? Anfangs hattest du ja alle Menschen lieber, als ihn.“

Nun, rief Susanne lebhaft, eben weil er mir hilft, nicht allein beim Rechnen, auch im Garten, und überall. Du sagst ja selbst, lieber Vater, daß man die Menschen lieb hat, die einem helfen, und denen man hilft.

„Ja, liebes Kind, das sage ich, und ich habe Recht; denn Heinrich hat dich jetzt lieb, und du ihn. Nun will ich dir auch sagen, warum ich Heinrichen erlaubte, daß er dir helfen durfte. Daß du ihn, und er dich lieb gewinnen; nicht deswegen, daß du geschwinder mit deinem Exempel fertig werden solltest. Sieh, und eben darum erlaubt auch Gott...“

Daß uns die Engel helfen, damit wir sie lieb gewinnen: nicht wahr? fiel Susanne mit leuchtenden Augen ein.

„Magst du denn die Engel nicht leiden? oder glaubst du, daß es Menschen giebt, welche die Engel nicht leiden können? (Das kleine Mädchen stutzte, und sah ihren Vater mit großen Augen an.) Wir sehen ja keine Engel. Ja, wenn sie mit uns umgiengen, so könnte es wohl seyn, daß wir sie nicht liebten; und dann würde Gott freilich den Engeln er=

lauben, daß sie uns hülfen, damit wir sie lieben müßten. Aber Gott wollte, daß die Menschen sich unter einander so herzlich lieb haben sollten, wie du mich und deine Mutter lieb hast; und darum — nun, Susanne?..."

Darum, sagte sie langsam, helfen die Menschen sich unter einander.

„Siehst du, liebes Kind; Gott hat mit dem Menschen alles so eingerichtet, wie ich es mit dir mache. Du mußt selbst rechnen, damit du rechnen lernest; die Menschen müssen sich selbst helfen, damit sie ihre Vernunft gebrauchen und klug werden. Ich lasse Heinrichen dir zuweilen helfen, damit du ihn lieb gewinnst; Gott läßt Menschen zuweilen durch andre Menschen helfen, damit sie sich unter einander lieb gewinnen. Und eben darum läßt Gott uns nicht durch Engel helfen; sonst würden die Menschen, wenn sie das ein Paarmahl erlebt hätten, und wieder jemanden in Noth sähen, sich immer auf die Engel verlassen, und einander nicht mehr lieb haben. Du weißt, warum Menschen, die einander nicht leiden können, so wie du Anfangs Heinrichen nicht leiden konntest, sich zuletzt doch lieb gewinnen."

Ja; aber — sagte das kleine Mädchen, und zeigte mit dem Finger auf den Sitz des Vaters — die Landgräfin, die...

Der Vater saß nehmlich auf einem steinern Sizze, der die Gestalt eines Sattels hat, etwa eine Viertelstunde von Friedewald mitten im Walde un=

weit der Landstraße steht, und das Nadelöhr heißt. Eine Landgräfin von Hessen, erzählt die Sage, hatte sich in dem finstern Walde von ihren Leuten verirrt. Sie kam immer tiefer in den Wald. Endlich setzte sie sich, von Hunger, Durst und Gehen ermattet, hier auf der Höhe des Waldes nieder, zog ihr Nähzeug hervor, und erwartete, so arbeitend, ein wildes Thier, oder den Hungerstod. Ihre Leute, die ein Armer führte, fanden sie endlich. Die Gräfin war gerettet. Der Arme verlor sich unter den Freudenbezeugungen, und die Sage hat aus ihm einen Engel gemacht. Die Landgräfin ließ nachher hier ein Denkmahl errichten: den Stein, der von ihrer Arbeit das Nadelöhr heißt. Dabei steht ein Armenstock, dessen Schloß aber zerstört ist. Sie selbst beschenkte diesen Armenstock alle Jahre reichlich.

„Die hier von einem Engel errettet ist, willst du sagen," fiel der Vater ein. „So erzählen es freilich die Bauern im Dorfe, und die Förster, und die Kohlenbrenner, und die Postillone, die nach Berka fahren. Gut, daß du darauf kommst, Susanne. An der Landgräfin kannst du sehen, wie man es machen muß, wenn man in Noth geräth. Sie hatte sich in diesem finstern Walde, wo ehedem noch kein Dorf, keine Kohlenhütte war, von ihren Leuten verirrt; aber sie verließ sich nicht auf einen Engel, sondern gieng den ganzen Tag in der Sonnenhitze, zwischen Dornen und Gebüsch umher, rief hier, rief da; und

erst, als sie vor Müdigkeit, Hunger und Durst nicht mehr gehen konnte, setzte sie sich hier nieder, wahrscheinlich mit dem Vorsatze, wenn sie sich erholt hätte, weiter zu gehen. Sie hatte nun gethan, was sie konnte; dann erst vertrauete sie auf Gottes Hülfe, zog ihr Nähzeug hervor, und arbeitete ruhig. Nun hätte ihr Gott freilich durch einen Engel helfen können; aber dies wollte er nicht, weil es besser war, wenn er andern Menschen erlaubte, ihr zu helfen. Ihre Leute fanden sie endlich; da schrieen sie laut vor Freude, und weinten, küßten der Fürstin die Hände, und erzählten ihr, wie sie ihr zu Liebe, um sie zu finden, im Walde umhergelaufen wären, und noch nichts gegessen, nicht getrunken hätten. Sieh! nun erfuhr die Gräfin erst, wie lieb ihre Leute sie hatten; und nun fieng auch sie an, ihre Leute recht sehr lieb zu haben. Wenn sie vorher wohl manchmahl etwas hart gewesen war, so begieng sie den Fehler jetzt nicht mehr; denn sie dachte immer daran, daß ihre Leute sie vom Tode gerettet hatten. Und alles das Gute wäre nicht gewesen, wenn ein Engel die Landgräfin gerettet hätte. Sie würde wohl gar böse auf ihre Leute geworden seyn, und ihnen Vorwürfe gemacht haben, daß sie nicht sorgfältig gesucht hätten; und so wäre von allen Seiten Verdruß entstanden."

Ja, aber der Arme, der verschwunden ist: . .

„Verschwunden? Weggegangen, weil er vielleicht weit nach Hause hatte, und weil ihm die Freudenbezeugungen zu lange dauerten. Da Niemand auf ihn Acht gehabt hatte, so wußte man nicht, wo er geblieben war. Nun sagte einer: eben war er noch hier; dort stand er: und so machten sie am Ende einen Engel aus dem Armen. Die Gräfin selbst muß doch wohl geglaubt haben, von Menschen gerettet worden zu seyn; denn hätte sie ihren Retter für einen Engel gehalten, so würde sie hier gewiß ein Denkmahl, das einen Engel vorstellte, haben errichten lassen. Aber so setzte sie einen Armenstock her, weil sie von einem Armen gerettet war."

Aber, Vater, vielleicht haben die Gräfin und ihre Leute geglaubt, es kämen zuweilen Engel, und hülfen.

„Vielleicht, mein Kind; aber es wäre nicht gut gewesen, wenn sie das geglaubt hätten. Ihre Leute würden dann gedacht haben: was wollen wir so lange suchen? Ein Engel wird sie wohl retten, wenn Gott es will. Und die Gräfin wäre vielleicht undankbar gegen ihre Leute gewesen und hätte gedacht: meine Leute haben zu meiner Rettung nichts beigetragen; was für Dank bin ich ihnen denn schuldig? In der Folge hätte sie sich dann immer auf einen Engel verlassen, und in diesem Vertrauen alles gewagt. Jetzt aber dachte sie: das soll mir eine Warnung seyn, mich nicht wie-

der in Gefahr zu begeben; denn meine Leute möchten nicht immer so glücklich seyn, mich zu retten. Hast du begriffen, Susanne, warum es nicht gut seyn würde, wenn die Menschen glaubten, daß immer Engel zur Hülfe für sie da wären?"

Ach ja, Vater, sagte Susanne mit einem tiefen Seufzer. Ich will nun auch die Menschen recht lieb haben; denn daß ich hier allein im Walde gehen kann, ohne mich vor Wölfen zu fürchten, wie die Gräfin: das muß ich ja Menschen verdanken. Sie haben die Wölfe todt geschossen, die Wege gemacht, die Blumen gepflanzt, alles, alles!

„Und Gott hat dem Menschen Verstand gegeben, und die Blumen dazu, daß sie hierher gepflanzt werden konnten."

Solche Unterredungen, von denen ich eine hierher gesetzt habe, damit dem Leser Susannens Erziehung anschaulich würde, mußten auf ihren Geist nothwendig tiefen Eindruck machen. Anfangs geriethen ihr Herz und ihr Kopf mit einander in einen gewaltigen Widerspruch: ihr Herz schwebte noch immer im Himmel; ihr Kopf war unter Menschen. Dadurch goß sich über ihr ganzes Wesen eine scheinbare Kälte, etwas Trübes, eine dunkle Stille, und sie schien an nichts Theil zu nehmen. Aber in ihrer Brust brannten Gefühle, die man diesem trüben, stillen Gesichte nicht ansah. Sie wollte sich die liebliche Geisterwelt, in der sie athmete, retten; und ihr Kopf zerstörte die schö-

nen Gestalten, an denen ihr Herz so warmen Antheil nahm. Ihr Nachdenken zog sie unter die Menschen, und zeigte ihr hier eine Welt, die ihrer Achtung, ihrer Liebe, nicht werth schien. Was sich von ihrem Himmel retten ließ, das rettete ihr Verstand so gern; und sie war in der wirklichen Welt, wie eine Fremde, die alle ihre edelsten Freunde verloren hat, und nun kalt unter Unbekannten dasteht.

Ihr Vater, der edle Lenz, sah ihren Zustand, und half. Er lenkte die ewig arbeitende Kraft ihres liebevollen, heißen Herzens auf die Menschen, lehrte seine Susanne wohlthun, und füllte ihr grosses Herz früh mit dem süß belohnenden Gefühle der Aufopferung für Menschenwohl. Er lehrte sie mehr; er lehrte sie die Menschen lieben, weil sonst auch die schwerste Aufopferung für Andre ohne Belohnung bleibt. Susanne foderte Herzen, wie sie eins hatte, Menschen, wie sie sich ehedem ihre Engel dachte; und es gieng ihr, wie es jeder jungen edlen Seele geht. Sie sah die Fehler der Menschen um sie her, und fieng an, sie zu verachten, weil sie sich nicht die Mühe gab, die Tugenden, wodurch man seine Fehler oft, wenn nicht bedeckt, doch mildert, aufzusuchen. Nun gab ihr Vater ihr die Nachsicht, die Duldung, die jedem jungen Herzen fehlt. „Es ist wahr, Susanne, sagte er: man hält die Frau für zänkisch, und sie ist es; sie kann keinen Widerspruch ertragen. Aber du mußt

sie nur in ihrem Hause sehen, wie ordentlich, wie fleißig sie ist, wie zärtlich sie ihre Kinder liebt, wie sie die Nacht durch spinnt, um einer armen Verwandtin wohlzuthun. Geh einmahl zu ihr, und sieh, wie sie ihre Kinder zur Reinlichkeit, zum Fleiß und Gehorsam anhält; ich stehe dir dafür, du verläßt ihre Hütte nicht, ohne ihr das Unrecht, das du ihr gethan hast, abgebeten zu haben. Glaube mir, mein Kind, die meisten Laster der Menschen sind nur üble Sitten, Gewohnheiten, Irrthümer, oder Folgen der Noth. Sieh die Tugenden, deren, ihre Herzen oft gegen Kinder und Verwandte fähig sind; und du wirst sie wegen ihrer Laster bemitleiden, aber nicht hassen."

Susanne befolgte den Rath ihres Vaters, und fand nun an jedem Herzen doch eine Seite, von der es liebenswürdig war. Ihre Gleichgültigkeit — wenn sie die ja hatte; denn ihr Herz voll Liebe suchte einen Gegenstand, der Liebe verdiente — ihre Gleichgültigkeit verschwand; ihre natürlichen, schönen, theilnehmenden Gefühle brachen aus ihrem geöffneten Herzen hervor, wie die erquickenden Strahlen der Sonne aus einer dunklen Wolke, und umfaßten alle Menschen mit Liebe.

Sie fand nach und nach, was ihr Vater ihr versprochen hatte: Zufriedenheit, Ruhe, und die süssesten Freuden des Lebens; aber nicht das, was ihr selbst ahntete, und wornach sie sich in den stillsten Stunden, auf ihren einsamen Spaziergängen, im

dunkelsten Walde, in Träumen und im Wachen sehnte: ein Herz, in welchem sie das ihrige wieder erkannt hätte. Und hier blieb selbst die Klugheit ihres Vaters ohne Wirkung. „Du forderst von den Menschen zu viel, meine geliebte Susanne," sagte er zu ihr, wenn sie einmahl, was doch selten der Fall war, ihr Herz und ihre Wünsche verrieth; „du lebst auf der Erde, und verlangst noch immer Engel."

Nein, Vater, erwiederte sie dann ruhig; ich verlange nur nach einem Herzen, wie das meinige. Ich fordere, was ich wiedergeben kann. Vater, glauben Sie mir, ich bin nicht allein auf der Erde. Es bedarf, mich glücklich zu machen, keines Engels; nur eines menschlichen Herzens: und das werde ich finden.

„Gott gebe es!" seufzte der Vater und betrachtete sein Kind mit trüben Blicken. Sehr bald lehrte Susannen die Erfahrung, daß es wenigstens nicht leicht war, ein Herz zu finden, wie sie es suchte. Sie machte mancherlei Bekanntschaften. Jetzt glaubte sie in diesem Mädchen, dann in jenem die Freundin zu haben, die sie suchte; und immer hatte sie sich geirrt. Sie nahm ihr Herz, das man nicht achtete, heimlich zurück, floh mit sanftem Gram in die Gegenden, wo sie als Kind gespielt hatte, und rief da: wie glücklich war ich, als ich diese Thäler noch mit meinem Herzen beleben durfte!

Man glaube nicht etwa, daß Susanne sich in dem Kummer über ihre mißlungenen Wünsche verzehrte.

Sie war, wenn sie sich unter Menschen befand, heiter und zufrieden; sie liebte sogar ihre Gespielinnen, in denen sie sich geirrt hatte. Eine sanfte zärtliche Sehnsucht verbreitete sich über ihr Wesen, und gab ihrer Freundlichkeit nur etwas Rührendes. Ach, sie fieng sogar an zu fürchten, daß sie mit ihren Wünschen den Menschen Unrecht thun möchte; sie wagte es sogar, ihre Wünsche herunter zu spannen, und erhielt es über sich, die Thorheiten Anderer nachzuahmen, um ihnen ähnlicher zu werden: allein ihr Herz blieb immer dasselbe. Sie hatte in ihrer Brust eine Leere, welche ihre Wohlthaten, ihre Arbeiten, ihre Gesellschaften nicht ausfüllten. Zuweilen schien es ihr, als ob sie an der Brust einer Freundin das hätte, wonach sie sich sehnte; aber, ach! der erste Augenblick, den sie allein war, belehrte sie, daß sie sich geirrt hatte.

Ihr Vater glaubte, daß sie nach der Liebe eines Mannes verlange; und der befürchtete, daß der erste Jüngling, dem das reitzende Mädchen gefiele, sich ihres Herzens bemächtigen würde. Er zitterte vor der Stärke ihrer Empfindungen, wenn sie liebte, und noch mehr, wenn sie betrogen werden sollte. Indeß, was er befürchtete, geschah nicht. Die Natur zog Susannen freilich zu den Jünglingen, die sie kannte, und sie folgte diesem mächtigen Zuge. Aber mancher Jüngling glaubte sie besiegt zu haben, und gerade erröthete sie, daß sie ihm ein Herz zugetrauet hatte. Ihr Herz war schwach, doch ihr Verstand

zum Glück stark; denn ohne die lautre reife Bildung des letztern würde sie der gewisse Raub jedes Elenden gewesen seyn. Alle Jünglinge nannten sie Anfangs einen Engel; und nach einiger Zeit zuverlässig, eine Närrin, die nicht wisse, was sie wolle. Susanne zog sich zurück, nachdem sie hundert vergebliche Versuche gemacht hatte, glücklich zu werden.

Sie lebte voll Ergebung allein ihren Eltern, der Haushaltung, den Armen und Unglücklichen im Dorfe, der Musik und einer guten Lektüre, auch von Französischen Büchern, so selten die auch zu den damaligen Zeiten in Deutschland noch waren. Die Erfüllung ihrer Pflichten gewährte ihr große Zufriedenheit; und wenn sie auch nicht so glücklich war, als sie seyn konnte, so lebte sie doch ruhig. Das ganze Dorf betete sie an; denn sie gab jeden Tag einige Stunden den Kindern Unterricht.

Welch ein Mädchen! sagte die Mutter hundertmahl voll Erstaunen. Ich möchte nur wissen, woher sie das alles hätte! — Bloß damit war sie unzufrieden, daß Susanne jeden Mann, der um ihre Hand bat, abwies, ohne sich erst zu besinnen, und ohne nur im mindesten darauf zu achten, wenn ihr die Mutter etwa die reichen Einkünfte seiner Pfarre vorrechnete. Sie kam jetzt wenig zum Vorschein; aber man suchte, auch ohne sie zu kennen, eine Verbindung mit ihr, weil ihr Vater Vermögen hatte. So war Susanne zwanzig Jahre alt geworden, und sagte einmal zu ihrem Va=

ter: Sie hatten Recht; ich verlangte zu viel von den Menschen. Aber sorgen Sie nicht; ich bin auch so glücklich.

Sie hoffte in der That nicht mehr, ein Herz zu finden, das dem ihrigen gleich fühlte; und sie würde auf diesem Wege, wo nicht lasterhaft, doch eine Menschenfeindin geworden seyn, wenn sie die Menschen nicht zu sehr, zu herzlich geliebt hätte. Ihre heiße Empfindung war nicht Egoismus; sie mußte einen andern Gegenstand ihrer Liebe haben, als sich selbst. Sie liebte die Menschen — das sagte sie ihrem Vater einmahl im höchsten Vertrauen — wie eine Mutter ihr Kind; sie liebt es dennoch, und wenn es auch ihre Liebe mit Kälte vergilt. Wäre Susanne für ihre Jugend nicht zu ruhig, zu ernst, immer sich selbst zu gleich gewesen, so würde man sie nicht von andern Mädchen ihres Alters unterschieden haben. Die Stille, mit der sie in jeder Gesellschaft die letzte Rolle spielte, hielt man häufig für Blödigkeit, die bedeutende Ruhe in ihrem dunkelblauen Auge, das Langsame in ihren Bewegungen für Phlegma; und doch loderten in ihrem verschlossenen Herzen Flammen der allerstärksten Leidenschaft, denen nichts als die Veranlassung hervorzubrechen, fehlte.

Diese Veranlassung kam; ein solches Herz konnte nicht ohne Prüfung bleiben.

Nicht weit von Friedewald, in dem Dorfe Sorgan, wohnte der Herr von Rinken, ein reicher Edel-

mann ungefähr von sechs und dreißig Jahren, der seine Jugend in der großen Welt zugebracht hatte. Dieser feine Mann, voll Witz und Höflichkeit, hatte das Leben genossen, und wahrscheinlich zu schnell. Eine Unbesonnenheit, die ihm vielen Verdruß und die allerbittersten Spöttereien zuzog, jagte ihn aus der Welt auf seine Güter. Er war unverheirathet, und fest entschlossen es immer zu bleiben. In der Welt hatte er zu viele unglückliche Ehen gesehen; und das Glück der Häuslichkeit kannte er nicht. Die Freuden der Ungebundenheit waren die einzigen, die er genossen hatte. In Sorgau lebte er noch immer auf seinem gewöhnlichen Fuße, obgleich versteckt, weil er seine Nachbarschaft, die aus guten Menschen bestand, schonen mußte. Man hielt ihn überall für einen artigen, redlichen, wohlgesitteten Mann. Einige hübsche Mädchen in der Gegend, die von ihm verführt waren, wußten das Gegentheil; indeß er hatte die Unglücklichen in aller Stille reichlich ausgestattet und verheirathet: so blieben seine Ausschweifungen verschwiegen.

Sein Schwestersohn, Herr von Sorben, ein armer junger Edelmann, der künftige Erbe seiner Güter, war bei ihm in Sorgau. Dieser Jüngling hatte schon seltsame Schicksale erlebt. Sein Vater war ein sehr reicher Mann gewesen; allein ein übermäßiger Aufwand hatte ihn in kurzer Zeit zum Bettler gemacht. Er starb, und hinterließ seine Gattin und einen Sohn von funfzehn Jahren im tiefsten Mangel.

Nie war die Mutter des jungen Sorben größer gewesen, als in diesem drücken den Elende. Sie weinte aufrichtige Thränen über den Tod ihres Mannes, den sie zärtlich liebte, und der, seine Prachtliebe abgerechnet, ihre Liebe verdient hatte; doch nicht Eine über die Gewißheit, daß sie gänzlich zu Grunde gerichtet war. Sie würde noch einen Theil ihres Vermögens haben retten können, wenn sie dem nicht ganz redlichen Vorschlage eines Advokaten, den sie jammerte, hätte Gehör geben wollen; aber sie sagte ihm, als er deshalb in sie drang: „ich will lieber arm, als unglücklich seyn.“ — Unglücklich, gnädige Frau? fragte der Advokat mit Verwunderung; was nennen Sie denn Unglück, wenn es Ihr hülfloser Zustand nicht ist? — „Unredlichkeit!“ erwiederte sie ruhig und fest. „Nicht ein Wort mehr davon, mein Herr!“ — Sie verlor ihr Vermögen; und eine kleine Pension, die sie aus ihres Bruders Gütern erhielt, ernährte sie ärmlich in einer kleinen Stadt. Ihr Bruder lud sie ein, zu ihm zu ziehen; sie schlug es ihm aber sehr bestimmt ab, weil sie ihn kannte und für das Herz ihres Sohnes fürchtete. So lange ihr Mann reich war, lehrte sie ihren Sohn demüthig, jetzt lehrte sie ihn stolz seyn. Er wurde ein edler Jüngling. Das Beispiel seines Vaters hatte schon früh in seiner Seele eine großmüthige Uneigennützigkeit bewirkt; denn übel geleitete Großmuth war die Ursache seiner Verschwendung gewesen. Jetzt lernte der Jüngling bei der edeln Denkart seiner Mutter den

Reichthum, den er heimlich liebte, wenigstens entbehren. Er war schon bei seines Vaters Lebzeiten mit aller Sorgfalt erzogen worden; und jetzt machte seine vortreffliche Mutter die Bildung seines Geistes zu ihrem einzigen Geschäfte. Sieh ließ ihn kaum aus den Augen, wachte mit scharfem Blicke über die Reinheit seines Herzens, und hatte die Freude, daß ihre Bemühungen nicht vergeblich waren. Des Jünglings Phantasie blieb unentheiligt. Vor seiner Seele schwebte zwar die Gestalt eines liebenden Weibes, die seine einsamen Stunden mit Sehnsucht, und seine Brust mit unnennbaren Gefühlen erfüllte; allein es war ein göttergleiches Weib, dessen Gewand er kaum in der Phantasie zu berühren wagte. Sorben betrug sich gegen alle Männer, selbst gegen die edelsten, stolz; seine Blicke waren dann frei und kühn, seine Gestalt gebietend, seine Sprache fest und laut. Aber stand er vor einem weiblichen Geschöpfe, so waren seine Blicke bescheiden, seine Stellung ehrerbietig, seine Sprache sanft und leise. Dann fühlte er sich demüthig; eine Röthe der Achtung überzog sein Gesicht, und er konnte ein Weib nie lange betrachten.

Diese Achtung für das weibliche Geschlecht war der höchste Triumph seiner Mutter. Nur eine Eigenschaft an ihrem Adolph erregte bei ihr Besorgniß: er liebte die Pracht, wie sein Vater, und kleidete sich zwar einfach, aber, wenn er konnte, doch wohl mit einer Kleinigkeit schimmernd. Sorben lä-

chelte über den zärtlichen Kummer seiner Mutter. Er hielt ihn für unnöthig; denn er konnte unaufgefordert und mit der stolzesten Miene Jemanden sagen: ich habe gar kein Vermögen! Die Frau von Sorben meinte dann, er wolle seinen Verdruß über die Armuth mit dem Stolze, sie zu gestehen, bedekken. Sie zitterte, daß er mit Stolz Unterstützung von seinen Verwandten ausschlug; und der Jüngling bewies eben hieraus, daß er den Reichthum nicht achte, und daß seine Mutter nicht zu zittern nöthig habe.

Die Frau von Sorben starb; und ihr Bruder konnte in der That seinen Neffen nur mit vieler Mühe bereden, zu ihm zu kommen. Dieser bestand darauf, Dienste zu nehmen. Der Oheim, der noch wenigstens einen dankbaren Menschen hinterlassen wollte, hielt ihn fast mit Gewalt davon ab, und Sorben zog nun unter den ehrenvollsten Bedingungen zu ihm nach Sorgau.

Hier kam Sorben in eine ganz neue Spähre; indeß er blieb sich völlig gleich. Er wurde von seinem reichen Oheim in nichts eingeschränkt; und doch lebte er noch einfacher, als bei seiner Mutter. Rinken fand die Grundsätze des Jünglings lächerlich, und Sorben seines Oheims Grundsätze abscheulich. Jener hoffte an seinem Neffen dem Genusse des Lebens einen Proselyten zu machen, und er traf auf ein Herz, dessen Möglichkeit er nicht einmahl geahnet hatte. Du bist ein Narr, Vetter, sagte er

dem jungen Sorben wohl hundertmahl. „Aber doch ein Narr, gnädiger Onkel,“ antwortete der Neffe stolz, „dessen Narrheit Ihnen nicht einmahl möglich ist. Sie müssen doch gestehen, daß Kraft zu einer solchen Narrheit gehört, und daß man wenigstens keiner Geistesstärke bedarf, so glücklich zu seyn, wie Sie es sind.“ — Du wirst nicht immer so reden, erwiederte Rinken lachend; und Sorben schwieg mit einem stolzen Blicke.

Die Tugend des Neffen war dem Oheim ein geheimer, kränkender Vorwurf. Er ärgerte sich über den Laffen, der ihm, wenn er selbst kein gutes Gewissen hatte, so dreist, so stolz unter die Augen sah; das Laster scheuet ja den Anblick der Tugend, und das ist der Tugend höchster Triumph. — Ein reizzendes, buhlerisches Hausmädchen erhielt bedeutende Winke, den jungen Sorben in Versuchung zu führen; und sie ließ sich dazu um so bereitwilliger finden, da Sorben ein schöner Jüngling war. Er merkte die Netze des Mädchens kaum. Als sie dann unverschämt wurde, schmetterte ein kalter, unbeschreiblich verachtender Blick, nur ein Blick, nicht einmahl ein Wort von ihm, sie zu Boden; und in dem Augenblicke fühlte sie in der Ehrfurcht für den jungen Mann den Werth der Keuschheit, die sie verloren hatte. Beinahe hätte der Jüngling sie zur Reue bewogen. Du bist eine Närrin, sagte der Oheim, dem sie dies gestand; in seinen Adern fließt doch Blut, wie in den deinigen.

Nach mehreren solchen Versuchen wußte Herr von Rinken nicht, was er von seinem Neffen denken sollte. Das hatte er nicht für möglich gehalten. Die Zeit wird ihn fühlen lehren, sagte er lachend, und ließ ihn gehen. Zwar spottete er wohl noch zuweilen bei Tische über die Grundsätze seines Neffen; übrigens bemerkte man aber einander nicht, und der Oheim vermied jetzt wenigstens den Schein mehr als je.

Indeß würde doch zuletzt das Gift des Beispiels sich unvermerkt in Sorbens Phantasie eingeschlichen haben, wenn nicht sein Schutzgeist durch die reinste Liebe die Unschuld seines Herzens bewahrt hätte.

Susanne hatte längst von dem edlen Jünglinge und den Versuchungen seines Herzens sprechen hören. Während des Erzählens von ihm stieg in ihrer Brust wohl der Wunsch auf, den jungen Edelmann kennen zu lernen; aber nur während des Erzählens. Sie hatte Gelegenheit ihn zu sehen; denn der Herr von Rinken besaß in Friedewald einen adeligen Hof, den ein Verwalter bewirthschaftete. Daher stand ihr Vater mit dem Herrn von Rinken in einiger Verbindung. Gewiß aßen Susannens Eltern eine Woche um die andere einmahl bei ihm in Sorgau, und die Mutter konnte dann, wenn sie wieder zu Hause war, immer nicht aufhören, den jungen schönen gnädigen Herrn zu rühmen. Das würde Susannen am Ende vielleicht aufmerksam gemacht haben; allein ihr Vater stimmte nie in das Lob der Mutter mit ein, und

antwortete, wenn sie ihn aufforderte, es zu bestätigen, immer ganz kalt: „nun ja!“

Die Mutter sagte ihrer Tochter sogar: sie möchte doch einmahl mit nach Sorgau fahren, da der Herr von Rinken sehr oft nach ihr frage. Susanne sah ihren Vater darauf an. Er schwieg mit einem nichtssagenden Gesichte, dem gewöhnlichen Zeichen seines Mißfallens; und nun machte Susanne Schwierigkeiten, welche die Mutter gelten lassen mußte.

Fast eben so wie Susannen, gieng es dem jungen Sorben. Der Anblick des Predigers zog ihn an; die heitre, ruhige Gutherzigkeit, die so offen in dessen Gesichte lag, lud Sorben zu einem Gespräche mit ihm ein. Er fand an dem funfzigjährigen Manne noch eine solche Wärme des Herzens, einen solchen Eifer und Enthusiasmus, mit so vieler Besonnenheit und Gutherzigkeit vereint, daß er sich mit allem Feuer eines jungen Menschen an ihn drängte. Ungeachtet des Abstandes an Jahren gewann er den Prediger herzlich lieb. Dieser gab ihm sichtbare Zeichen eines warmen Wohlwollens; doch schien er es geflissentlich zu vermeiden, ihn zu sich einzuladen, so nahe auch Sorben es ihm oft legte. „Ich habe wenig Umgang,“ sagte der Alte, „und bin nicht dazu eingerichtet, Besuche anzunehmen. Auch habe ich meine Geschäfte,“ u. s. w. Sorben gab die Schuld dieser Abneigung gegen einen Besuch von ihm der Pastorin; denn, daß Lenz selbst für die Geselligkeit gemacht war, sah er wohl. Er erkundigte sich nä-

her, und erfuhr nun, daß der Prediger Lenz wirklich fast ohne allen Umgang lebte. Bei dieser Gelegenheit hörte er auch von dessen Tochter reden. „Eine Tochter!“ dachte er; „gewiß kann die kein gewöhnliches Mädchen seyn!“

Er befragte die Frau des Predigers in Sorgau, ein junges, hübsches, buhlerisches Weib, eine ehemalige Bekannte seines Oheims, um Susannen. — Ein Schäfchen, erwiederte sie lachend, das vor Blödigkeit in alle Winkel kriecht, zu keinem Menschen kommt, und, wenn es sich ja einmahl sehen läßt, nicht zehn Worte spricht. Wie der kluge, muntre Vater zu der Tochter gekommen ist, das mag Gott wissen! Ein Schäfchen, das nichts zu sagen weiß als Blä, und nichts kann als eine gute Suppe kochen.

Die Pastorin in Sorgau war freilich nicht die Frau, bei der man sich nach Susannen erkundigen mußte; indeß würde Sorben von allen andern Frauen in der Nachbarschaft wohl nicht etwas viel Besseres gehört haben: denn die jungen liebten Susannen nicht, weil sie ihr ernstes Gesicht fürchteten; und die alten, weil Susanne die ganze Haushaltung führte, ohne je über die viele Arbeit zu klagen.

Lenz selbst hatte seine Tochter nie erwähnt; um so mehr glaubte Sorben, daß die Pastorin in ihrem Urtheile über sie wohl Recht haben möchte. Es freute ihn, wenn der Pastor Lenz kam; aber er setzte ihn nun nicht mehr durch Aeußerungen des Wunsches, ihn besuchen zu dürfen, in Verlegenheit.

Lenz handelte auch diesmal, wie immer, nicht ohne Absicht. Er fürchtete, daß Susanne den edlen, schönen Sorben nicht gleichgültig sehen möchte, und fühlte tief, welche gewaltige Wirkung auch sie auf das Herz dieses verlangenden, leidenschaftlichen Jünglings machen müßte. Er war, wenn dieser mit ihm von dem Ideale seiner heißesten Wünsche redete, und dann Susannen so lebendig mahlte, auf der Folter, und nahm sich um so mehr vor, allen Umgang zwischen den jungen Leuten zu verhüten. O, der eitlen menschlichen Vorsicht! O, der kurzsichtigen Gutherzigkeit! Der Vater bedachte nicht, wie leicht ein Zufall sie beide zusammen führen konnte, und wie sehr sein absichtliches Bestreben, sie von einander entfernt zu halten, dann den Eindruck, der sich bei ihnen erwarten ließ, verstärken mußte. Er kannte ja Susannens Gewalt über ihr eignes Herz, und hätte ihr also seine Besorgnisse entdecken sollen. Sein Vertrauen würde sie geehrt haben, da hingegen sein Mißtrauen das ihrige gegen ihn, wenn nicht gar die Lust sein Mißtrauen zu rechtfertigen, erregen konnte.

Die jungen Leute sollten sich finden. Sorben gieng an einem schönen Maitage gegen Abend in den Wald. Ohne Zweck und Absicht folgte er dem ersten Fußsteige, den er antraf; und der führte ihn auf die Höhen nach Friedewald zu. Er stand ein Weilchen still, da hundert Nachtigallen in den Gebüschen umher ihr Lied schlugen und den schönsten Abend feierten. Dann gieng er, verlohren in die Wollust der

neuerwachten Natur, langsam weiter. Auf einmahl hörte er nahe bei sich einen Ton, wie ein Weinen, oder einen lauten Seufzer. Zehn Schritte von ihm saß an einem Gebüsche ein Mädchen das ihm halb den Rücken zukehrte. — Hier, in dieser Wildniß, ein wohlgekleidetes Frauenzimmer! Ihm fiel die Tochter seines Freundes ein, und er trat leise etwas näher. Auf dem Schooße des Mädchens lag ein Buch. So viel er durch die Blätter von ihrem Gesichte sehen konnte, war sie in großer Bewegung. Er sah, daß ihre Hand sich mit dem Tuche nach dem Gesichte hob; es schien ihm, als ob sie sich die Augen trocknete, und der Seufzer, den er gehört zu haben glaubte, machte ihm das wahrscheinlich.

Sie seufzte noch ein Paarmahl; dann ergriff sie das Buch, blätterte zurück, und fieng an mit einer schönen und leisen Stimme langsam zu lesen:

Dir nur, liebendes Herz — euch, meine vertraulichsten Thränen,
Sing' ich traurig allein dies wehmüthige Lied;
Nur mein Auge soll's mit schmachtendem Feuer durchirren,
Und, an Klagen verwöhnt, hör' es mein leiseres Ohr.

Diese vier Verse las sie mit bewegter Stimme, mit einem Tone, der bei jedem Worte immer mehr brach. Man denke sich, welchen Eindruck das

auf einen solchen Jüngling machen mußte, dessen Herz ohnedies schon durch die Natur für jeden sanften schönen Eindruck geöffnet war! Das Mädchen schwieg eine Weile, und schien sich unterdessen zu erholen. Dann fieng sie aufs neue in einem zerreißenden Tone an:

Ach! warum, o Natur, warum, unzärtliche Mutter,
Gabst Du zu dem Gefühl mir ein zu biegsames Herz?
Und ins biegsame Herz die unbezwingliche Liebe,
Daurend Verlangen, und ach! keine Geliebte dazu?

Sorben hielt den Athem an, um nicht einen Seufzer aus des Mädchens Lippen zu verlieren. Es war ihm, als ob sie aus seinem Herzen hervor läse. Zitternd stammelte auch er leise: ach! keine Geliebte dazu! Das Mädchen ließ die weiße Hand mit dem Buche in ihren Schooß sinken. Dann hob sie es wieder auf, und fieng aufs neue mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit und Sehnsucht an:

Die du künftig mich liebst, (wenn anders zu meinen Thränen
Einst das Schicksal erweicht eine Geliebte mir giebt,)
Die du künftig mich liebst, o du aus allen erkohren,

Sag, wo dein fliehender Fuß ohne mich einsam itzt irrt?
Fühlst du, wie ich, der Liebe Gewalt, verlangst du nach mir hin,
Ohne daß du mich kennst; o so verhehle mirs nicht!
Sag' es mit einem durchdringenden Ach! — das —

Das war dem Jüngling wie Zauberei. Sein Herz schlug ungestüm, und seine Phantasie verwirrte sich. In diesem seltsamen Taumel, in dieser ihm alle Besinnung raubenden Ueberraschung wollte er sich dem Mädchen zu Füßen werfen. Er breitete schon die Arme aus; da las sie: „sag' es mit einem durchdringenden Ach!" in einem Tone, als ob sie ihm läse. Das Schluchzen ihrer Stimme drang bis in das feinste Gewebe seines Herzens. Er sah, daß ihr Busen in großer Bewegung sich hob, als sie die Worte las: „sag' es mit einem durchdringenden Ach!" und ohne Besinnung rief er laut: Gott! Gott!

Susanne wendete bei diesem Ausruf ihr Gesicht schnell nach ihm hin, und erblickte einen Fremden, der jetzt mit ausgebreiteten Armen auf sie zueilte. Bleich vor Schrecken, und zitternd, sprang sie auf, und ließ das Buch aus ihrer Hand sinken. Einen Augenblick sah sie den Fremden starr an. Als er aber näher flog, eilte sie zitternd, wie ein verscheuchtes Reh, den Berg hinunter nach Friedewald. Sor=

ben verlor sie in den Gebüschen aus dem Gesichte. Er blieb wie eingewurzelt stehen, um sich zu entschliessen, ob er ihr nacheilen wollte. Endlich kehrte seine Besinnung zurück, und nun schien ihm alles ein Traum. Er setzte sich dahin, wo Susanne gesessen hatte, und träumte den seltsamen Traum wohl noch zehnmal; erst das Horn des Nachtwächters, der in Friedewald neune rief, weckte ihn aus seinen Träumen, und trieb ihn nach Hause. Er folterte seine Phantasie, ihm einen einzigen Zug aus dem Gesichte des Mädchens darzustellen; aber vergebens. Ihre Gestalt schwebte nur wie ein Schatten in einem lebhaften Gemälde vor seiner Seele. Er drückte seine Lippen, seine nassen Augen in des Mädchens Taschentuch, das er, nebst dem Buche, auf der Erde gefunden hatte, und irrte träumend nach Sorgau.

Susanne war in einem eben so seltsamen Zustande. Der schöne Maitag lockte sie heute an ihren Lieblingsplatz in dem Walde; sie steckte ein Buch zu sich, das ihr Vater so eben erhalten hatte, und gieng. Die laue Luft, die in Liebe erwachende Natur, und der rasche Umlauf ihres Blutes erregten in ihrer Brust heute wieder sehr lebendig jene starken Empfindungen der vergangenen Jahre. Sie verlor sich in Träume, Wünsche und Hoffnungen, die sie lange nicht mehr so lebhaft gefühlt hatte. Die fröhliche Einigkeit aller lebendigen Wesen, das liebevolle Zwitschern der Vögel, der Schlag der Nachtigallen, das Summen der Insekten um einander, erheiterte sie Anfangs;

allein das alles füllte auch ihre Brust mit einer schwermüthigen Sehnsucht. Sie fühlte, daß sie in der Natur allein war. Die Bewegung in ihrer Seele wurde ihr endlich zu heftig; sie schlug ihr Buch, eine Wochenschrift, auf, las hier, las dort, und immer störte sie der Brautgesang der Nachtigallen.

Im Blättern stieß sie auf eine Ode von Klopfstock. Die Ueberschrift des Gedichtes: „die künftige Geliebte," zog sie an. Sie las, und fand ihre Empfindungen, ihre innersten Gedanken, ihre geheimste Sehnsucht, ausgedrückt. Natürlich mußte dieses Gedicht eine starke Wirkung auf ihre bewegte Phantasie machen. Sie las es erst still und schnell, weil sie sehen wollte, ob bis ans Ende hin ihre Empfindungen gehalten wären. Der Schluß rührte sie unbeschreiblich, und sie versank in die süße Wehmuth ihrer erregten Empfindung.

In diesem Augenblicke wurde sie von dem jungen Sorben bemerkt. Nach einer Pause ergriff sie das Buch wieder. Sie las jetzt laut, in Absätzen, und langsam. Ihr wurde alles so wahr; die ganze äussere Schöpfung verschwand vor ihren Augen, und sie fühlte sich in Klopfstocks Welt verzückt. Sie sah die Freundin, deren Herz die Natur für das ihrige gebildet hatte, von hellem Rosenlichte umflossen, in dem Dunkel des Waldes schweben. Ihre Brust hob sich in mächigen Schlägen empor. Als sie an die Worte kam: „sag' es mit einem durchdringenden Ach!" spannte sie ihr Gehör an, um das leise Rauschen ei=

nes liebenden Geistes zu vernehmen; und in dem Augenblicke rief eine Stimme so nahe hinter ihr, und mit einem so durchdringenden Tone: „Gott! Gott!“ Sie sah schnell hinter sich, und erblickte einen schönen jungen Mann, mit ausgebreiteten Armen. Ihre aufgereitzte Phantasie hätte ihn gern für einen Engel genommen. Doch Schrecken und der Instinkt brachten sie zum Fliehen. Erst nahe vor dem Dorfe erholte sie sich; und da sie Niemanden mehr bemerkte, so setzte sie sich hier nieder. Sie wußte noch weit weniger, als Sorben, was sie gesehen hatte; denn bei ihr war alles das Werk eines Augenblickes gewesen, und die lebendigen Bilder ihrer Phantasie mischten sich so bestimmt in die Wirklichkeit hinein. Ein reitzender schöner Jüngling mit ausgebreiteten Armen: das war alles, was sie deutlich dachte; seine Kleidung mahlte ihre Phantasie, sie mochte thun was sie wollte, allemahl mit überirdischen Farben.

Wer war der Jüngling? — Sie konnte nicht einmahl eine Vermuthung darüber wagen; denn seine Kleidung, die ihre Vermuthungen hätte leiten können, war völlig aus ihrer Erinnerung verschwunden. Nach einer Stunde des allerangestrengtesten Nachsinnens schien ihr die ganze Begebenheit eben so wohl ein Traum seyn zu können, als Wirklichkeit. Aber der Eindruck, den dieser Traum, oder diese Begebenheit, in ihrer Brust zurückließ, war dessen ungeachtet unbeschreiblich stark. Sie dachte: ich habe nun den Jüngling gesehen, den das Schicksal mir bestimmt hat; und je dunkler ihre Vorstel-

lungen von dem Ereignisse wurden, desto lebhafter dachte sie — wie es gewöhnlich bei allen halbklaren Vorstellungen ist — diesen Gedanken. Noch, als sie nach Hause kam, war sie in einem exaltirten Zustande. Sie scheute sich, ihrem Vater den Vorfall zu erzählen. Was sollte sie sagen, um seinem bestrafenden Lächeln und seinem mißbilligenden Schweigen zu entgehen? Ach, sie war so lange allein gewesen, hatte so lange für ihre heiße Sehnsucht noch immer eine leise Hoffnung genährt; nun geschah ein Wunder, das ja einem sehnenden Herzen so leicht, so natürlich scheint, und sie sollte es von dem Lächeln, dem Kopfschütteln ihres Vaters vernichten lassen! Unmöglich! sie konnte es nicht aufgeben. Alle ihre Hoffnungen, alle ihre Ahnungen und Wünsche hängten sich unauflöslich an diese Begebenheit. Wo sie gieng und stand, sah sie den Jüngling, sein schönes Gesicht, seine ausgebreiteten Arme; und ach! wie gern hätte sie sich in diese Arme geworfen!

Liebe mit ihren heftigsten Wirkungen war in Susannens wie in Sorbens Herzen. Vielleicht würden ganze Monathe hingegangen seyn, ehe sich Beide geliebt hätten, wenn sie auf eine gewöhnliche Art mit einander bekannt geworden wären; und jetzt liebten sie sich mit unsäglicher Gewalt, obgleich Sorben kaum Susannens Gesicht gesehen hatte, und obgleich das Mädchen von dem Geliebten weiter nichts als sein durch ihre Phantasie erhöhtes Gesicht kannte. Sie liebten sich, sage ich, wenn man anders ihre Em=

pfindung „Liebe“ nennen will. Beide glaubten sich sehr genau zu kennen, und machten sich von einander die gespanntesten Vorstellungen. Der überraschende Vorfall, welcher so natürlich zugieng, schien ihnen Beiden einem Wunder sehr ähnlich. Sorbens Ausruf, in dem Augenblicke, da Susanne einen Ausruf von dem künftigen Geliebten erwartete; und die Worte, die sie las, als er gerade von einer so zärtlichen, so fühlenden Geliebten träumte, schienen ihnen den Beifall des Himmels zu ihrer Liebe zu versprechen. Warum sollte der Himmel ein Wunder thun, wenn er nicht ihre Herzen für einander bestimmt hätte! Nur ein Wunder konnte Beiden geben, was sie wünschten; und jetzt — es ist so menschlich hier zu glauben — war das Wunder geschehen. Sie liebten, ohne einander zu kennen, mit der ganzen vollen Kraft ihrer Herzen; und ganz natürlich: tausend junge Leute kennen sich Jahre, lieben sich, und wissen nicht mehr von einander, als Sorben und Susanne.

Von diesem Augenblicke dachten Beide nur an den Gegenstand ihrer Liebe. Sie redeten mit einander, umarmten sich, gestanden, sich ihre Zärtlichkeit, und waren unaussprechlich glücklich. Schon hatten sie eine Ewigkeit mit einander gelebt, und doch nicht den Gedanken gehabt, der ihnen, wie es scheint, so nahe lag, sich aufzusuchen. Sie waren in ihren Träumen so reich, so selig; was konnte die arme Wirklichkeit dagegen? Welcher Geliebte wäre je so geliebt,

wie das Bild des Geliebten, das die Phantasie erfindet? und welcher verdiente die Liebe so, wie das Bild, das man nach sich selbst mahlt?

Sorben gieng jetzt alle Tage bis nahe an die Stelle, wo er seine Geliebte zum ersten mahle gesehen hatte. Auch Susanne gieng jeden Tag den Weg dahin. Ein Instinkt sagte ihr, sie würde den Geliebten dort finden; aber ein andrer hielt sie ab, ihn dort aufzusuchen, und sie wagte sich nie auf die Höhe. Sorben selbst blickte nur aus der Ferne nach der heiligen Stelle, wo er sein Glück erwartete. Indeß glaubte er dennoch mit einer Art von Gewißheit, daß niemand anders als die Tochter seines Freundes Lenz das Mädchen gewesen seyn könnte. Sie war an jenem Abend den Weg nach Friedewald hinunter geflohen; und da er sich nun näher, das heißt, in Friedewald selbst, nach Susannen erkundigte, so hörte er aus jedem Munde ihr Lob. „O, ein Engel in Menschengestalt! Ein Wunder von Verstand, Güte und Sanftmuth!“ Nie konnte er einen Bauer aus Friedewald sprechen, in dessen Hütte nicht Susanne, wie ein segnender Engel, Rath, Hülfe, Glück, oder doch Muth und Ergebung gebracht hatte. Er hörte von ihr so schöne und reine Züge der alleredelsten und doch der allerdemüthigsten Tugend, daß seine Liebe selbst den Charakter der Tugend annahm und Verehrung wurde.

Endlich konnte er seinen Trieb, sie wiederzusehen, nicht länger unterdrücken, und sah sie heimlich durch

das Gitterfenster in der Kirche. Er hieng beinahe mit Anbetung auf dem schönen, frommen Gesichte des Mädchens, an dem er nur das blonde seidne Haar und die edle Gestalt wieder kannte. Das stille Feuer ihrer großen dunkelblauen Augen, die sie oft im Gebete voll Andacht emporhob, drang mit mächiger Gewalt in seine Seele, und er schwor sich selbst; sie soll mein seyn!

Jetzt bewarb er sich eifriger als je um die Freundschaft des Predigers Lenz, und um eine Einladung von ihm. Er sah, daß der Mann ihn liebte; allein er wurde nicht eingeladen, so nahe er es auch dem Alten legte. Nun kam er auf den Gedanken, einen andern Weg einzuschlagen. Er erfuhr, daß die Familie des Predigers zuweilen zu dem Verwalter in Friedewald gieng, und forschte so lange, bis er den Tag wußte, da sie kam. Dort wollte er Susannen sprechen.

Susanne ihrer Seits hatte sich ebenfalls ganz in der Stille nach Sorben erkundigt; doch nur mit halbem Herzen. Was wußte sie denn auch eigentlich? und die Züge des Gesichtes, die sie in ihrer Phantasie hatte, konnte nur ein Engel tragen. Sie saß ganz arglos in des Verwalters Wohnung, und sprach mit seiner Gattin. Auf einmahl öffnete sich die Thür, und Sorben, der Jüngling, Susannens Geliebter, trat herein. Sie erkannte ihn auf den ersten Blick wieder. Er kam später, und trat rasch ins Zimmer, um aus der Wirkung, die sein Anblick auf Susannen

machen würde, zu schließen, ob sie es sey, die er im Walde gesehen hatte. Susanne erblickte ihn kaum, so wurde sie bleich, und zitterte. Die Bewegung, in die sie gerieth, war so heftig, daß es ihre Kräfte überstieg, sie zu verbergen. — „Mein Gott, Mamsel Sannchen!“ rief die Verwalterin ängstlich; „was ist Ihnen?“ — Ihre Eltern stürzten zu ihr hin. Sorben selbst flog, eben so sehr erschreckt, wie sie, auf sie ein, ergriff ihre Hand, und seufzte mit einem Tone, in welchem jedes Ohr die Liebe erkennen mußte: Susanne! Der Vater aber sah nichts als seine sterbende Tochter, hörte nichts als ihre matten Seufzer. Bald kam der Verwalter mit Arznei. Man umringte Susannen, man sprach von allen Seiten; und sie faßte sich nach und nach. Auch Sorben erholte sich, und alles lief glücklich ab, ohne daß jemand eine Entdeckung machte. Sorben heftete die zärtlichsten Blicke auf Susannen, die jetzt, glühend wie eine Rose, mit niedergeschlagenen, nur zuweilen verstohlen gehobenen Blicken, matt in einem Armstuhle saß und kaum Kraft genug hatte, ihrem Vater seine Fragen über ihre Gesundheit zu beantworten. Endlich erholte sie sich völlig, und nahm den Vorschlag, ein wenig an die Luft zu gehen, mit Freuden an. Sie gieng mit ihrem Vater im Garten auf und nieder. Sorben trat an ein Fenster, um sie zu betrachten, und sie wußte es ihm Dank, daß er ihr nicht folgte.

Nach und nach gieng die ganze Gesellschaft in den Garten; zuletzt kam auch Sorben mit dem Verwalter. Susanne wurde wieder ein wenig ängstlich, als sie ihn bemerkte, und sein Blick sie sogleich suchte. Er näherte sich ihr indeß nicht, sondern stand ehrerbietig in der Ferne; ja, er war selbst mit seinen Blicken bescheiden, und Susanne hatte jetzt, als er mit ihrem Vater eifrig, obgleich zerstreuet sprach, Zeit und Muth, ihn einmahl von der Seite zu betrachten. Er war ein schöner junger Mann: sein offnes großes Auge glänzte stolz und doch sanft; die leicht gebogene Nase, die hohe freie Stirn, die blühende Farbe der Gesundheit und der Jugend, die gerade ungezwungene Stellung, der feste Gang, und das Edle in seinen Bewegungen machten ihn zu einem Urbilde des Apoll. Doch nur einen einzigen Blick warf Susanne auf seine Gestalt; sie vergaß diese, und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf seine Worte. Der Ton seiner Stimme war so sanft und doch so voll, und das Wenige, was sie hören konnte, so schön gesagt, daß sie sich beinahe vergessen und sich ihm genähert hätte. Ihr Gefühl wollte sie zu ihm hinreißen. Sie war ja schon so bekannt mit ihm; sie hatte sich ja schon, noch ehe sie ihn wieder sah, fest vorgenommen, ihm ohne Zurückhaltung zu sagen, was sie für ihn empfände. Dies hatte ihr so leicht geschienen, und schien ihr noch jetzt so leicht, wenn sie das Auge niederschlug und in ihre Träume versank. Doch blickte sie auf ihn,

oder gar er auf sie, so war ihr Vertrauen dahin, so zitterte sie, daß er sie anreden möchte, so erröthete sie, daß sie sich hatte so von ihm überraschen lassen. Als das Gespräch mit ihrem Vater zu Ende war, nahm sie sich sorgfältig in Acht, nicht mit Sorben in einem Gange zusammen zu treffen. Sie ängstete sich, wenn jemand sie anredete, weil sie fürchtete, daß er dazu kommen möchte. Während der Stunde, die Sorben etwa da blieb, gieng sie immer an jenes Ende des Gartens, wenn er an diesem war. Zu ihrer Beruhigung suchte er auf keine Weise Gelegenheit, sie zu sprechen; nur sein Blick verfolgte sie, zwar unablässig, doch mit der feinsten Bescheidenheit.

„Sie sind heute so still, Herr von Sorben!" sagte der Prediger. Sorben erröthete sanft. Still, erwiederte er ernst; doch sehr heiter! Als er endlich weggieng, warf er nur einen Blick, aber voll unbeschreiblicher Zärtlichkeit, auf Susannen, verbeugte sich stumm gegen sie, und verschwand.

Zu Hause suchte Susanne, wie natürlich, sogleich die Einsamkeit. Daß Sorben sie liebte, wie sie ihn, war gewiß; um so seltsamer fand sie es, daß sie Beide nicht ein Wort gewechselt hatten. Es kam ihr nicht unerwartet, daß Sorben sie aufsuchte; ja, sie hatte sich ungefähr eben das gedacht, was nun geschehen war. Wenn sie aber diesen Fall vorher träumte, so gieng alles ganz anders, als heute in der Wirklichkeit. O, dachte sie vorher oft, er wird mich

wieder finden; mit dem ersten Blicke werden wir uns erkennen; unser erstes Wort wird seyn: ich liebe dich! unsere erste Bewegung, einander in die Arme zu sinken. Das alles war ihr so gewiß gewesen; und nun war auch nicht das Mindeste davon geschehen. Die kleine Schwärmerin vergaß, daß sie bis heute von einem Engel geträumt hatte, und daß nun in die Stelle des körper- und geschlechtlosen Engels ein schöner junger Mann getreten war. Liebe, dachte die arglose, unschuldige Seele, sey nichts anders als das allerhöchste Vertrauen. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie falsch gegen ihn gewesen war; und doch fieng sie bei ernstem Nachdenken an zu fühlen, daß es ihr unmöglich seyn würde, ihm zuerst zu sagen: ich liebe dich!

Sorbens Herz war eben so voll. Er hatte zwar die reitzende Susanne fast gar nicht sprechen hören; allein er fühlte ungezweifelt gewiß — und welcher Liebende fühlt es nicht! — wie schön ihr Mund reden, wie fein die Seele, die aus so sprechenden Augen hervorblicke, fühlen müsse. Kurz, Beide glaubten schon, einander unendlich zu lieben, und waren nichts als Schwärmer, doch zum Glück gutherzige, tugendhafte; und zu ihrem noch größeren Glücke irrten sich Beide nicht, so leicht, so natürlich der Irrthum auch gewesen wäre.

Sie hatten nicht ein Wort mit einander gesprochen, sich nur Einmahl gesehen; Susanne hatte einige Verse gelesen; er: „Gott! Gott!“ gerufen; und auf

dieses Lesen, auf dieses: Gott! Gott! hin, waren sie entschlossen, sich mit einander zu verbinden, und wenn sie darum durch stürmende Meere und lodernde Flammen wandeln sollten. — O der thörichten Jugend, die das erste Aufwallen ihres Gefühls so leicht für Beruf des Himmels hält!

Daß Sorben von nun an zu allen Zeiten auf den Spaziergängen um Friedewald her, wie ein dahin gebanntes Gespenst schwebte, läßt sich leicht vermuthen. Susanne merkte es; aber trotz dem in der Stunde ihrer alten überirdischen Schwärmerei gefaßten Entschlusse, dem Jünglinge großmüthig mit dem Geständnisse ihrer Liebe zuvorzukommen, wich sie ihm überall aus. – Er hatte auf den Fall, daß er Susannen anträfe, eine sehr schöne, ordentliche Rede voll Pathos einstudiert. Endlich kam der Fall; und natürlicher Weise wußte er nicht ein Wort mehr davon, weil er das Mädchen wirklich liebte. Sorben, der Susannen eines Tages an hundert Orten vergebens gesucht hatte, lief endlich voll Verdruß den nächsten Weg nach Sorgau; und dieser Weg führte durch ein kleines Thal ganz nahe an Friedewald weg. Jetzt bog er um ein Gebüsch, und da stand die so lange gesuchte Susanne dicht vor ihm. Er erröthete, und sahe sie einen Augenblick an; sie erschrak, und blickte bald an seiner linken, bald an seiner rechten Schulter um ihn weg in die Luft. Der Weg war in dem Gebüsche so enge, daß nothwendig einer ausweichen mußte, um den andern durch zu

lassen. Sie thaten es Beide, und so blieben Beide stehen. Sorben zitterte; Susanne noch mehr. Er öffnete die Lippen, um zu sprechen; aber anstatt etwas Schönes zu sagen, wie er Willens war, schwieg er ganz, und machte ein so einfältiges Gesicht, daß er es selbst fühlte und vor Scham erröthete. Susanne, die nach Art des weiblichen Geschlechtes ihre Besinnung eher wieder erhielt, sagte zitternd ein Wörtchen von dem angenehmen Tage, und Sorben bejahete das. Nun giengen sie mit Verbeugungen neben einander weg, und eilten dann, als ob sie dem Tode entlaufen wollten.

Durch eine Entfernung von funzig Schritten, und durch einige dichte Gebüsche getrennt, standen sie wieder still. Ich Thor! dachte Sorben, und zürnte mit sich selbst. Auch Susanne war mit sich selbst unzufrieden. Beide kehrten um, weil sie einander doch wenigstens nachsehen wollten. Zum zweitenmahle trat Sorben um das Gebüsch hervor, und Susanne stand dicht vor ihm. Jetzt betrachtete er sie mit stillen glühenden Blicken, noch immer verwirrt und höchst verlegen. Susanne lächelte, und schwieg. „Susanne!“ seufte er endlich leise. Sie sah ihn eine Sekunde mit seelenvollem Blicke an, und lächelte fort, obgleich Thränen in ihre Augen traten. Er bemerkte die Thränen, und wurde muthiger. „O Susanne!“ sagte er nun lauter und leidenschaftlicher. Sie seufzte tief, und schlug den nassen Blick in die Wolken. „O Susanne!“ rief er zum dritten=

mahle mit dem Tone der feurigsten Liebe, und ergriff heftig ihre Hand. Sie machre eineu Versuch, die Hand loszureißen; doch in diesem Versuche sank sie an seinen Busen, und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen. Er umfaßte sie, und drückte sie an sein Herz. Sie lag an seiner Brust, und ihre Arme hiengen matt herab.

Da stehen sie Beide, innig und fest umschlungen, Eins für die Ewigkeit, Ein Wesen aus zweien durch die Liebe verschmolzen! Da stehen sie, glücklich, selig wie die Bewohner des Himmels, und bedürfen keiner Worte, keiner Sprache; Thränen sind die Zeugen ihrer Schwüre, Seufzer die Beweise ihrer Seeligkeit. Die Menschheit hat für sie aufgehört, die Zeit ist für sie nicht mehr. Die Erde könnte versinken, der schreckliche letzte Gerichtstag herein brechen, die Sonne verlöschen; sie sähen es nicht. Der Schlag ihrer Herzen, dicht an einander, ist der Puls ihrer Schöpfung. Ihre Welt liegt zwischen ihren Lippen, die sie auf einander drücken. – Und was gab ihnen diese überselige Minute? Drei Seufzer, der Nahme Susanne dreimahl in dem Tone der Liebe ausgesprochen. — Welch eine Kleinigkeit macht uns glücklich! welch eine Kleinigkeit kann uns elend machen!

Jetzt hob Sorben das Gesicht seiner Geliebten sanft empor. „Und du weinst, meine Susanne,“ fragte er zärtlich, „da du den gefunden hast, der wie du die Gewalt der Liebe fühlte, und nach dir ver=

langte, ohne dich zu kennen?“ Sie sah ihn, durch ihre Thränen vertraulich lächelnd, an, und sagte mit einem innigen, zerschmetternden Tone; Mein Sorben! Ihr Herz zerriß in diesem Nahmen, ihre Liebe brach hervor. Alles Fremde war nun von Sorben abgefallen; sie schlang die zitternden Arme um seinen Nacken, und sah ihm in das Auge mit einem so himmlischen, so rührend zärtlichen Lächeln, mit einem so hingebenden, arglosen Vertrauen, mit einer so unschuldigen, und doch so innigen Liebe, daß er vor Entzücken zu vergehen glaubte. Thränen der tiefsten Erschütterung brachen gewaltsam aus seinen Augen hervor. Er warf sich huldigend vor Susannen nieder. Sie knieete zu ihm hin, und sank auch so in seine Arme. Ihre Jugendzeit kehrte zurück; der ganze Himmel mit allen seinen Seligkeiten senkte sich wieder in ihre Brust. O Vater, rief sie, und küßte im Taumel ihres hingebenden Entzückens des Jünglings Hand — giebt es nicht Engel?

Sie war außer sich. Sorben, der das Entzücken der Schwärmerin nicht erreichte, erholte sich früher von dem ersten Taumel der beseligenden Leidenschaft. Noch immer hatte er die Frage: liebst du mich, Susanne? auf der Zunge, als sie schon längst sein, ganz sein war. Er wollte von ihr hören, daß sie ihn liebe; und sie, sie fühlte nur das einzige Bedürfniß, es ihm mit Thränen, mit Blicken, mit freudigem Zittern, und mit Seufzern zu sagen.

Jetzt setzten sich Beide auf dem weichen Rasen nieder, und erzählten einander — Sorben doch wohl mit ein wenig Gepränge, Susanne aber mit einem demüthigen, unschuldigen, nichts verstellenden Vertrauen — alles, was sie von Kindheit an für einander gefühlt hatten. Daran, daß der Himmel sie schon lange für einander bestimmt hätte, stieg nicht der mindeste Zweifel bei ihnen auf. Sie waren weit entfernt, ihre seltsame Liebe und die wunderbare Art ihrer Bekanntschaft der unbesonnenen Jugend zuzuschreiben. Welcher Mensch wäre nicht so stolz, den glücklichen Ausgang einer unbesonnenheit für den Beifall des Himmels zu halten!

Sorben erstaunte, je mehr sich Susannens Herz in ihren Erzählungen enthüllte, über dessen Reinheit, Unschuld und Stärke. Ihre Erwartungen von der Liebe, von der Freundschaft, waren so groß, so überspannt, aber zugleich so edel, so fromm, so erhaben, daß ihr Enthusiasmus in seine Seele übergieng. — Mögen auch diese Erwartungen nicht erfüllt werden, mag der kalte Weltmann über die Forderungen eines vollen Herzens spottend lächeln; uns sind diese hohen Erwartungen, diese kühnen Forderungen eines menschlichen Herzens an ein andres ehrwürdige, heilige Bürgen der Unsterblichkeit, eine himmlische Pflanze, deren Blüthen hier hervorbrechen, und deren Früchte in der Ewigkeit reifen müssen. Wer mag es auch leugnen, daß dieses alles überwindende Liebe, diese alles aufopfernde Freund-

schaft ein Gut ist, dessen Ahnung in den seligsten Stunden unsre Herzen erfüllt, und dann jede edle Seele mit dem reinsten Stolze belebt!

Stunden verflossen ihnen, während dieser Gespräche, wie flüchtige Minuten. Die Sonne neigte sich schon zum Untergange; sie mußten nach Hause. „Wann, wo seh' ich dich wieder, geliebte Susanne?“ — Hier, antwortete sie; oder in Sorgau, bei deinem Oheim; wenn du selbst willst, bei meinem Vater. — „Bei deinem Vater?“ Und nun erzählte er ihr von dessen Kälte. Susanne lächelte. „Du lächelst Susanne, und ich zittere. Selbst mein Oheim...“

Susanne lächelte aufs neue. Dein Oheim? Nun ja. Sogar mein Vater sagte mir vor einigen Tagen, und, wie ich jetzt glaube, bedeutend, ein Adeliger könne kein bürgerliches Mädchen lieben. Können? Da stehst du!... Dürfen? Sie faltete die Hände gen Himmel, und rief voll Inbrunst: guter Gott! der Mensch dürfte den Menschen nicht lieben? und du, du Unendlicher! liebst den Wurm im Staube! O komm, komm, Sorben! Komm, ich will dich noch heute Abend zu meinem Vater führen, und du sollst als Sohn von ihm gehen! Sie zog ihn in glühender Eile mit sich fort. Sorben überredete sie endlich mit vieler Mühe, ihre Liebe fürs erste allen Menschen ein Geheimniß bleiben zu lassen. Zwar sah sie nicht ein, wie der Herr von Rinken seinen Neffen zwingen könne, eine Verbindung mit ihr aufzugeben;

indeß sie glaubte es ihrem Sorben, weil sie ihn liebte, und versprach ihm, gänzlich zu schweigen. Zu ihrem Vater mußte er aber noch denselben Abend.

Sie führte ihn an ihrer Hand in das Zimmer des erstaunten Vaters, und erzählte diesem mit einer süssen unwiderstehlichen Vertraulichkeit, daß sie Sorben heute auf ihrem Spaziergange angetroffen, und daß er um ihre Freundschaft gebeten habe. Und nun, lieber Vater, setzte sie gerührt hinzu, bring' ich Ihnen meinen Freund. Theilen Sie Ihre Liebe zwischen mir und ihm! Der Vater kannte seine Tochter. Er drückte sie lächelnd an seine Brust, und nahm dann auch den erstaunten Jüngling in seine Arme. „Ich habe Sie immer geliebt," sagte er gutherzig; „jetzt liebe ich Sie doppelt, da Sie der Freund meiner Tochter sind.... „Junger Mann," setzte er nach einer Pause, in der er Susannen gerührt betrachtete, mit feierlicher Stimme hinzu: „erhalten Sie sich der Freundschraft dieses Mädchens werth! werth! werth, sag' ich." Ueberrascht von Ahnungen einer schweren Zukunft, und zitternd bei Susannens brennenden Blicken, wendete er sich kummervoll ab. Sorben war verlegen. Das Geständniß seiner Liebe schwebte, als er die kummervolle Miene bes Vaters sah, auf seinen Lippen; doch die Furcht vor seinem Oheim hielt es zurück.

Susannens Mutter fieng nun an zu sprechen; und das half diesesmal Allen aus einer drückenden Aengstlichkeit. Sorben blieb zum Abendessen. Er fand

bei diesen Menschen eine so einfache, und zugleich so große Glückseligkeit, die auf gegenseitiger Liebe und herzlichem Vertrauen beruhete, daß er jetzt seines Oheims Güter zehnmahl dafür hingegeben hätte, ein Mitglied dieser Familie zu werden. Als er endlich Abschied nahm, sagte Lenz mit dem Tone der Aufrichtigkeit: er möchte seinen Besuch bald wiederholen.

Sorben hatte kaum das Zimmer verlassen, so wendete der Vater sein Auge mit einem sehr besorgten Blick auf die Tochter. Er erwartete, daß sie ihm jetzt ihr Herz öffnen würde; denn er war überzeugt, daß etwas Wichtiges zwischen ihr und Sorben vorgefallen wäre. Susanne stand auch schon vom Stuhle auf, um ihrem Vater in die Arme zu sinken, und ihm ihr Geheimniß zu entdecken; aber die Mutter zog sie wieder zurück. Nun, Susanne, sagte diese, glühend vor Freude: Herr von Sorben ist doch ein Engel! Nicht wahr Kind? Und den ganzen Abend hat er kein Auge von dir verwendet! Glaub mir, Susanne, man kann nicht wissen, was aus den Dingen wird, die man backt. — „Etwas Gutes nicht," fiel der Vater ein, schneuzte das Licht, und rückte es näher zu Susannen — „etwas Gutes nicht, wenn man Dinge zusammen backt, die nicht zusammen gehören."

Ei, Vater, das meine ich nicht! Ich rede von Susannen und dem jungen Herrn.

„Eben deswegen, liebe Frau; gerade eben deswegen.“

Ich meinte, fuhr sie fort, und sah Susannen freundlich an: ich meinte, Gott könnte es wohl noch schikken, denn er ist ja allmächtig ... Gott könnte wohl noch geben, daß ...

„Liebe Frau, Gott hilft nichts zusammen backen, was nicht zusammen gehört, und Engel, wenn Engel sind, eben so wenig.“

Aber, mein Gott, wer redet denn noch von Bakken! Das sagte ich ja nur so verblümt! Ich meine, Susanne und der Herr von Sorben könnten wohl noch ein Paar werden, wenn es Gottes Wille wäre; denn, siehst du, Vater ...

„O, thörichte, thörichte Mutter!“ rief Lenz jetzt ein wenig heftig, und streichelte, um diese Heftigkeit zu mildern, seiner Frau über die Wangen. „Es ist Gottes Wille nicht, daß sie ein Paar werden; und wenn sie es dennoch wollten, so brächte Susanne mein Haar mit Sorge und Kummer ins Grab. Nein, niemahls würd' ich Amen zu dieser Verbindung sagen!“

Kaum waren diese Worte aus seinem Munde, so fühlte er auch schon, daß er eine Unbesonnenheit begangen hatte. Er bemerkte, daß Susannens Blick, der vorher unverwendet und froh an dem seinigen hieng, auf einmahl verfinstert zu Boden fiel. Nun wollte er einlenken; aber es war zu spät. Susanne

zündete ihr Licht an, sagte leise: gute Nacht! und verließ das Zimmer.

Sie war in der That Willens, sich dem Vater zu entdecken. Aber jetzt? was hätte sie jetzt dazu bewegen sollen? Ihr Vater hatte ja sehr bestimmt erklärt, daß er nie in eine Verbindung zwischen Sorben und ihr willigen würde. Bis hieher war zwischen Vater und Tochter alles mit Gründen verhandelt worden; und jetzt verurtheilte er diese Sache, ohne irgend einen Grund zu sagen oder zu hören! Das beendigte alles, und überließ Susannen sich selbst, raubte ihr aber nur die Freude, Jemanden zu haben, dem sie sagen konnte: ich bin glücklich!

Schon seit Jahren war der Vater mit ihr als Freund umgegangen, und hatte nie gesagt: ich will; sondern immer: die Vernunft will! wie er das bei Susannens schwärmerischem Charakter nöthig glaubte. So mußte denn nothwendig sein heutiges Absprechen ohne Gründe das Herz seiner Tochter, welches sich schon öffnete, wieder verschließen. Die Gründe, die ihr Vater haben konnte, wußte sie schon aus einem Gespräche mit ihm; sie schienen ihr aber sehr seicht, wie ja wohl jedem jungen Herzen die Gründe gegen Mißheirathen so scheinen müssen. Kein Wunder also, daß Susanne sich entschloß, ihrem Vater die Verbindung, die er so ungehört verdammt hatte, zu verschweigen.

Sie war gar nicht auf dem Fuß erzogen, daß sie von ihrem Vater Hindernisse befürchtete; und so gieng

sie den andern Morgtn früh den Weg nach Sorgau, um ihren Geliebten zu sehen. In ihrer arglosen Brust lag das Glück der Liebe so rein, so unvermischt mit Furcht vor der Zukunft, daß schon ihr erster Blick, aus dem der Himmel hervor strahlte, ihren Geliebten erheiterte und die Sorge in seiner Brust verminderte. — „Mein Oheim, Susanne! selbst dein Vater!“ sagte er mit etwas ängstlichen Tone. Susanne sah keinen Grund, zu sorgen. Aber es sey! sagte sie endlich mit der größten Ruhe: laß doch die Menschen zehn Meilen in die Runde sich gegen unsre Liebe verschwören — wie leicht, Sorben, o wie leicht werden uns unsre Füße über diese zehn Meilen wegtragen! und bringt die Erde nicht auch da Gras hervor für uns zum Sitze? und geben die Gebüsche nicht auch da Laub und Schatten?

Der liebetrunkene Jüngling drückte Susannen für diese Worte an sein Herz, ob er gleich ganz leise fühlte, daß zum Leben mehr gehört, als ein weicher Rasen und Schattengebüsche. Auch Susanne fühlte das; aber sie und er hatten ein Paar Arme, und es fiel ihr nicht ein, daß ein Herz voll Liebe mehr vom Himmel verlangen könne. Ihr Muth riß endlich seine Sorgen weg. Sie brachte ihn mit nach Hause, und betrug sich, im Beiseyn ihres Vaters, so unbefangen, so höchst vertraulich gegen ihn, daß er glauben mußte, sie habe dem Vater ihr Geheimniß entdeckt, und daß dieser es sehr leicht errathen konnte.

Als Sorben gieng, begleiteten ihn Lenz und Susanne. Auf dem Rückwege sprach der Vater mit allem, was die väterliche Liebe Rührendes hat, zu seiner Tochter. Sie hörte ihn ruhig an; aber er sah an ihrem zufriednen Lächeln, wie wenig Eindruck er auf sie gemacht hatte, und bald fieng sie auch an, ihn, wie sie glaubte, sehr bündig, zu wiederlegen. Unsre Liebe, sagte sie zuletzt, ist ewig und heilig. „Das, Susanne," erwiederte der Vater betrübt, „haben tausend Herzen geglaubt; sie träumten sich eine Ewigkeit der Liebe, und büßten nachher mit bittern Thränen die Thorheit, ihrem Traume geglaubt zu haben." — Sie träumten, Vater, sagte Susanne; ich aber fühle, ich weiß — Beide stritten noch auf dem ganzen Wege fort, und Susannen behielt am Ende Recht.

Der Vater schwieg, weil er hoffte, daß Zufälle seinen Vorstellungen mehr Eindruck verschaffen sollten; und die Herzen der beiden jungen Leute schlossen sich nun mit immer größerer Gewalt an einander. Jetzt fuhr Susanne unaufgefordert mit nach Sorgau zu dem Herrn von Rinken. Dieser war durch die Blicke der Wollust zu verwöhnt, als daß er die zarte, keusche Liebe der beiden jungen Leute hätte bemerken können. Ueberdies fand er Susannen, bei allen ihren Reitzen, höchst uninteressant. Ihre Blikke waren so züchtig, ihr Gesicht so rein unschuldig, ihr ganzes Betragen so einfach, so wenig eitel, daß

Rinken, der sonst die jungen Mädchen gern umflatterte, sie kaum ansehen mochte.

Die Frau des Predigers in Sorgau betrachtete indeß Susannen mit forschenden Blicken, weil sie gegen das Mädchen einen geheimen Widerwillen hatte, dem sie selbst keinen Nahmen geben konnte. Das alberne Ding! sagte sie oft; es thut wie die Weisheit selbst! So that Susanne freilich nicht: denn Niemand konnte bescheidener seyn als sie; aber ihre hohe Unschuld demüthigte die Frau. Sehr bald bemerkte diese zwischen Sorben und Susannen ein geheimes Verständniß. O, die Heuchlerin! sagte sie, und lachte hönisch, als sie es zum erstenmahl entdeckte. Und der Heuchler, der Sorben! thut er nicht so tugendhaft wie Joseph; und...! — Man sieht, in welchem Verdachte die Frau unsre Unschuldigen hatte.

Einmahl wollte sie mit Sorben über Susannen scherzen; er sagte ihr aber mit unbeschreiblichem Stolze: Frau Predigerin, Mamsell Lenz ist über jeden Scherz von dieser Art erhaben. Scherzen Sie über andre Dinge, so viel Sie wollen; nur verwechseln Sie nicht Unschuld mit Buhlerei! — Jetzt merkte sie, oder vermuthete, daß Sorben wohl gar ernsthafte Absichten auf Susannen haben könnte; und ihr Neid entbrannte. „Wie? dieser Tugendspiegel hier gnädige Frau?“ Sie biß die Lippen fest auf einander, und theilte ihre Vermuthungen, nicht ohne hämische Zusätze, und als feste Gewißheit, sogleich dem Herrn von Rinken mit.

Rinken wollte sich ausschütten vor Lachen, als ihm die Pfarrerin ihre wichtige Entdeckung mittheilte. „O, der Pinsel, der Tropf!“ rief er, und konnte nicht aufhören so zu rufen. „Das muß originelle Unterredungen zwischen den beiden Menschen geben! Er züchtig wie ein Buch, und das Mädchen blöde und einfältig!“ So sollte Rinken aber die Sache nicht nehmen. Glauben Sie mir, gnädiger Herr, sagte die Predigerfrau, das Mädchen ist listig genug, den Herrn von Sorben zur Ehe zu bereden.

„Das wäre ein Meisterstück!“ rief Rinken, und lachte noch lauter.

Ich sage Ihnen, gnädiger Herr, es ist gewiß so,

„Ja, ja; er wäre einfältig genug dazu!“ Die Pastorin konnte heute den Herrn von Rinken schlechterdings nicht aufbringen. Sie ließ indeß noch ein Paar Anmerkungen fallen, deren Gift nachwirken sollte; und damit gelang es ihr. Rinkens Stolz gerieth in einige Bewegung; doch da sein Neffe gänzlich in seiner Gewalt war, so ließ er der Sache fürs erste ruhig ihren Gang. Er versprach sich Veranlassungen zum Lachen, zum Spotten auf Rechnung eines Menschen, den er noch nie hatte erniedrigen können.

Jetzt lud er die Lenzische Familie noch öfter als sonst zu sich ein, und sahe bald so ziemlich deutlich, daß die Pastorin richtig bemerkt hatte. Er beobachtete nun Susannen genauer, und fand zuletzt, daß

sie doch nicht ganz so albern war, als er vorher glaubte; auch mußte er sich selbst gestehen, sie sey, wenn nicht achtenswerth, doch untadelhaft. Er hätte eine solche Geliebte nicht haben mögen; aber er fühlte, daß eine solche Hausfrau doch nicht ganz übel seyn müsse. Bald urtheilte er auch über Susannens Aeusseres Etwas anders. Er fand erst ihre Augen, dann ihre Farbe, ihre Lippen, dann ihre Figur schön, ohne deshalb die ganze Susanne reitzend zu finden. „Es muß," sagte er, „irgend ein sehr widerlicher Zug an dem Mädchen verborgen seyn, der alle ihre Schönheiten nichts Ganzes werden läßt. Einzeln betrachtet, ist alles an ihr schön; und doch fühl' ich nie die Begierde, sie in meinen Armen zu haben! Worin mag das liegen?

Die Pastorin meinte, in Susannens Albernheit. „Da irren Sie sehr, schöne Frau!" sagte der Herr von Rinken listig lächelnd. „Dem Mädchen fehlt es gar nicht an Kopf; aber ihr Geist schwebt immer über der Erde: und das ist sehr Schade, so hübsch es ihr auch manchmahl läßt. Genug, sie hat etwas Seltsames an sich, das zurückstößt."

Es war Susannens Tugend, diese Schutzgöttin der Unschuld, was Rinken an ihr wiederlich und zurückstoßend nannte. Aber Rinken sah jetzt das reizzende Mädchen in zu vielen hebenden Lagen, und fühlte sich bald von ihr bemeistert, ohne zu wissen, wie es zugieng. Schon stiegen zuweilen rasche Begierden nach Susannen in seinem Herzen auf; allein

bei diesem Mädchen war seine Kunst verloren. Er trat zu ihr, und war entschlossen, auf seine Weise mit ihr zu scherzen; aber gleich bei dem ersten Worte fühlte er sich bescheidner und ernsthafter, als er wollte. Unmöglich konnte er ihr eine Zweideutigkeit sagen. Dieses Verhältniß ward ihm drückend, und er zog sich nach und nach von Susannen wieder zurück. Ein wohlwollendes und ein unwilliges Gefühl kämpften zugleich für und wider sie in seiner Brust. Er wußte selbst nicht, was er wollte, und ließ sie endlich gehen.

Aber ein Zufall fachte seine Begierde nach dem unschuldigem Mädchen von neuem aufs heftigste an. Er hatte an einem schönen, warmen Tage Gesellschaft. Einige junge Frauenzimmer bezeugten Lust, das Nadelöhr zu sehen. Man gieng von Sorgau aus dahin, und Sorben holte im Vorübergehen seine Geliebte ab. Susanne, welche an diesem Tage keinen Besuch erwartet hatte, war wegen der Wärme sehr leicht gekleidet. Sorben bemerkte es nicht, und auch Susanne vergaß es. Er setzte sich mit ihr unterwegs eine halbe Stunde in den Schatten eines Baumes; hier gab ein Gespräch voll Leidenschaft Susannens Augen einen überirdischen Glanz, und bald belebte auch das Ersteigen des Berges ihre Farbe. Als Rinken einen Blick auf sie geworfen hatte, konnte er ihn nicht wieder zurückziehen. So schön war das Mädchen noch nie gewesen, so hatte ihr Auge noch nie gefunkelt. Rinken gieng an sie heran, und sprach

länger mit ihr als jemals. Er suchte ihr Wohlwollen; und ein Instinkt hielt ihn ab, sein gewöhnliches Gespräch über die Heuchelei der Weiber anzufangen, das Susanne immer mit sichtbarem Widerwillen angehört hatte. Jetzt sprach er von der Schönheit des Tages, von dem Genusse, der in den einfachen Freuden liegt; und diesmal besser, als sonst, weil er das, was er sagte, wirklich fühlte. Susanne nahm bestimmten Theil an diesem ihrem Lieblingsgespräche. Ihre Blicke, ihre Lippen wurden gegen den wollüstigen Rinken lächelnder als je, ihre Stimme vertraulich und heiter, ihre Worte gefällig und herzlich. Er konnte sich kaum wieder von dem Mädchen losreißen; ihre edle Gestalt war in der leichten Hauskleidung, worin er sie nie gesehen hatte, so sichtbar, und reitzte alle seine Begierden mächtig auf. Mitten im Gespräche faßte er ihre weiche Hand; bei einer schicklichen Gelegenheit schlang er auch seinen Arm um ihren runden, ungeschnürten Leib, und sein Auge brannte. Während er mit Susannen sprach, forderte jemand von der Gesellschaft die jungen Mädchen auf, unter dem Nadelöhre durch zu kriechen, was dort so Gewohnheit ist. Einige junge Herren fiengen unter fröhlichem Lachen an, und die Mädchen mußten folgen.

Susanne konnte sich nicht ausschließen. So schnell sie auch hin und her — das will die Sitte — durchschlüpfte: so erblickte Rinken doch bei dem ersten Durchkriechen den schönsten Fuß, und einen Theil

eines sehr wohl gebildeten Beines. Als sie dann bei dem Zurückschlüpfen sich von der Erde aufrichtetete, sah der Wollüstling, freilich nur einen Augenblick, die volle jugendliche weiße Brust des reitzenden Mädchens. Susanne selbst bemerkte es, und wendete sich sogleich schamroth ab. — An welchen Zufällen hängt Glück und Unglück im Leben! Eine vergessene Nadel bestimmt das Geschick zweier edlen Menschen!

Träumend, die brennenden Augen auf Susannen, auf alle ihre Bewegungen geheftet, stand Rinken da. Seine ganze Empfindung, seine ganze Lebensweise war von diesem Augenblicke an geändert. Er betrug sich höflich, ehrerbietig gegen Susannen. Seine Spöttereien hörten auf, sein Witz stockte. Er stimmte in jeden Einfall, den Susanne hatte, horchte mit auf den Gesang der Vögel, bewunderte mit ihr um die Wette eine Aussicht durch den Wald, und küßte ein Bauerkind, das sie schön fand. Susanne sagte zu Sorben im Weggehen: dein Oheim ist besser, als du denkst; sein Herz ist nicht ohne Gefühl für die Natur!

Rinken kam, vor sich hin träumend, nach Hause. Noch immer sah er das reitzende Mädchen, wie es sich mit dem vollen Busen emporhob. Seine Sinnlichkeit war empört, und seine Begierden mit einer Heftigkeit, die er nie gefühlt hatte, auf Susannen gerichtet. Er sah wohl ein, daß hier seine gewöhnlichen Mittel, Geschenke und Schmeicheleien, nicht

ausreichen würden, da er nicht nur eine sehr hohe Unschuld, — oder, wie er es nannte, einen unnatürlichen Aberglauben — sondern vielleicht noch überdies eine Leidenschaft zu Sorben zu bekämpfen hatte. Indeß er schloß von sich und seiner Veränderlichkeit auf Susannen, und verzweifelte nicht, am Ende glücklich zu werden.

Ohne Verzögerung fieng er an seinen Plan auszuführen. Er besuchte den Prediger Lenz unter mancherlei schicklichen Vorwänden, die er bei seinem Verhältnisse mit Friedewald leicht finden konnte. Hier horchte er zuerst Susannens Ideen und Wünsche aus. Monathe lang gieng er nun schon in dem Hause ihres Vaters aus und ein, und erstaunte immer mehr, in ihr ein Mädchen zu finden, das von aller Eitelkeit so gänzlich frei war. Er wagte es kaum, ihr eine Schmeichelei zu sagen. Auf seinen Reichthum hatte er sich im Grunde doch mit verlassen; und Susanne nahm eine schöne Blume aus seiner Hand mit Augen, die vor Freude funkelten, dagegen aber eine Haube, die er ihr erst durch eine künstliche Wette gleichsam aufzwingen mußte, mit unbeschreiblicher Kälte. Er verbesserte die Einkünfte der Pfarre. Die Mutter dankte dafür sehr freudig; Vater und Tochter blieben gleichgültig. Aber wenn er einem Unglücklichen in Friedewald half, so standen Beide mit fröhlichen dankenden Blicken vor ihm, als ob er ihnen selbst wohlgethan hätte.

Die Leute machen mich noch zum Narren! dachte er wohl hundertmahl. Der Weg, den er gieng, führte so langsam zum Ziele, war so ungewiß, und dennoch so schwierig. Mit großem Widerwillen mußte er Tugenden heucheln, die er nicht hatte, Empfindungen, die er lächerlich fand. Er glaubte genug zu thun, wenn er wohl that, glaubte alles gethan zu haben, wenn er reichlich gab; und Susannen war das noch nichts: sie verlangte, daß er den Unglücklichen lieben, den Armen achten sollte. Rinken war von Natur freigebig; und es schien ihm natürlich, daß er, der Herr seiner Bauern, auch ihr Wohlthäter seyn müsse. Das war er in der That, und darin setzte er seinen Stolz; an diese Wohlthaten verwies er alle Ansprüche, die sein moralisches Gefühl zuweilen an ihn machte.

„Ich bin kein Kopfhänger," sagte er wohl lächelnd; „allein ich habe die Religion eines ehrlichen Mannes, und erfülle meine Pflicht als Gutsherr, als Beschützer meiner Unterthanen. Fragt meine Bauern; und die werden mir alle bezeugen, daß ich kein schlechter Mann bin." Bisher hatte man ihn in dieser Rücksicht bewundert. Sein Prediger, ein elender, sonst nicht ungebildeter Mann, sagte ihm oft: Sie denken wie ein Freigeist, handeln aber wie ein Christ; und Handeln macht den Menschen. Doch hier, in dem Hause des Predigers Lenz, sagten Vater und Tochter, wenn er etwa ihre Grundsätze angriff, einstimmig, und mit einer Wärme, die er gern Heuche-

lei genannt hätte: wohlthun ist nichts, lieben ist alles! — Meinen Sie denn, Herr von Rinken, fragte Susanne ihn einmahl, daß die Vorsehung von Ihnen betteln muß? betteln für Menschen, die sie versäumte, oder denen sie nicht hätte geben können?... Guter Gott! setzte sie hinzu, und sah den Herrn von Rinken mitleidig an; die Vorsehung versagte hier diesem und jenem, um einem Andern den reichsten Schatz, den sie geben konnte, mitzutheilen, um ihn durch diesen Mangel reich und glücklich zu machen, reich wie Gott, reich durch Liebe! Oder, meinen Sie in der That, fuhr sie mit flammenden Augen fort, daß die Vorsehung nicht ohne Sie dem Mangel abhelfen könnte?

Dergleichen mußte Rinken, so oft er Susannen sprach, jedesmahl von ihr hören; und unglücklicher Weise war sie nie schöner, nie vertraulicher, nie hingebender, als wenn sie mit funkelnden Augen, mit hochrothen Wangen, mit pochendem Busen vor ihm stand, und von so etwas redete. Man forderte hier von ihm Tugenden, die er vorher nicht geahnet hatte, und nannte den Besitz dieser Tugenden das Glück des Lebens. Es war ihm in der That oft, als ob er mit Gespenstern zu thun hätte, so wenig konnte er von dieser Art zu denken begreifen. Er vergab indeß der reitzenden Susanne diese unnatürliche Frömmigkeit. Wahrhaftig, sagte er zu der Pastorin in Sorgau, Susanne kennt ihren Vortheil; sie ist aus Eitelkeit fromm, wie Sie aus Eitelkeit eine

Freidenkerin sind. Diese Heuchelei steht dem Mädchen allerliebst. Sie, meine schöne Frau, dürften es nicht wagen, fromm zu seyn; Sie haben kein Auge, keinen Mund, kein Gesicht für den Himmel." — Oder kein Herz dafür, setzte ihr Mann, der, leider, sein Weib kannte, zweideutig scherzend hinzu.

Anfangs hielt Rinken diese Empfindungen der Lenzischen Familie geradezu für Heuchelei, wie er auch nach seinen Grundsätzen nicht anders konnte; näherer Umgang aber, eine aufmerksamere Beobachtung der Familie und ihres Lebens überzeugte ihn vom Gegentheil. Er hielt sie jetzt für Schwärmer, und bedauerte, daß sie ihre Tage so ohne allen Genuß des Lebens zubrachten. Doch nach und nach überzeugte er sich auch von der stillen sanften Ruhe, von dem ewig heitern Genusse dieser Menschen. Er war so oft Zeuge ihrer Zufriedenheit, ihres Glückes, daß er nicht mehr daran zweifeln konnte; und alle diese Entdeckungen dienten zu nichts, als ihm noch immer mehr Schwierigkeiten bei seinem Unternehmen zu zeigen. Er hatte ganz augenscheinlich Susannens Wohlwollen, und in einem höhern Grade, als je bei einer von seinen feilen Freundinnen; und dennoch war er sehr weit von seinem Ziele. Aber je mehr er die Hoffnung verlor, dies zu erreichen, desto stärker fühlte er sich zu Susannen hingezogen.

Sie und ihr Vater brachten ihn zu Betrachtungen über sich selbst, über Tugend, Unschuld und Liebe, die er nicht im Traume für möglich gehalten hätte.

Er faßte sogar Achtung für die Tugend dieser Menschen, aber nur in der Zeit, die er unter ihnen zubrachte. Die erste Stunde, die er allein war, zeigte ihm Susannens Bild anders: unter seinen wollüstigen Umarmungen. Er war in einem höchst lebhaften Kampfe mit sich selbst. Schon hatte er so manches Mädchen verführt, und niemals war ihm der Gedanke eingefallen, daß es Unrecht seyn könnte, zumal da er die von ihm Verführten immer reichlich beschenkte und sie zu verheirathen wußte. Aber bei Susannen war es ganz anders. Als er sie erst kannte, pochte ihm jedesmahl das Herz so unruhig, wenn er den Gedanken, sie zu verführen, deutlich dachte. Er fühlte tief und ängstlich, daß er Susannens Zufriedenheit mit ihrer Unschuld zugleich zerstören würde, und daß alle seine Schätze ihr den Verlust nicht ersetzen könnten.

Zwar flog er über diese Vorstellung weg, und hielt sich an das Entzücken, das er sich in Susannens Besitze versprach; allein die Vorstellung drängte sich ihm, wie ein drohendes Gespenst, gegen seinen Willen auf, und schlug, obgleich mit leisen Schlägen, seinem Herzen brennende Wunden. Je mehr er Susannen kennen lernte, desto häufiger, desto drückender wurde diese Vorstellung, desto schmerzlicher die Unruhe, die ihn quälte. Er konnte weder seine Leidenschaft, noch diese Unruhe überwinden, und war beider Raub. Nun zeigte ihm seine Phantasie wohl zuweilen Susannen als seine Gattin. Dies Bild

war auf der einen Seite so reitzend, und auf der andern so fürchterlich. Er taumelte unentschlossen, wie jeder Lasterhafte, dessen Gefühl nicht ganz todt ist, auf seinem Wege fort, eilte dem Verbrechen immer mehr zu, bereitete es vor, und suchte die Vorwürfe seines Herzens mit dem Gedanken, daß er keinen festen Entschluß gefaßt habe, zu beruhigen.

Er merkte sehr bald, daß er den ganzen Plan, Susannen zu verführen, aufgeben mußte. Sie blieb auf einem gewissen Grade des Wohlwollens gegen ihn stehen, und alle seine Bemühungen brachten sie nicht einen Schritt näher. Er selbst durfte nicht weiter vorrücken; ein einziges Wort zu viel machte sie kalt und mißtrauisch. So sah er sich mit seinen Begierden auf einen Punkt gebannt, den er, wenn er nicht alles verlieren wollte, nicht verlassen durfte, und auf dem er doch nichts zu hoffen hatte.

Sorben war in nicht geringerer Bewegung. Er zitterte, als er seines Oheims Bewerbungen um Susannen sah, floh an ihre Brust, und äußerte seine Besorgnisse. Susanne lächelte, und sagte gutherzig: du irrest, Sorben! Er bewies ihr aus Vorfällen, aus seines Oheims Worten und Blicken, daß es so sey; und Susanne sagte mit aller Ruhe: du irrest, Sorben. Er hörte nicht auf zu klagen; ja, zuletzt mischte sich sogar ein wenig Eifersüchtelei mit ein. Susanne sah ihn mit einem Blicke an, den er noch nie gesehen hatte, und der ihm durch Mark und Beine drang. — „Sorben," fragte sie ernst, groß und ru=

hig; „du zweifelst doch nicht an meinem Herzen?“ — Er lenkte ein, und der Friede wurde geschlossen. Da aber seine Klagen nicht aufhörten, so faßte Susanne einmahl seine Hand, und sagte: „seltsamer Mensch, was marterst du dich? So bald dein Oheim heute kommt, will ich ihm sagen, daß ich dich über alles liebe.“

Das wollte Sorben nicht, weil er dann noch mehr Hindernisse für seine Liebe befürchtete. Susanne blieb dabei, daß kein Mensch auf der Erde ihre Liebe zerstören könnte, als sie selbst. „O Sorben,“ setzte sie sanft hinzu, „ich fürchte keinen Oheim, keinen Zufall; ach! ich zittre nur vor deiner Furcht mich zu verlieren. Hab' ich auch dein Herz wohl ganz?“ Sorben beschwor, wie natürlich, mit Thränen und Entzücken die Unendlichkeit seiner Liebe und seines Zutrauens. „Nun denn,“ fragte Susanne lächelnd, „fürchtest du dich etwa, daß deine Arme für mich arbeiten sollen?“ O, wollte der Himmel, wir dürften nie von andern Menschen etwas nehmen, als von uns selbst! Ach, Sorben, fühlst du nicht, wie glüklich ich wäre, wenn ich alles dir und deiner Liebe verdanken müßte, nichts dem Zufalle? fühlst du dies Glück nicht, daß du vor deinem Oheim so zitterst?“

Sorben drückte sie an sein Herz, und wäre jetzt mit ihr, wenn sie gewollt hätte, in eine Wüste geflohen. Täglich erhielt er so viele Beweise von ihrer unendkichen Liebe und Anhänglichkeit, daß er sich ge=

gen sie erniedrigt fühlte. Er sann darauf, ihr diese Liebe zu vergelten, und zeigte ihr das höchste Entzücken, das innigste Vertrauen. So gewöhnte er ihr Herz an eine Liebe, die er nicht ganz in der Stärke fühlte.

Susannens Mutter dachte: Sorben oder der Onkel! Sie nahm Beide mit gleicher Freundlichkeit auf; doch neigte sich die Wagschale auf des Oheims Seite: er schmeichelte ihr ja, und war Gutsherr!

Der Vater sah die Liebe der beiden jungen Leute, und trauerte. Jetzt sah er Rinkens Bewerbungen um seine Tochter, und dankte Gott, daß sie schon liebte. Ob er gleich von dem feinen Verführer nichts fürchtete, so zitterte er doch vor trüben Stunden, und bat den Himmel, die Verwirrung sanft zu lösen und seiner Tochter zu schonen. Er verbarg Susannen seinen Kummer. — Mag sie jetzt glücklich seyn, sagte er seufzend; ich fürchte, ich fürchte, auch für sie wird die Zeit der Thränen kommen.

Susanne war, um ihren Geliebten zu beruhigen — was kümmerten sie die Uebrigen! — auf einmahl wie verwandelt. Sprach sie mit Sorben in seines Oheims Gegenwart, so strahlte die innigste, zärtlichste Leidenschaft aus ihren Augen hervor. Sie warf solche verlangende Blicke auf den geliebten Sorben, schmiegte sich in so vertraulichen Stellungen an den Glücklichen, und hieng so unzertrennlich an seiner Seite, daß Rinken nicht länger in Zweifel seyn konnte. Susanne hatte die Absicht, den Kno-

ten zu zerhauen. Ihre Liebe war der kleinen Schwärmerin zu ruhig; sie wollte die Freude haben, etwas für ihren Sorben zu thun, und ihn für sich handeln zu sehen.

Rinken machte jetzt einen Versuch, ob Susanne nicht zu gewinnen sey, und übersprang die Gränze, die er sich vorgeschrieben hatte. In einer Unterredung, die er listig genug einleitete, zeigte er Susannen auf einmahl die Aussicht, seine Gattin zu werden. Er sprach mit ihr von dem Glücke der Häuslichkeit. „Es ist wahr," sagte er, „ich habe lustig in die Welt hinein gelebt: nicht mir selbst, sondern Andern; aber ich kannte das häusliche Leben nicht."

Nun jetzt kennen Sie es doch, erwiederte Susanne; wenigstens sehen Sie, daß man glücklich seyn kann, ohne...

„Lassen Sie mich ausreden, meine Liebe. Ich weiß noch mehr; ich weiß, daß das häusliche Leben in meinem Herzen Tugenden bewirken würde, die mich und meine Unterthanen beglücken müßten. Allein ich verlange viel, sehr viel von dem häuslichen Leben." — Nun schilderte er das Glück, das er davon erwartete, sehr lebhaft und reitzend. „Aber," schloß er endlich, „ich müßte eine Susanne haben, die es mit mir theilte." Er ergriff dabei ihre Hand, und sah ihr fest in die Augen. Susanne zog ihre Hand nicht zurück, und es verbreitete sich sogar ein kleines Lächeln über ihr Gesicht. — Vertrauen gegen Vertrauen, sagte sie nach einigen Sekunden sehr ruhig.

Herr von Rinken, ich liebe einen Jüngling mit unendlicher Liebe. Nichts, nichts in der Welt, glauben Sie mir das, kann mich von ihm trennen; er müßte denn die Tugenden verlieren, die ihm mein Herz erwarben. Verwahren Sie mein Geheimniß! setzte sie freundlich lächelnd hinzu; dann stand sie auf, und suchte Sorben.

Verlegen, unmuthig und erbittert blieb Rinken sitzen. So war es denn gewiß! Für Sorben blühete die schöne Blume, in deren Besitz er selbst sich so glücklich gefühlt haben würde! Er runzelte die Stirn, weil es ihn beschämte und beleidigte, sich so trocken abgewiesen zu sehen. Ein Mann, wie er, gegen einen Menschen, der nichts hatte, der von ihm abhieng, und den er nur für einen kalten langweiligen Schwätzer hielt!

Mit Verdruß und Begierde nach Rache im Herzen gieng er lange im Garten auf und nieder; und dennoch erhob selbst in diesem Tumulte der Leidenschaften die Liebe ihre Stimme wieder so sanft und eindringend. Die Unwahrscheinlichkeit, Susannen jemals zu besitzen, machte sie ihm noch reizzender. Zwar beschloß er augenblicklich, daß Sorben sie so wenig bekommen sollte, wie er selbst; aber dennoch wünschte er sich an dessen Stelle, und beneidete ihn auch um die unbefriedigte Liebe des Mädchens. Jetzt fieng die Liebe an, ihm ein grösseres Gut zu seyn, als die Wollust.

Sehr unmuthig warf er sich zu Hause mit gerunzelter Stirn in seinen Sopha. O, rief er laut, und stieß den Hund, der ihm liebkosen wollte, mit dem Fuße zurück — o, was gäbe ich nicht um die Liebe eines Weibes! Aber wo, wo ist denn noch ein Herz, das so lieben könnte, wie das Herz dieses Mächens, das allein gegen mich undankbar ist? Was wär' ich nicht im Stande um ihrentwillen aufzuopfern! Was hab' ich nicht schon aufgeopfert! Das genußreiche Leben. Gewiß, an ihrer Seite wollte ich das Zimmer nicht verlassen, und glauben, die Welt sey ein Kerker, in welchem nur die mühevollste Tugend und beständige Aufopferung glücklich machen könne. Hat sie mich nicht schon jetzt ganz umgeschaffen? Und nun so undankbar!"

Je mehr Rinken nachdachte, desto deutlicher sah er ein, daß er Susannen erst von Sorben losreissen müsse, ehe er selbst hoffen könne; und dazu gab es kein andres Mittel, als Sorben zu einer Untreue zu verführen. Rinken beschloß mit klopfendem Herzen, dies Mittel zu versuchen. Er stieß sich nicht an dem Gedanken, einem unschuldigen Jünglinge die Reinheit der Seele zu rauben: denn er hielt Sorbens Unschuld noch immer für eine unnatürliche, schwärmerische Narrheit; doch fand er etwas Widriges in der Vorstellung, daß er seinen Neffen durch eine Betriegerei von Susannen trennen wollte. Auch das würde er indeß nicht gefunden haben, wenn nicht Susannes Besitz in seinen Augen das höch-

ste Glück gewesen wäre. Eben dadurch hatte er gelernt, die Liebe zu achten und die Verbindung zweier Herzen zu ehren.

Sorben zu verführen, war nicht leicht; wenigstens konnte er das Unternehmen den plumpen Händen der Mädchen in seinen Diensten nicht anvertrauen. Ihm fiel ein reitzendes listiges Geschöpf ein, Hannchen mit Nahmen, eines Kaufmanns Tochter, die einmahl sogar ihn selbst mit dem Scheine der heiligsten Unschuld beinahe überlistet hatte. Sie war ein gutes Mädchen gewesen, aber sehr früh von einem Reiche verführt worden, der dann noch überdies ihre Seele mit seinen abscheulichen Grundsätzen von dem Genusse des Lebens vergiftete. Hannchen war gerade nicht wollüstig, aber in einem hohen Grade intriguant; es machte ihr eben so viel Vergnügen, ein Mädchen zu verführen, wie einen Jüngling. Sie empfand es tief, daß man sie verachtete, und wollte sich dafür an den Menschen rächen, die sie nur für vorsichtiger, nicht für keuscher hielt als sich. Es war der Triumph ihrer Rache, wenn sie einen von diesen stolzen Heuchlern in ihre Netze ziehen konnte.

Rinken eilte nach Kassel, wo dieses Mädchen lebte. Er machte ihr seinen Antrag mit sehr vortheilhaften Bedingungen; und sie willigte mit Freuden ein. Als er ihr von Sorben und Susannen erzählt hatte, was sie wissen sollte, klatschte sie in die kleinen Hände, und rief: o, hier sind mir die Trium=

phe über die Scheinheiligen ohnedies zu leicht. Rinken entließ nach einiger Zeit seine Hausjungfer, und Hannchen kam, in einer sehr ehrbaren Kleidung, mit einem unschuldig frommen Gesichte, als die verwaisete Tochter eines Predigers, nach Sorgau, um die Haushaltung zu führen.

Sie sprach bei der ersten schicklichen Veranlassung ziemlich lange mit Sorben, und lachte nun dem Herrn von Rinken, so bald sie ihn sah, ins Gesicht. „Deshalb lassen Sie mich kommen? um dieses jungen Menschen willen, den schon mein Arm, wenn ich nur ein wenig damit figurirte, aus dem Gleichgewichte brachte? der über und über roth wurde, wenn ihn nur meine Fingerspitze berührte? Das ist drollig! Aber, Herr von Rinken! wie können Sie so viel auf die hohen Worte dieses jungen, unerfahrnen Menschen geben! Er wird in mein Netz laufen, sobald ich nur Lust habe es auszustellen! Nach seinen Augen zu urtheilen, träumt er ja von nichts als von Liebe! Wahrhaftig, man sieht es ihm an, daß seine ganze Tugend nichts als elendes Büchergeschwätz ist.“ — Meinen Sie wirklich, schöne Heldin? fragte Rinken spitz. Prahlen Sie nur nicht vor dem Siege! Ich sage Ihnen, Hannchen, Sie haben zu thun. Der junge Mensch mit seinen glühenden Wangen, seinen brennenden Augen, und der noch glühendern Phantasie, hat eine seltsame Erziehung gehabt, von einer Frau...

Hannchen lachte laut auf. „Nun, daß die Mütter dies und jenes lehren...“

Halt! fiel Rinken empfindlich ein: ich bin wohl kein Kopfhänger, das wissen Sie; doch über diese Frau verbitte ich mir alle Spöttereien. Sie war in der That, was sie schien. Ich glaube eben nicht an viele tugendhafte Weiber; aber für zwei will ich schwören. Sorbens Erzieherin war eine von ihnen. Und wenn ich bedenke — setzte er mit finsterer Miene hinzu, und gieng von Hannchen weg in ein Fenster. Sorbens vortreffliche Mutter fiel ihm ein; und beinahe hätte er jetzt seinen Plan völlig aufgegeben. Susannens ganzer Zauberreitz war nöthig, ihn auf seinem Wege zu erhalten. Er sah das schöne Mädchen noch denselben Tag an seines Neffen Arm im Garten Gehen. Seine Eifersucht entbrannte aufs neue; er vergaß seine Schwester, und drang in Hannchen, zu eilen.

Hannchen machte einige Versuche; aber zu ihrer Verwunderung lernte sie dabei zum erstenmahl die Stärke eines reinen Herzens kennen. „Ist das möglich?“ sagte sie lachend; „sind Worte stärker, als die natürlichen so mächtigen Triebe?“ Sie fieng nun an, von weitem ihre feinern Netze auszuspannen. Erst suchte sie sich in Sorbens Vertrauen einzuschmeicheln; und das gelang ihr ohne Schwierigkeit. Vor allen Dingen mußte sie sich mit des Jünglings Ideen bekannt machen. Sie fand diese Anfangs unsinnig, weil sie schlechterdings nicht begriff, wie ein Mensch

so denken, so fühlen konnte. An die Zeit ihrer eignen Unschuld erinnerte sie sich wohl noch, und lachte über ihre damaligen Vorstellungen; allein Sorbens Begriffe von Tugend, von Reinheit der Seele, von geistiger Liebe giengen noch tausendmahl weiter. Und doch mußte sie in dieses Galimatias mit einstimmen, um den Jüngling, den sie fangen wollte, nicht schüchtern zu machen.

Hannchen errieth nach und nach die Absicht des Herrn von Rinken, der ihr nichts weiter gesagt hatte, als daß er seinen Neffen von der Liebe zu Susannen heilen wolle. Sie machte sich zu Sorbens Vertrauten, und lernte nun auch Susannen kennen. Diese beiden Menschen, deren Blicke, deren Worte, deren Gedanken sogar wie giftige Pfeile in ihr Herz drangen, reitzten sie immer mehr, die Wünsche des Herrn von Rinken, und jetzt auch ihre eignen, zu erfüllen. Susannens ruhiger, unschuldiger Blick, ihr stiller und doch so stolzer Gang, der Abscheu, den sie so unverhöhlen äußerte, wenn die Rede nur von weitem auf die Wollust, auf die Sinnlichlichkeit kam, waren lauter bittre Vorwürfe für Hannchen. Sie betrachtete Susannen mit einer Art von giftigem Haß; und dennoch fühlte sie eine gewisse Liebe zu dem Mädchen, das ihr so viel Mitleiden und Herzensgüte zeigte, als es hörte, daß sie eine verlassene Waise sey. „Nein,“ rief Susanne, und schlang ihren Arm um den Hals ihrer bittersten Feindin; „verlassen sind Sie nicht, so lange dies Herz

schlägt, so lange die Freundschaft etwas Tröstendes für Sie hat!“ Hannchen wußte nicht, wohin sie bei diesen zärtlichen Worten ihr Auge wenden sollte. Es war ihr fast nicht länger möglich, sich zu verstellen. Sie fühlte sich wie zerschmettert; und nur ein Paar bittre Anmerkungen, die Susanne bald nachher über die Wollust machte, konnten ihr den Muth wiedergeben, dessen sie zur Ausführung ihres Planes bedurfte.

Sorbens Vertrauen hatte sie; aber, was sie nun von ihm erwartete, geschah nicht. Seine Phantasie wurde nicht empört, wenn sie auch neben ihm saß, ihm die Hand leise drückte, und sich an ihn sanft anlehnte. Ist das möglich? fragte sie wieder. Sie wußte sich Sorben, ohne daß er etwas argwöhnen konnte, in der reitzendsten Morgenkleidung zu zeigen. So lockte sie ihn auf ihr Zimmer, und wusch sich mit einem kindischen Zutrauen in seiner Gegenwart die runden, weißen Arme. Sorben sprach ganz ruhig mit ihr fort. Sie erzählte ihm ein Mährchen, wie sie einmahl in den Oberarm verwundet worden wäre. „Mann kann die Stelle hier noch fühlen,“ sagte sie mit dem unschuldigsten Wesen von der Welt, und hielt ihm den schönen Arm hin. Sorben fühlte die Stelle an, fand nichts, und änderte keine Miene. Nun blieb sie so vor ihm stehen, und erzählte ihm das lange Mährchen bis zu Ende. Dabei spielten ihre runden Arme immer vor seinen Augen hin und her. Er veränderte noch immer keine Miene. „Ist

das möglich? dachte sie unwillig, und riß die Aermel ihres Hemdes bis auf die Fingerspitzen herunter.

Alle ihre andren Künste der feinsten Buhlerei giengen eben so verloren; der unerfahrne Jüngling hielt sich tapfrer, als die klügsten Weltmänner, die sie mit der halben Mühe in ihr Netz gezogen hatte. Jetzt kam ihre Eitelkeit mit ins Spiel. Sie fürchtete Rinkens Spöttereien, schämte sich überwunden zu werden, und verdoppelte ihre Bemühungen. Ihre Zärtlichkeit gegen Sorben wurde eine süße, sehnsuchtsvolle Wehmuth; in ihren Augen stand, wenn sie ihn ansah, immer eine halbe Thräne. Sie schwärmte mit ihm, und bejammerte das Elend einer unglücklichen Liebe. Jetzt war sie höchst zärtlich, und fast in eben demselben Augenblicke betrübt. So erregte sie Sorbens Aufmerksamkeit wirklich. Sie spielte alle ihre Rollen mit einem neuen gefährlichen Zauber, umschlang ihn von allen Seiten mit den unsichtbaren Fäden der lockendsten Empfindungen, und hatte schon den Triumph, zuweilen in seinen Augen zärtliche Theilnahme zu lesen. Wenn er von Susannen kam, saß sie in der dunkelsten Laube, und er mußte ihr erzählen. Sie hörte mit der innigsten Theilnahme zu, und seufzte dann. Nicht lange, so faßte und drückte sie seine Hand, ließ sie auf einmahl los, ergriff sie mit Heftigkeit aufs neue, und drückte sie an ihre Brust. So saß sie mit Sorben bis Mitternacht, bald heftig, bald sanft,

der Raub einer wilden Leidenschaft, die er nothwendig merken mußte. Dann sprang sie auf, zog ihn mit sich bis an die Gartenthür, blieb stehen, legte ihre Stirn auf seine Schulter, seufzte, und zog ihn weiter mit sich fort. An der Thür ihres Zimmers stand sie wieder still, sah ihn schmachtend, zärtlich, verzweifelnd an, seufzte, und — riß sich von ihm los, weil sie an ihm weiter nichts bemerkte, als Mitleiden mit ihrem seltsamen Kummer. Sie sprang in ihr Zimmer, warf sich unwillig in einen Stuhl, und rief, wie gewöhnlich: ist das möglich?... Nein, nein! fuhr sie nach einigen Minuten fort; er soll, er muß mein werden! Sie strengte sich auf alle nur mögliche Art an, etwas zu erfinden, das seine Phantasie entflammen könnte; aber vergebens. Endlich trat sie, halb mit Verdruß, halb mit Beschämung, vor Rinken, und sagte: Der Mensch macht mich noch wahnsinnig; sein Blut besteht aus Schnee.

„Nein, nein," erwiederte Rinken: „sein Blut ist warm genug; aber Sie haben noch keinen jungen Menschen gekannt, dessen Tugend sich auf Liebe stützt. O, wahrhaftig! ich fange an den Romanen zu glauben. Sehen Sie, sogar diesen Roman — er zeigte ihr ein Buch, worin er las — lese ich jetzt mit Andacht. Ich habe den Verfasser sonst einen ausgemachten Narren genannt; und nun... Der Mensch kannte eine Seite am menschlichen Herzen, die wir, leider! erst jetzt, da es zu spät ist, kennen lernen. Ich habe nie geliebt, und Sie, Hannchen,

auch nicht. Wir sind freilich glücklich gewesen; aber ich fange an zu glauben, daß Menschen, wie Sorben, es ohne Genuß mehr sind als wir. Mag man auch das überirdische Entzücken, das hier geschildert wird, Thorheit nennen! Ich möchte wohl mein ganzes Leben hindurch ein solcher Thor seyn. Nach gerade kann ich begreifen ... Da lesen Sie diesen Brief." (Er hielt ihr Rousseaus Heloise hin.) „Der Held ist der wahre Sorben; und Julie ..." Hier brach er ab.

Die wahre Susanne, setzte Hannchen boshaft lächelnd hinzu, und nahm das Buch. Sie warf sich in einen Stuhl, und fieng an, die aufgeschlagene Stelle, den fünf und funfzigsten Brief, zu lesen. Rinken gieng unterdessen im Zimmer auf und nieder. — Wenn der Mann Recht hätte, sagte Hannchen auf einmahl langsam, so wäre ...

„Nun?" fragte Rinken; „so wäre ... nun?"

So wäre ich nie glücklich gewesen! Jamais — sagte sie, und zeigte auf die Stelle im Buche — jamais je n'ai gouté cette étroite union des ames! Mit einem Seufzer gieng sie hinaus, nahm das Buch mit sich, und las in ihrem Zimmer den ganzen Brief. Sie blätterte zurück, und las den vorhergehenden, worin Saint Preux beschreibt, wie er bei Nacht in Juliens Kabinet auf sie wartet, und ihre Kleider findet. Jetzt fuhr ihr schnell wie ein Blitz ein Gedanke durch den Kopf. Wohl zehnmahl las sie, wie Saint Preux Juliens Schnürbrust in Händen hat, und

tausend Küsse auf die Stelle drückt, wo ihr Busen ruhet. Endlich einmahl betrachtete sie sich als Siegerin. Sie flog mit glühendem Gesicht und triumphirender Miene zu Rinken, bat ihn, Sorben unter einem guten Vorwande bald auf ihr Zimmer zu schikken, und eilte dann wieder weg, ohne ihm Rede zu stehen.

Jetzt trat die listige Buhlerin mit ganz offner Brust vor den großen Spiegel, der Thür gegenüber, als ob sie sich ankleidete, und wartete so auf den Jüngling. Die Thür öffnete sich, und Sorben trat unbefangen herein. Hannchen bückte sich, als ob sie eine Nadel vom Tische aufhöbe, sah sich bei dem Geräusch um, kehrte sich wieder gegen den Spiegel, als ob sie ihm den Anblick ihres schönen, vollen Busens nehmen wollte, und machte ihn im Spiegel desto sichtbarer. Dann schlug sie das Tuch über, hielt es mit der Hand zusammen, und gieng Sorben entgegen. Er hatte ihr etwas von seinem Oheim zu bestellen, sie etwas von Susannen zu fragen; so war denn Sorben mit ihr in ein Gespräch verwickelt, und dies interessirte sie so sehr, daß sie zuweilen nicht daran dachte, ihr Tuch festzuhalten. Ihre Brust klopfte unter der leichten Hülle so sichtlich, auf ihren Wangen lag eine so schöne Röthe, und ihr ganzes Wesen war so zärtlich, daß sie bei Sorben eine merkliche Bewegung hervorbrachte. Er warf in der That verstohlne Blicke auf ihren Busen, und endigte das Gespräch nicht, was sie auch gar nicht wünschte.

Endlich steckte sie denn doch eine Nadel in ihr Halstuch, und setzte sich zu ihm. Sie hatte das Gespräch auf die Wirkungen der Liebe geleitet; und Sorben machte die Bemerkung, daß durch die Liebe alles von der Geliebten interessant werde. „Also auch," fragte Hannchen schnell, und nahm die Heloise von dem kleinen Tische neben ihr: „also auch, wie hier steht . . ?" Auf einmahl schwieg sie, schlug sich auf die Lippen, und stellte sich, als ob sie erröthete. Sie wollte das Buch wieder weg legen; Sorben griff danach, und fragte: nun, was steht denn da?

Hannchen weigerte sich es zu sagen, und machte Sorben noch neugieriger. Zuletzt konnte sie seinen Bitten nicht länger widerstehen, und erzählte ihm: „in dem Buche hier wird beschrieben, wie ein Liebender im Zimmer seiner Geliebten ihre Kleider findet, und diese Kleider küßt, gerade so wie Sie eben sagten, daß alles von der Geliebten interessant sey. Ich hielt es für übertrieben, als ich es las." Sorben bat, sie möchte die ganze Stelle vorlesen. Als sie das nicht wollte, riß er ihr das Buch fast mit Gewalt weg, und nun machte sie es ihm wenigstens zur Bedingung, leise zu lesen. Sie hatte seinen Stuhl dicht an den Spiegel gesetzt, und brachte, indeß er las, ganz nahe vor ihm, ihr Halstuch in Ordnung. Er war ja beschäftigt; und daß er bisweilen über die Heloise weg schielte, bemerkte sie nicht, weil sie ebenfalls zu thun hatte. Nicht lange,

so schlug Sorben ein Blatt ein, steckte das Buch in die Tasche, drückte Hannchen mit einem ungewöhnlichen Feuer die Hand, und verließ das Zimmer.

Nach einiger Zeit gieng sie in den Garten, und sah ihm in's Fenster. Er las in der Heloise; und als sie unter Tisch in sein Zimmer sprang, fand sie das Buch noch bei jenen Briefen aufgeschlagen. Endlich, rief sie nun froh, endlich hab' ich doch Feuer in seine Phantasie geworfen! Aber schnell, eh es wieder erlischt!

Nachmittags kamen ein Paar Gäste. Sorben mußte ihnen, weil sein Oheim Geschäfte hatte, Gesellschaft leisten, und konnte nicht nach Friedewald. Gegen Abend giengen die Fremden in Hannchens Zimmer, und blieben da, obgleich Hannchen ein Paar mahle herein kam und eine verdrießliche Miene machte. Sie tranken viel, indeß Hannchen ab und zu gieng. Um zehn Uhr, als Sorben in sein Zimmer gehen wollte, begegnete ihm in der Thür Hannchen schon im Nachtkleide. „Nehmen Sie es nicht übel, lieber Sorben," flisterte sie ihm zu; „ich habe mich in Ihrem Zimmer auskleiden müssen. Die Menschen sind erst eben weggegangen. Sie beherbergen wohl einmahl eine Nacht meine Kleider. Susannens Kleider — setzte sie mit einem Händedruck hinzu — würden Sie freilich lieber beherbergen. Gute Nacht!" Sorben ließ sich noch Licht von ihr geben, und zog die Thür hinter sich zu.

Aus einer nahen Kammer, in die sie sich hinein schlich, konnte sie unbemerkt in sein Zimmer sehen. — Da stand der Jüngling, und betrachtete ihre Kleidungsstücke. Hier lag ihre Schnürbrust, und daneben das Tuch, das am Morgen ihren Busen so ungetreu verhülle. Er nahm die Schnürbrust auf, betrachtete sie lange, und küßte sie sogar mit großem Feuer. Auch mit ihrem Kleide, und mit einem Rokke, der auf seinem Bette lag, beschäftigte er sich. Hannchens Augen funkelten, und sie flisterte leise: er ist mein! Augenblicklich schlüpfte sie nach ihrem Zimmer, warf nach einigen Minuten die Thür heftig zu, und flog, halb entkleidet, mit ganz offner Brust, wieder zu Sorben, und in seine Arme. Ach, lieber Sorben! rief sie ängstlich, und drängte sich in ihn hinein.

Sorben fragte, was ihr wäre. Sie erzählte ihm, noch immer furchtsam, und sich in seine Arme schmiegend: als sie sich entkleidet hätte, wäre sie auf einmahl einen von den Fremden in ihrem Bette gewahr geworden. Sorben wollte sogleich fort, um den Fremden wegzuschaffen; aber Hannchen bat ihn zu bleiben. „Sie bringen ihn nicht fort, sagte sie; er ist betrunken, und würde Lärm machen. Und das Gesinde im Hause! was sollte das denken?“ Sie rang die Hände. Sorben wußte nicht, was zu thun wäre, und bat sie nur, sich zu beruhigen. Sie hörte ihn kaum, und wurde immer ängstlicher. Er umfaßte sie, liebkoste ihr; und sie sank an seine Brust,

Jetzt hörte sie Rinkens Stimme, und rief: „Gott: Ihr Oheim! Ich vergehe, wenn er mich hier findet!“ Sorben löschte das Licht aus. Sie umschlang ihn immer fester, und drückte seine Hände an ihren offnen Busen, ihren Mund an seine Wangen.

Was machen wir? sagte Sorben in großer Verlegenheit. Wenn mein Bedienter... In diesem Augenblick trat auch schon Sorbens Bedienter in das Vorzimmer, neben welchem er in einem Kabinette schlief, und worin des Nachts immer ein Licht brannte.

„O, mein Gott, da ist er schon!“ flisterte Hannchen; „ich bin verloren!“ — Sorben stand auf, verriegelte die Thür, und zog dann Hannchen auf seinen Schooß. Da hatte er bei hellem Mondschein das reitzende, nur halb bekleidete Mädchen in seinen Armen. Seine Blicke stahlen sich wider seinen Willen auf ihre Brust, seine Arme hielten sie eng umschlossen, und seine Küsse wurden glühender.

Auf einmahl hob er sie sanft empor, und trug sie mit schweigendem Zittern in einen Armstuhl. Er sah sie einen Augenblick an, nahm ihr Halstuch, das noch auf seinem Tische lag, warf es ihr um die Schultern, und sagte mit bebender Stimme: „Sie erkälten sich, Hannchen! Werfen Sie Ihren Rock über.“ Sie stand erwartend. „Seyn Sie ruhig,“ flisterte er, und öffnete das Zimmer. „Friedrich!“ rief er dann; „geschwind in den Garten! Mich dünkt, es geht ein Kerl da. Sieh zu, ob die Gartenthür verriegelt ist! Geschwind! Ich werde dir folgen.“ —

Friedrich that augenblicklich, was ihm befohlen war. „Nun geschwind, Hannchen! gehen Sie zu dem Hausmädchen, und erzählen ihr, was Sie mir erzählt haben. Machen Sie Lärm; ich will dazu kommen.“ Mit diesen Worten führte er sie still zur Thür hinaus. Beschämt, und vor Verdruß halb außer sich, flog Hannchen den Gang hinunter zu dem Mädchen. Nach einer Stunde lag der Fremde, der sich tausendmahl entschuldigte, in seinem eignen Bette, und Hannchen in dem ihrigen. Sorben sagte, als er wieder allein in seinem Zimmer war, beschämt zu sich selbst: O, hätte ich doch nie geglaubt, daß ich so schwach seyn könnte! Ist es möglich? kann ein Mensch so lieben, wie ich, und dennoch ungetreu werden? So hat er doch recht, Susannens Vater! Es giebt Stunden, in denen auch das stärkste Herz schwach ist. Aber nein! ganz hat er es nicht. Nie, nie kann die Stunde kommen, da ich aufhöre Susannen zu lieben! Meine Sinne können fehlen; aber mein Herz nie. Meinen Sinnen konnte ich zu viel trauen; aber mein Herz giebt mehr, als du fordern kannst, Susanne, mehr als ich mir selbst zutraue. Meine Liebe ist ewig.

Je länger Sorben über diesen Vorfall nachdachte, desto bestimmter fühlte er, daß es Täuschungen des Herzens giebt, gegen die kein Entschluß, keine Tugend, keine Liebe stark genug ist. Er hatte bei der ganzen Sache eigentlich nur an Susannen gedacht. Hannchens voller Busen, den er im Spiegel sah,

und die beiden Briefe, die er mit Begierde las, weckten zwar in ihm Empfindungen, die er vorher nicht kannte; diese Empfindungen waren aber allein auf Susannen gerichtet. Den Abend, als er Hannchens Kleider in seinem Zimmer fand, fühlte er sich freilich ungefähr in eben die Lage versetzt, wie der Held in der Heloise. Aber er küßte die Schnürbrust, als ob sie Susannen gehört hätte, ohne dabei an Hannchen zu denken. Selbst als diese Schutz bei ihm suchte, nahm er nicht sie, sondern Susannen in seine Arme, und beinahe wäre er seiner Geliebten aus der allerheißesten Liebe untreu geworden.

„Wie schwach man seyn kann!" sagte er seufzend zu sich selbst. „Und das arme unschuldige Hannchen! wie unglücklich sie werden konnte! und durch mich! — Der allerniedrigste Wollüstling hätte nicht mehr Böses thun können, als ich gethan haben würde, wenn nicht ..."

So große Lust Sorben auch hatte, sich den glücklichen Ausgang beizumessen, so verdankte er ihn doch nur einem Zufalle. Ach, dachte er, als er Hannchen so innig in seinen Armen hielt; ach, wenn ich einmahl Susannen so halten dürfte! wenn sie so käme, wie Hannchen gekommen ist! Mitten unter diesen Gedanken fiel ihm ein; wenn sie jetzt so käme, und dich in den Armen, an dem offnen Busen dieses reitzenden Geschöpfes sähe! Himmel! Himmel! was würde sie denken! — Nun hob er

Hannchen auf, und führte sie zum Zimmer hinaus.

Hannchen indeß, die wegen ihres bösen Gewissens eine ganz andere Gedankenreihe bei Sorben vermuthete, war bitter und böse auf diesen — wie sollte sie ihn nennen? — daß er ihr noch in dem letzten Augenblicke den schönsten Sieg aus den Händen gewunden, und die allerlistigsten Plane eines ganzen Tages auf einmahl vernichtet hatte. Und überdies — o, sie hätte vor Scham mögen in die Erde sinken! — kam sein ganzes Benehmen so heraus, als hätte er absichtlich eine Zeitlang mit ihr gespielt, um dann zuletzt sie so kalt in den Stuhl zu setzen, anzukleiden, und spottend, lachend, aus dem Zimmer zu führen. Sie empfand den bittersten Verdruß, daß ein so junger unerfahrner Mensch ihr den Streich hatte spielen können. Am andern Morgen indeß, als Sorben sich wie ein reuiger Sünder ihr näherte, in stummer Scham ihre Hand küßte, und mit dem flehendsten Tone um Vergebung bat, verlor sich ihr Zorn; doch desto mehr wuchs ihr Erstaunen. Welch ein seltsamer Mensch! dachte sie, und legte die Hand an die schöne Stirn, ohne etwas herauszusinnen. Den muß man studieren wie ein Wunder!

Sie ließ nun alle Plane fahren; desto eifriger aber suchte sie Sorbens Herz kennen zu lernen. Es war ihr nicht schwer in dessen innerste Tiefe einzudringen. Anfangs, als sie Sorbens Begriffe von Liebe, Unschuld, und Genuß des Lebens erfuhr,

lachte sie, sobald er von ihr weg gegangen war. Aber Sorben sprach davon so oft, und so feurig, daß er Eindruck auf sie machte. Redete er von Unschuld, von Reinheit des Herzens, von Susannen, ihrer seelenvollen, alles überwindenden Liebe, ihrer flekkenlosen, demüthigen, himmlischen Unschuld, dem heiligen Bunde ihrer Seelen, und dem stillen Glükke, dem zärtlichen, unbeschreiblichen Entzücken, womit reine, edle Liebe die Herzen füllt: so traten Thränen in seine Augen, und seine freudetrunknen Blicke flogen zum Himmel. Dann ergriff er Hannchens Hände, drückte sie, und bedeckte sie mit Thränen. Hannchen wurde zuweilen von seiner Begeisterung mit fortgerissen, und es war ihr, als ob sie die beiden Liebenden um ihren entzückenden Wahn beneiden müßte.

Zuletzt — sie wußte selbst nicht, wie es zugieng — konnte sie die Augen nicht mehr aufheben, wenn Sorben von der Unschuld, der Reinheit des Herzens sprach. Sie hatte nicht mehr den Muth, ihn dreist anzusehen; und wenn Susanne in Sorgau war, so fühlte sie sich in deren Gegenwart gedrückt, betrachtete sie von der Seite, und näherte sich ihr mit einer Art von Furchtsamkeit. Susanne fragte sie einmahl bei einer solchen Veranlassung: was fehlt Ihnen? Sie sind nicht mehr so heiter, wie sonst.

Ach, ich bin sehr unglücklich! antwortete Hannchen unwillkührlich, und mit Thränen in den Augen. Sie schämte sich zwar sogleich vor sich selbst, als sie

das gesagt hatte; allein sie konnte sich nun einmahl einer gewissen Unruhe, einer Art von Reue nicht erwehren, so bald sie in Susannens oder Sorbens Gesellschaft war.

Kurz, Hannchen verlor an diesen Menschen ihre Künste, und dann auch ihre Ruhe. Zuweilen, in der stillen Mitternacht, fluchte sie dem Verführer ihrer Unschuld. Zwar wollte sie dann gern über sich selbst lachen, und sich eine Thörin schelten; aber auf einmahl brach sie in Thränen aus, die keinen Gegenstand hatten.

Hannchen war in einer peinlichen Lage. Rinken drang mit Ernst und Spöttereien in sie, ihr Wort zu halten. „Nun, mein schönes, feines Hannchen? rennt denn der junge Mensch so geschwind in ihre Nezze, wie Sie glaubten? will das Figuriren mit diesen schönen, runden Armen nicht wirken?“ So gieng es tagtäglich. Hannchen versicherte dem Herrn von Rinken, daß der Plan, den sie jetzt entworfen hätte, langsam, aber sicher zum Ziele führen würde.

Rinken sollte nur gewußt haben, welchen Plan das arme Mädchen entworfen hatte! Sie betrachtete die Rolle, zu der sie von ihm bestimmt war, mit einem geheimen Schauder. Zwar faßte sie wohl noch zuweilen den Muth, seinen Plan auszuführen, besonders wenn sie Susannen und ihre stille, himmlische Glückseligkeit eine Zeitlang beobachtet hatte; allein jedesmahl fühlte sie alle ihre Kräfte bald gelähmt, und konnte keinen Schritt thun. Sie glich

einem Verwundeten, der, von Schmerz und Begierde nach Rache angetrieben, sein Gewehr noch einmahl ergreift, und es in den matten Händen nicht mehr halten kann.

Mit tiefem Leiden fühlte sie, noch nicht daß sie Sorben liebte, nein, nur den schmerzlichen Wunsch, ihn, oder einen andern Mann, wie Susanne lieben zu dürfen, und so wiedergeliebt zu werden. Da stand Sorben vor ihr, hielt ihre Hand, und sah ihr mit unschuldigen, heitern Blicken in das schöne Auge. Ach, sie mußte es abwenden, weil sie seinen Blick, der ihr Herz durchbohrte, nicht mehr ertragen konnte! Jetzt nannte er sie im Gefühle seiner Freundschaft: „gute, reine, unschuldige Seele!“ Sie zitterte bei diesen Benennungen, riß sich von ihm los, und floh in die Einsamkeit. „Reine, unschuldige Seele!“ wiederholte sie dann mit heißen, schmerzlichen Thränen, und rang die Hände bei dem Bewußtseyn, daß sie Sorbens Freundschaft und seine Liebkosungen nicht verdiene. Oft hob sie ihre Arme gen Himmel, und rief: o, warum mußt' ich in die Hände eines Bösewichts fallen! Bald fühlte sie nun auch, zur Vergrößerung ihrer Leiden, daß sie Sorben über alles liebe. Dies sagte ihr die Angst bei dem Gedanken, daß sie sich von ihm trennen müsse; der Neid, der ihr Herz zerriß, wenn sie Susannen in seinen Armen sah; die bessere Empfindung, deren ihr Herz jetzt fähig wurde. Schon Sorbens Wohlwollen, sein Vertrauen, seine Freundschaft — und

wie wenig waren die gegen Liebe? — gossen ja Linderung in die brennenden Wunden ihres Herzens.

Rinken lernte unterdessen täglich neue Reitze und neue Tugenden an Susannen kennen. Er fieng jetzt in Ernst an zu wünschen, daß sie seine Gattin werden möchte. Sein Gefühl war nicht mehr eine sinnliche, durch ihre Schönheit erregte Begierde, sondern die Ueberzeugung, daß er in ihren Armen, durch ihre Tugenden, der glücklichste Mann auf Erden seyn würde. Ehe er das werden konnte, mußte er Susannens Liebe zu Sorben zerstören; aber das Werkzeug dazu, Hannchen, gieng jetzt umher wie eine Träumerin. Es standen Thränen in den Augen, in denen sonst der muthwilligste Spott lag; ernste Sentenzen kamen von den Lippen, die sich sonst nur öffneten, um Lachen zu erregen, oder Spöttereien zu sagen. Anstatt Netze auszuspannen, schien sie selbst in eins gefallen und schon ganz davon umschlungen zu seyn.

Rinken sprach endlich mit Hannchen sehr ernsthaft. „Wenn Sie," sagte er mit einer Falte vor der Stirn, „das nicht wollen, oder nicht können, was Sie versprochen haben, so lassen Sie es mich nur bald wissen. Die Farben des Asters mit Sorben zu bewundern, Oden mit ihm zu deklamiren, die auf- und untergehende Sonne mit ihm zu betrachten, und was Sie sonst noch für angenehme Dinge mit ihm treiben: dazu sind Sie nicht hier!" — Hannchen schwieg, und senkte den Blick zur Erde.

„Und mit ihm zu untersuchen," fuhr Rinken fort, „ob die Tugend an sich liebenswerth sey, oder ob erst ein voller Busen sie schön mache; ob Liebe, Sphärengesang, und der ganze närrische Kram — Zum Henker, stehen Sie doch wieder da, als ob Sie eine Betschwester wären! Ich bin der Possen müde. Wollen Sie tugendhaft seyn, so mag wenigstens ein Andrer das Geld dazu geben. Kurz und gut, ich frage, ob Sie Sich noch getrauen, den langweiligen Narren in ihr Netz zu ziehen, oder nicht!"

Hannchen schwieg, und es brachen Thränen aus ihren Augen. „Sie sind wohl gar in meinen Vetter verliebt? Nun, desto besser! so wird Ihnen der Spaß noch obendrein Vergnügen machen. Ich frage also, ob Sie..."

Daß Sie das fragen können, unterbrach ihn Hannchen mit stiller Erbitterung; daß ich diese Frage anhören muß, ohne sie nach Verdienst beantworten zu dürfen: das ist mein Elend! — Sie fieng schon an heftig zu werden, und ihr Auge rollte wild. Wollen Sie es denn durchaus wissen, so sag' ich Ihnen: nein! schlechterdings nicht; und wenn ich auch könnte!

„Nun, nun, ereifern Sie Sich nur nicht! Sehr wohl! So können Sie denn nur Ihre Sachen zusammen packen, meine schöne Magdalene!"

Hannchen stand einen Augenblick schweigend da, und trocknete sich die Augen. — Auch das will ich nicht, hob sie dann auch einmahl heftig an: Ihnen

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

zum Trotz nicht! Denn Sie — fuhr sie mit dem Tone der allerbittersten Verachtung fort — denn Sie sind nichts mehr, als was ich bin: ein elendes, verächtliches Geschöpf; noch elender, noch verächtlicher, als ich! Hätte mich nicht ein Mensch, wie du, verführt, so quälte mich nicht dieses erschreckliche Gefühl meiner Schändlichkeit. Und auch noch jetzt bin ich besser, als du! Ich fühle, was ich bin; und du — Sie verbarg ihr Gesicht in beide Hände, und schluchzte.

Rinken stand wie versteinert da. Er wollte gern lachen, und wurde bleich. „Wohl denn!" sagte er langsam; „wenn Du nicht anders willst, Elende, so sollst Du wenigstens höflich werden!" Er gieng an die Klingel.

Noch einen Augenblick, sagte Hannchen. Ich will nicht weg von hier, durchaus nicht! denn hier lebe ich, obgleich bei quälender Reue, doch zum erstenmahle. Lassen Sie Gewalt gebrauchen, so erzähle ich Sorben, so erzähle ich Susannen, wozu ich hieher gerufen wurde: daß Sie mich bezahlen wollten, Sorben zu verführen. Rinken zwang sich zum Lachen, und sagte: „das magst du thun!" Er näherte sich der Klingel. „Wollen Sie die Gewogenheit haben, Mamsell, noch heute mein Haus zu verlassen?" fragte er spöttisch.

Hannchen erwiederte stark und fest: nein! Wir kennen uns, Herr von Rinken: ich Sie; und Sie mich. Klingeln Sie; lassen Sie mich wegschleppen! Aber hören Sie auch, was ich kann. Ich

kann Sorben schreiben; ich kann — sie trat stolz und gebieterisch auf ihn zu — ich kann nach Kassel gehen, und dort den Landesherrn sprechen, ihm öffentlich auf der Parade, vor jedermanns Ohren, laut sagen: der Herr von Rinken versprach mir tausend Thaler, wenn ich seinen tugendhaften Neffen zu Ausschweifungen verführen wollte. Das kann ich, Herr von Rinken; und nun klingeln Sie, wenn Sie noch Lust dazu haben!

Höchst erbittert rief Rinken: „Elende Kreatur! wie du willst! Mich kümmert es nicht.“

Prahlen Sie nicht, Herr von Rinken, erwiederte Hannchen mit verachtender Miene. Das Verbrechen scheuen Ihresgleichen freilich nicht. O, ich weiß wohl, Sie würden mit fröhlichem Muthe auch die allerreinste Unschuld vergiften, wie man mich vergiftet hat; Sie würden lachend und ohne Reue selbst Susannen verführen, und wenn auch Vater und Tochter dadurch ein Raub des tiefsten Jammers würden: denn die unglückliche Unschuld, das wissen Sie wohl, stirbt ohne Klage, ohne Rache; Sie wären sicher vor der Stimme der Armen, die Sie elend gemacht hätten. Aber vor mir, Herr von Rinken, — lächeln Sie, so viel Sie wollen! — vor mir zittern Sie, weil Sie fürchten müssen, daß ich ihre Verbrechen entdecke. Und nun sehen Sie, ich werde hier bleiben, so lange ich will!

Rinken stand, mit verbissener Wuth im Gesicht, an der Klingel, und warf Hannchen giftige Blicke

zu. „Das Spinnhaus wird dein Lohn seyn," sagte er endlich langsam, „wenn du es wagst..."

Das Spinnhaus? rief Hannchen, ganz außer sich; das Spinnhaus? O, drückende Ketten im dunkelsten Kerker, ja das Schwert des Henkers, wollte ich küssen, wenn das meine Strafe seyn sollte. Hier, hier — rief sie mit rollenden Augen, und schlug die Hand auf die Brust — hier ist meine Strafe, meine Hölle! Das Gefühl meines Lasters, meiner Schande, die vergeblichen Wünsche meiner Seele: die, die sind meine Strafe, und werden einst auch noch die deinige seyn. Also das Spinnhaus! Elender Mensch, schicke mich dahin! — Sie flog an die Klingel, und zog mit aller Gewalt. — „Um Gottes willen!" sagte Rinken erschrocken; „was machen Sie, Hannchen?" Er eilte den Bedienten entgegen vor das Zimmer, und wies sie zurück. Dann kam er wieder. „Was machen Sie, Hannchen?" fragte er finster; „wollen Sie mich den Bedienten Preis geben?"

Sehen Sie, Herr von Rinken, erwiederte Hannchen noch finsterer; Sie zittern vor Ihren Leuten, wie ich vor jedem Blicke eines reinen, unschuldigen Auges. Das ist unsre Strafe, und beweist mir den Unterschied zwischen Tugend und Laster. Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Rinken warf sich, gedemüthigt und die Zähne knirschend, in einen Stuhl. So war denn sein Plan gänzlich zerstört; und doch brannte heiße Liebe zu

Susannen in seiner Brust. Er nahm sich vor, wenigstens seinem Neffen Susannen ebenfalls zu rauben; aber dann fiel ihm Hannchen wieder ein, und er zitterte in seinem eigenen Hause vor der verzweiflungsvollen Entschlossenheit dieses Mädchens. Wie ein Gespenst stand sie drohend vor ihm. Konnte sie nicht in ihren seltsamen Anfällen von Tugend Reue und Verzweiflung ihn zwingen, selbst Susannen mit Sorben zu vereinigen? — Seine Wuth mattete ihn endlich ab, da er nur gegen sich selbst wüthen durfte.

Er mußte Hannchen erst entfernen, oder wieder gewinnen. Ihr Betragen war ihm noch ein dunkles Räthsel, und er würde sie gern für wahnsinnig gehalten haben, wenn nur nicht so vieles dagegen gesprochen hätte. Er erinnerte sich aller ihrer Worte, und brachte heraus, daß sie Sorben lieben müsse; nur konnte er dann wieder nicht begreifen, daß sie so unthätig war, nnd es gänzlich aufgegeben hatte, ihn zu verführen.

Hannchen liebte Sorben in der That mit der stärksten Leidenschaft; und diese Liebe erweckte die Tugend wieder in ihrem Herzen. Der Gedanke, daß sie hier im Hause sey, um Sorben zu verführen, wurde ihr unerträglich; ja, sie dachte mit Abscheu daran, daß sie dies jemahls gewollt hatte. Sie liebte ihn so innig, liebte ihn um seiner Tugenden willen, und fühlte sich seiner Gegenliebe so gänzlich unwerth! Selbst seine Freundschaft, ein Vertrau=

en, so theuer sie ihr auch waren, nahm sie nur mit Scham und Zittern an.

Schon oft, wenn er ihre Hand faßte, und sie „mein edles Hannchen“ nannte, war sie im Begriff gewesen, sich vor ihm nieder zu werfen, und ihm zu sagen, wer sie war; aber sie hatte dazu nicht Muth genug, weil sie ihn dann auf immer verlieren mußte. Mit Neid, mit Schmerz sah sie seine Liebe zu Susannen; jeder zärtliche Blick, jeder Händedruck, den er dieser gab, gieng ihr wie ein Dolch durch die Seele. Aber dennoch liebte sie Susannen, hieng oft weinend an ihrer Brust, und bat ihr heimlich das Unrecht ab, das sie ihr durch die Liebe zu Sorben zu thun glaubte. Wohl hundertmahl beschloß sie, den beiden Glücklichen Rinkens Verrätherei zu entdecken; und eben so oft nahm sie sich vor, Sorgau gänzlich zu verlassen. Aber schon bei dem bloßen Gedanken fühlte sie die bittersten Schmerzen. Ich will ihn sehen, dachte sie oft in schlaflosen Nächten, ihn sehen, ihn lieben, und er soll nie erfahren, daß mein Herz für ihn bricht! Das ward ihr fester Entschluß, und sie führte ihn mit großem Muthe aus. Sorben war wohl schon lange vorher auf den Gedanken gerathen, daß Hannchen ihn liebe; jetzt aber glaubte er es nicht mehr. Hannchen schien nichts als seine Freundin zu seyn; sie lächelte, und war doch ein Raub des nagendsten Kummers. — Welch eine Tugend hatte die Wollust in diesem Herzen zerstört!

Einige Tage warf Rinken, wenn er nicht von Andern bemerkt wurde, Hannchen noch finstre Blicke zu; bald aber schien er alles vergessen zu haben. „Ja, Hannchen,“ fieng er einmahl an, da er mit ihr allein war; „ich will Ihnen nur gestehen, daß ich Susannen liebe. Aber, wenn ich mich nicht irre... Nicht wahr, Hannchen? Sorben ist Schuld an den Thränen, die jetzt Ihre Augen verderben, an Ihrer blassen Farbe, an Ihrer üblen Laune?“ — Hannchen sah ihn fragend an. — „Wenn das wahr ist, wenn Sie Sorben lieben, so wissen Sie so gut wie ich, daß ich nicht glücklich bin. Sehen Sie, Hannchen, ich dachte: desto besser! so geht Ihr und mein Glück Einen Weg. Sie können doch in der That nicht zugeben, daß Susanne Sorbens Gemahlin wird, und in seinen Armen Ihrer spottet! Sorben hat Ihre Liebe zu ihm längst bemerkt; sie ist ja dem ganzen Hause kein Geheimniß mehr. Aber nur Muth gefaßt, Hannchen! es ist nicht alles verloren. Bei Ihrem Gesichte, bei Ihrer schönen, interessanten Gestalt, bei Ihrem feinen Kopfe, wollen Sie doch nicht vor einem Mädchen weichen, das weiter nichts, als kindische Unschuld hat?“

Kindische Unschuld! wiederholte Hannchen betrübt, und schlug die Hände langsam zusammen. Ach, eben diese Unschuld, diese Unschuld! — Rinken drang weiter in sie. — Verführen? rief sie endlich mit Abscheu; Sorben verführen? Nein, Herr von Rinken! wagen Sie es nicht, sein Glück anzutasten. Mei-

ne letzte Kraft werde ich sonst gebrauchen, ihm zu sagen, wer ich bin, wer Sie sind! Nein, nein! er soll glücklich werden! er soll!

Rinken lenkte ein; er versprach, daß er sich bemühen wolle, seine Leidenschaft für Susannen zu unterdrücken. Hannchen sah ihn ernst und zweifelnd an. Sie giengen Beide mißtrauisch und erbittert aus einander. In Kurzem bemerkte Hannchen an Rinkens leiser und spitzer Freundlichkeit, daß er Susannen noch nicht aufgegeben hatte und über einen neuen Plan brütete, Sorben unglücklich zu machen. Nun gab ihr gebessertes Herz ihr den Muth, sich zum Schutzengel eben der Liebe aufzuwerfen, durch welche sie so unglücklich war. Sie näherte sich Rinken wieder, und suchte ihn auszuholen; aber vergebens. Er blieb verschlossen, obgleich seine Freundlichkeit gegen sie zunahm. Seine Bewerbungen um Susannen ließen nach, und er fieng sogar an, Bemerkungen über ihre und seines Neffen Liebe zu machen, die so gutartig waren, daß sie Sorben in den Himmel versetzten. Rinken sagte jetzt auch zu Hannchen: er werde endlich wohl in eine Verbindung zwischen Beiden willigen müssen. Sie sah ihn mit einem forschenden Blicke an, und schwieg.

„Nicht wahr, Hannchen," fragte er, „meinen Sie nicht, daß ich, wenn auch mein Plan gelungen wäre, dennoch leicht hätte unglücklich werden können? Ich finde in der That jetzt etwas Beschämendes in der Art und Weise, wie ich mich benom=

men habe. Es war, so ungern ich mir das auch gestehe, doch immer eine Betriegerei. Freilich noch vor einigen Tagen hätte ich es gern gesehen, wenn sie gelungen wäre. Aber Sie wollten nicht; und ich bin Ihnen Dank dafür schuldig. Hier, Hannchen! (Er hielt ihr eine Rolle Gold hin.) Dies versprach ich Ihnen für die Ausführung meines Planes; jetzt sey es ein Beweis meiner Achtung, und der Lohn für Ihre Tugend. Nehmen Sie, und seyn Sie überzeugt, daß Ihr Betragen nicht ohne Wirkung auf mein Herz geblieben ist."

Hannchen nahm die Rolle Gold, ohne etwas zu sagen; allein sie behielt den Zweifel, ob er aufrichtig spreche, und die forschende Miene, mit der sie seine Gedanken durchdringen wollte. Rinken fluchte innerlich auf das Mädchen, das so schwer zu betriegen war und doch betrogen werden sollte. Er fieng nun an, bei Hannchen selbst den Liebhaber zu machen; und sie wies ihn scherzend ab. „Eine von Euch Beiden muß mein seyn!" sagte er ernsthaft, und wollte sie in die Arme nehmen. Nun konnte Hannchen nicht länger zweifeln. Sie entwand sich seinen Armen, legte die Rolle Gold auf den Tisch, und sagte mit weinenden Augen und gebrochenem Herzen: Herr von Rinken, diese bittre Erinnerung an meine Schande hätten Sie mir ersparen sollen! Alles Gold in der Welt... O, ich Unglückliche! Wie verächtlich muß ich seyn, daß Sie mir noch jetzt einen solchen Antrag machen! Lassen Sie mich! Sie

zerreißen mein Herz noch mehr. O, ich Unglückliche! — Mit diesen Klagen flog sie in ihr Schlafzimmer, und Rinken hörte sie noch lange schluchzen. Er blieb nicht ganz ohne Gefühl für ihr Elend und ihre wieder auflebende Tugend; aber bald setzte er sich darüber hinweg. „Wie schwach doch der Kopf werden kann!“ sagte er, und schob die Rolle Gold wieder in Hannchens Schreibtisch. „Wer hätte glauben sollen, daß dies Mädchen schon in ihrem zwanzigsten Jahre so fromm werden könnte! Gleichviel, wenn sie nur glaubt, daß ich Susannen vergessen habe; und das wird sie!“ Er verließ lächelnd, aber doch nicht ohne Unruhe, das Zimmer.

Hannchen zweifelte jetzt kaum noch an seiner Aufrichtigkeit, besonders da er anfieng, mit Sorben selbst bestimmt über eine Verbindung zwischen ihm und Susannen zu sprechen. „Du hast Recht, Vetter,“ sagte er: „Susanne ist dir zwar nicht an Stande gleich; allein sie ersetzt diesen zufälligen Mangel durch so viele Tugenden, daß es unmenschlich wäre, hier das Vorurtheil geltend zu machen.“ — Sorben war wie im Himmel; so viel hatte er nie erwartet. — Rinken fuhr fort: „Das unglückliche Vorurtheil ist nun einmahl da, und unsre Familie wird freilich Himmel und Erde in Bewegung setzen, um deine Verheirathung mit Susannen zu hindern. Sie können zwar nichts machen, wenn ich meine Einwilligung gebe. Aber sieh, lieber Vetter, das ist es eben. Man würde mit Vorwürfen, mit Verläumdungen,

über mich herfallen; und denen möchte ich gern aus dem Wege gehen. Ich habe einen Plan, der alles, was du wünschest, ohne große Schwierigkeiten bewirken kann. Laß deine Absichten auf Susannen, so viel wie möglich, noch geheim bleiben. Ich bin auf dem Wege, in Kassel eine Beförderung für dich zu erhalten; dann bist du nicht mehr von mir abhängig. Nach einiger Zeit läßt du dich mit Susannen in der Stille trauen. Ich poltere, ich schelte so gut wie die übrige Familie, weil es ohne mein Wissen geschehen ist. Dir, einem jungen verliebten Menschen, wird man am Ende eine Thorheit zu gute halten; aber nimmermehr vergäbe man mir meine Einwilligung. Ich kündige dir eine Zeitlang meine Unterstützung auf; dann versöhnen wir uns wieder, und alles kommt ins Geleise. So bist du glücklich, ohne daß ich dabei leide. Sey nur ja vorsichtig! Ein Jahr könnte leicht noch darüber hingehen. Indeß, es hat ja auch keine so große Eil; Susanne ist ein und zwanzig Jahr alt, und du fünf und zwanzig.

Sorben fand den Plan seines Oheims so vernünftig, daß er diesesmahl sogar Susannen nicht Recht gab, die sich so ungern von ihm trennen wollte, und obendrein in der ganzen Sache etwas Unredliches sah. „Sorben," sagte sie, „du willst deine Verwandten betriegen? mich in deine Familie hinein stehlen? Was bedarf es aller dieser Schleifwege? Du heirathest mich, weil wir uns lieben. O Sor-

ben, Sorben, wehe dir, wenn wir uns auf etwas andres verlassen müßten, als auf unsere Herzen!" — Sie forderte von ihm, er sollte den ganzen Plan aufgeben. „Wenn du ein Bettler wärest," sagte sie, „und ich eine Krone hätte — ich ließe die Krone fahren, und sänke, so bald du wolltest, in deine Arme. Was hat die Welt mit unsrer Liebe zu schaffen?"

Susanne wurde mit ihrer Schwärmerei überstimmt, da auch ihr Vater den Plan des Herrn von Rinken ganz vernünftig fand. — „Du mußt den Menschen nachgeben," sagte der Vater zu ihr; „die Tugend liegt in der Mitte, so wie das Glück. Noch immer willst du nicht für die Welt passen; und die Folge davon wird seyn, daß die Welt nicht für dich paßt. Die Tugend der Engel kann für den Menschen die Quelle von Elend werden; ja, sie könnte ein Verbrechen seyn. Verwechsele nicht immer den Himmel mit der Erde! Es giebt Gränzen für unsre Tugend, weil wir menschlich tugendhaft seyn sollen; sie zu überschreiten, ist Thorheit, und zerstört unsere Ruhe. Du möchtest gern alles deinem Herzen verdanken, nichts den Umständen; so wie du in deiner Kindheit alles nur Engeln verdanken wolltest, nichts den Menschen, denen doch die Vorsehung einen Theil unserer Ruhe in die Hände legte, damit wir sie ertragen lernen sollten." — Susanne mußte nachgeben.

Auch Hannchen fand Rinkens Vorschlag ganz vernünftig. Sie machte zwar einige Erinnerungen, die Sorben zu Zweifeln an der Aufrichtigkeit seines Oheims veranlassen konnten; allein er achtete nicht darauf: und mehr wollte sie nicht sagen, um nicht das Glück der Liebenden durch Furcht zu stören. Hannchen trauete dem boshaften Lächeln in Rinkens Gesichte nicht; sie glaubte, er hätte gar nicht die Absicht, die beiden Liebenden zu vereinigen, und wollte durch Entfernug nur ihre Leidenschaft schwächen.

Eines Tages bekam Rinken, als sie gerade in seinem Zimmer war, einen Brief, wie der Bediente beim Hereinbringen sagte, aus Kassel. Kaum hatte Rinken ihn erbrochen und den Anfang gelesen, so wurde — das konnte Hannchen im Spiegel sehr genau beobachten — sein Gesicht von einem listigen, triumphirenden Lächeln sehr lebendig. Mitten unter dem Lesen nickte er mit dem Kopfe, als ob er sagen wollte: es ist mir gelungen! Dann steckte er den Brief, vierfach zerrissen, in die Tasche, gieng hinaus, und rief Sorben. Hannchen fragte diesen nachher, was sein Oheim von ihm gewollt hätte. Sorben antwortete: er sprach mit mir von meiner Verbindung mit Susannen, und schlug mir vor, bald nach Kassel zu gehen.

Hannchen wurde noch aufmerksamer, als vorher. Nach Tische gieng Rinken aus, um einen Besuch zu machen, und zog einen andren Rock an. Hannchen

fuhr, sobald er zum Hause hinaus war, über seine Tasche her, legte den zerrißnen Brief zusammen, las, und erstarrte. Das höllische Komplott war gemacht; Sorben sollte nach Kassel, um dort einer teufelischen Rotte in die Hände zu fallen, die es über sich genommen hatte, ihn so fein und so mannigfach mit den Banden der Welt zu umschlingen, daß er Susannen und die Tugend darüber vergessen sollte. Einer von den Verschwornen, ein junger, liebenswürdiger, witziger Mann, der beiden Geschlechtern unwiderstehlich war, hatte den Brief geschrieben. Er setzte dem Herrn von Rinken umständlich aus einander, was für Plane man gemacht hätte, dem jungen Plato, den sie mit Begierde erwarteten, zu beweisen, daß die wirkliche Welt ein andres Ding sey, als die Welt seiner Phantasie.

Hannchen bebte vor Abscheu. So sollte der Jüngling, den sie als ein nicht zu berührendes Heiligthum betrachtete, dennoch in die Schlingen der Wollust stürzen! Sie zitterte; denn sie kannte die Gewalt der Verführung, die Stärke der Eitelkeit, die falsche Scham vor den Spöttereien der Welt, die Allmacht des Beispiels, den Sturm der Ueberraschung. Aengstlich und schluzend eilte sie auf Sorbens Zimmer, und von da in den Garten. Hier saß er mit Susannen in einer fernen Laube, und sprach entzückt von seinen nahen schönen Hoffnungen.

Hannchen stürzte, mit dem Brief in der Hand, zu ihnen hin, und sank an ihrer Seite nieder, ohne ein

Wort sprechen zu können Beide fragten, was ihr fehlte. Ihr Busen klopfte in großer Bewegung, und sie konnte sich kaum erholen. Endlich ergriff sie Sorbens Hand, und rief: „Nicht nach Kassel!“ — Warum nicht? fragte Sorben lächelnd.

„Nein,“ fuhr sie fort: „bleiben Sie hier, oder gehen Sie anders wohin; nur nicht nach Kassel! Dort hat Ihr boshafter Oheim den Abgrund geöffnet, der Sie verschlingen, der Sie auf ewig von Susannen trennen soll.“ — Susanne stand zitternd, Sorben erwartungsvoll da. „Lesen Sie, lesen Sie!“ fuhr Hannchen fort, und hielt ihm den Brief hin.

Sorben bat Hannchen, sich zu fassen und ruhig zu erzählen.

„Ihr Oheim,“ fieng sie an, “liebt Susannen mit der List eines boshaften Wollüstlings. Ich Unglückliche, ich — Nein, hören Sie. Er verzweifelt, Susannens Herz von Ihnen loszureißen, wenn Sie nicht in den Armen der Wollust verführt werden. Dazu sollen Sie nach Kassel; dort erwartet Sie eine höllische Rotte, um Sie in ihr Netz zu ziehen. O, ich beschwöre Sie, bleiben Sie hier, bleiben Sie hier!“

Susanne erstarrte vor Schrecken, und sank an Hannchens Busen. Bald rief sie: o, Engel vom Himmel gesandt, guter Engel! — und Hannchen riß sich aus ihren Armen. Sorben betrachtete Hannchen mit ernsten Blicken. Seitdem von einer Reise nach Kassel die Rede gewesen war, hatte sie immer

zweideutig davon gesprochen. Ihm waren ihre Anmerkungen über seines Oheims Charakter nicht entgangen, und dabei hatte sie sich so leidenschaftlich gegen ihn gezeigt, daß er schon seit einiger Zeit vermuthete, sie liebe ihn, und daß er jetzt sehr leicht auf den Gedanken gerathen konnte, sie wolle ihn nicht gern entbehren. Er schüttelte den Kopf, lächelte, und sagte: wohl denn! ist der Plan gemacht, so weiß ich ihn ja nun; und wer die Gefahr kennt, hat sie schon halb besiegt. Hannchen, Sie zittern vor einem Gespenste!

„Vor einem Gespenste? Lesen Sie, lesen Sie!" Sie hielt ihm den zerrissenen Brief aufs neue hin. Er las, und gab ihn lächelnd zurück. Woher wissen Sie denn, fragte er, daß ich in diesem Briefe gemeint bin? Es ist ja die Rede darin von einem jungen Plato, von einem Philosophen, und nicht von mir.

„O ich weiß, daß man Sie meint; ich weiß es."

Und woher wissen Sie, daß man es so gar arg mit mir machen will? Hier steht ja nur: man will den jungen Menschen so in das Netz hineinschwatzen, daß er am Ende den Unterschied zwischen seinen Ideen und der wirklichen Welt fühlen soll. Woher wissen Sie denn das, Hannchen?

„O, ich weiß es, Sorben. Hier, hier! — Sie schlug sich heftig auf die Brust. — Ich beschwöre Sie ..."

Hannchen, sagte Sorben gutmüthig, ich will nicht untersuchen, wie es zugeht, daß Sie meine Abreise

nach Kassel so fürchterlich finden wollen; sie mag Ihnen wohl gar wirklich so scheinen. Aber — Sie nehmen in der That zu vielen Theil an mir!

Hannchen sah ihn lange starr an; dann schlug sie furchtsam das Auge nieder, und rang in großer Bewegung die Hände. Nach einer Pause sagte sie leise und weinend: „ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr von Sorben. Ja! es ist so! Ich liebe Sie unendlich und hoffnungslos. Diese Liebe ist mein Stolz, mein Glück und mein Elend. Aber wenn Sie glauben, daß ich Sie hier behalten will, weil ich Sie liebe, so irren Sie Sich. Ich habe meiner Liebe schon größre Opfer gebracht. — O Sorben! Sorben!" fieng sie nun auf einmahl heftig an, „hören Sie, und retten Sie Sich! Ich bin" — Sie sank vor Susannen und Sorben auf die Knie, und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen — „ich bin . . . aus der Hauptstadt, nicht, wie Sie glauben, ein unschuldiges tugendhaftes Mädchen, nein! ich bin . . . ich war . . . eins von jenen verworfenen Geschöpfen, die ein Handwerk aus der Wollust machen. Ihr Oheim hatte mich gedungen, Sie zu verderben. Ich sollte Sie zum Laster führen; aber Sie führten mich zur Liebe, und, wenn nicht zur Tugend, doch zur Reue. Glauben Sie mir nun? — Sorben, rief sie jetzt, und sprang auf: gehen Sie nicht nach Kassel! Sie kennen die Gewalt der Verführung nicht!"

Jetzt eilte sie aus der Laube weg in das Haus, wo sie sich faßte, und überlegte. Sie steckte den

Brief wieder in Rinkens Tasche, und lächelte darüber, daß sie eine Art von Zufriedenheit in ihrer Brust empfand. Rinken kam bald wieder nach Hause, und sie bat ihn sogleich, er möchte sie nach Hersfelde bringen lassen. „Ich kann hier nicht länger aushalten," sagte sie, „und muß unter andre Menschen." Rinken machte Anfangs einige Schwierigkeiten; allein nur zum Schein, da er es recht gern sah, daß sie reiste. Ihre Sachen waren bald eingepackt, und der Wagen angespannt. Sie sprang noch einmahl in den Garten, wo Susanne und Sorben, von jener Scene tief erschüttert, noch immer saßen. Beide konnten nicht mit sich eins werden, ob sie Hannchen glauben dürften, oder nicht; und nun wurden sie zum zweitenmahl von ihr überrascht.

So wie Hannchen in die Laube trat, sprang Susanne auf, und wollte sich an ihren Busen werfen. Wer du auch bist, rief sie ...

Hannchen riß sich los. „Sorben," sagte sie ruhig; „eilen Sie, heirathen Sie Ihre Susanne. Ich bitte Sie, trauen Sie der Bosheit nicht. Es giebt tausend Wege, Sie unglücklich zu machen; und Sie haben nur Einen, glücklich zu werden: die Verheirathung mit Susannen. Zögern Sie nicht länger. Leben Sie wohl! und auch Sie, gute Susanne! — Ich brauche das nicht; Sie können es vielleicht brauchen!" Mit diesen Worten gab sie die Rolle Gold Susannen in die Hand, gieng dann

schnell durch den Garten, brach in Thränen aus, und stieg in den Wagen, der nun die Heerstraße nach Hersfelde rollte.

Sorben führte Susannen nach Friedewald. Unterweges sagte er ihr: nun kann ich mir alles erklären. Gewiß, Hannchen ist ein edles Mädchen. Susanne erfuhr jetzt, in welchen Gefahren Sorbens Treue gewesen war. Er erzählte ihr die Begebenheiten jener Nacht, seine Schwäche und seinen Triumph. Susanne schloß den treuen, jetzt über alles geliebten Jüngling mit doppelter Innigkeit an ihre Brust. „O,“ sagte sie, „wenn mein Vater wüßte, daß deine Treue, deine Liebe so im Feuer geprüft ist, er würde nicht mehr an der Ewigkeit unserer Liebe zweifeln.“ Sie konnten nicht aufhören von Hannchen zu reden, und vergaßen darüber den Oheim und seine Abscheulichkeit. Sorben mußte Susannen vieles auseinander setzen, was sie entweder noch gar nicht, oder nur halb wußte: Hannchens Liebe zu ihm, ihre Verzweiflung, ihr seltsames Betragen, ihren Kummer, ihre Furchtsamkeit. Alles wurde jetzt hell; nur konnte Susanne nicht begreifen, wie das Mädchen bei so vieler Abscheulichkeit dennoch so edler Handlungen fähig war. „Wie? so erhaben und so niedrig zugleich! Es ist nicht möglich!“ sagte sie einmahl über das andre.

Sorben schlich sich, sobald er nach Sorgau zurück kam, auf Hannchens Zimmer, um ihr die Rolle Gold wieder zu geben. Er hörte zu seinem Er-

staunen, daß sie fort war; und selbst sein Oheim wußte nicht, wohin. Jetzt fühlte er eine so hohe Bewunderung für ihren Charakter, daß er sie nur noch einmahl zu sehen wünschte, um ihr das sagen zu können. Sie hatte in der Nacht eben so vielen Theil an seinen Träumen als Susanne.

Rinken ließ sich nichts gegen Sorben merken, und dieser schwieg ebenfalls. Sorben wünschte, sich die Freundschaft seines Oheims zu erhalten, und wollte, ehe er einen Entschluß faßte, noch einmahl mit Susannen sprechen. Er hatte mit ihr verabredet, sie den folgenden Tag bei dem Nadelöhre zu finden; und dorthin gieng er nun in tiefen Gedanken.

Susanne kam, und fast ihre ersten Worte waren: „dein Oheim ist ein Ungeheuer, mit dem ich in der Welt nichts mehr zu theilen haben will.“ Sorben fühlte die Abscheulichkeit seines Oheims so sehr wie Susanne; allein er hatte eben darauf einen Plan seines Glückes gebaut, der wahrscheinlich auch gelungen wäre. Sieh, sagte er zu Susannen; mein Oheim ist gleichgültig gegen Verbrechen, aber nicht gegen Schande. So wenig er sich um die Stimme seines Gewissens kümmert, so viel liegt ihm an dem Urtheile der Welt über ihn. Jetzt habe ich ihn in meiner Gewalt. Ich werde ihm noch heute ruhig sagen, was ich von ihm weiß, und daß mich jetzt nichts mehr abhalten soll, dich zu heirathen. Er wird seine Einwilligung geben; und ...

„Sorben, Sorben!" rief Susanne eifrig; „brauchst du denn wirklich die Einwilligung dieses Ungeheuers? fühlst du gar nichts Widriges bei dem Gedanken, dich von unserm bittersten Feinde abhängig zu machen? — Nein, Sorben, fuhr sie fort, und fiel ihm mit Thränen um den Hals: wenn du mich liebst, so laß mich nie wieder etwas von diesem abscheulichen Menschen hören, der uns haßt, weil wir tugendhaft sind. O, mein weissagendes Herz! Da fandet Ihr alle den Plan dieses Ungeheuers, daß du nach Kassel solltest, so vernünftig; ich nicht: denn es ist Unrecht, sich auf andre Menschen zu verlassen, so lange man noch Glauben an sich selbst haben kann. Und, Sorben, Sorben! den Glauben an dich selbst und an mich hast du doch nicht verloren?"

Was ließ sich der schönen Schwärmerin auf diese Frage antworten? Sorben küßte ihre Hände, und schwor, daß er mit ihr in einer Wüste glücklich seyn würde. „Nun wohl," sagte sie; „wenn das ist, Sorben — wozu denn noch immer dein Oheim? wozu das Achselzucken, das ängstliche Bedenken, so oft ich sage, wir können den Menschen entbehren? Ja, Sorben, das können wir. Sieh, fuhr sie mit sanfter, liebkosender Stimme fort, und streichelte seine Wange: sieh, ich will dir den Plan unseres Lebens vorzeichnen. Wir gehen nach Kassel, als Mann und Weib. Gut; ich will dir nachgeben. Du wagst, um die Vortheile deiner Geburt, deines Standes zu retten, einige Monathe, und bemühest dich um ein

Amt. Aber, ich sehe, wie es kommen wird. Du kannst nicht schmeicheln, kannst dich nicht schmiegen; und das ist mein Stolz, eben darum lieb' ich dich. Oder, Sorben, hast du Lust dich vor dem Laster zu demüthigen? willst du dich beugen vor dem Golde oder dem Range eines Elenden?

Sorben drückte sie, anstatt aller Antwort, mit Entzücken an seine Brust.

„Sieh, Sorben," fuhr sie fort: „du könntest diesen Weg ganz unbetreten lassen; denn er führt zu weiter nichts, als zu dem Unmuth, etwas vergebens versucht zu haben. Du zeichnest und mahlst nach dem Urtheil aller Kenner vortrefflich; ich schreibe eine gute Hand, und verstehe, wie mein Vater sagt, die Kunst zu unterrichten meisterhaft. So kann es uns ja nie an Unterhalt fehlen. Mein Vater äußerte neulich einmahl ganz von ungefähr: ich könnte mich in einer großen Stadt sehr gut mit Unterricht ernähren, wenn ich auch gar keine andre Hülfe hätte. O, Sorben, du mußt das Glück fühlen, das in der Vorstellung liegt, durch sich selbst zu leben, durch sich selbst glücklich zu seyn! Denke dir nur die seligen Stunden, da wir für einander arbeiten, da jede einfache Mahlzeit durch den Gedanken, wir haben sie verdient, uns doppelt erquickt, jedes Geräth, das wir anschaffen, jede Bequemlichkeit, die wir uns erarbeiten, mit dem Stempel der Liebe und der Tugend bezeichnet ist! O denke, wie glücklich wir seyn werden, wenn wir der Welt das Beispiel der

reinsten Tugenden, einer ewigen Liebe, und einer Glückseligkeit geben, die aus unsern Herzen entspringt, und von einer ruhigen Thätigkeit ihren schönsten Reitz erhält! Denke! denke..."

Sie konnte nicht weiter reden, weil Thränen des Entzückens ihre Worte unterbrachen. Ihr Auge funkelte von dem Feuer der Tugend, und ihre Brust hob sich in den edelsten Gefühlen. Sie theilte Sorben ihre Empfindungen mit; ihre Worte, die so tief aus ihrer Seele kamen, drangen in sein Herz ein. Er erröthete, sich an Muth, an Liebe von einem Mädchen übertroffen zu sehen, und seine Phantasie weilte bei dem reitzenden Bilde des häuslichen Lebens mit Susannen. Das Glück sie zu besitzen, überstrahlte mit blendenden Farben alle andern Bilder, die er sich sonst von einem glücklichen Leben dachte. Die Pracht, die er ehemals wünschte, schien ihm jetzt fade. Er umarmte mit Innigkeit das edle Mädchen, das kein andres Glück kannte, als seinen Besitz, und sagte in überströmendem Gefühl: „Ja, Susanne, es sey so! es ist so! Und ließe der Himmel alles mißglücken, so... ja, Susanne, ich wünschte, daß alles mißglücken möchte. Sieh, in einer von diesen Hütten — er zeigte auf eine nahe Kohlenbrennerhütte — würde ich mich mit dir verbergen, und dennoch dem Himmel für mein Glück danken. Die Axt wollte ich so stolz führen, als ob sie ein Zepter wäre; denn ich würde für dich arbeiten. Deine Liebe machte mir aus dem einfachen Holzsitze einen Thron, aus

der Hütte einen glänzenden Pallast. O Susanne! mit dieser Umarmung — er umschloß sie noch inniger — reiß' ich mich ganz von der Welt los, und bin nur dein! dein!"

Und der Tugend! setzte Susanne mit festem, edlem Tone hinzu. Beide Liebende schworen nun in ihrem Entzücken, der Tugend und der Liebe ewig treu zu bleiben; immer zu thun was Recht sey; nie zu fragen, was wird daraus werden? Sie schworen es mit bebender Stimme, mit rinnenden Thränen, und mit seligen Empfindungen in ihrer Seele.

Die große Scene war vorüber, und ihre Kräfte noch nicht erschöpft. Der Enthusiasmus der Tugend setzt Kräfte in Bewegung, die wir nicht kennen, und giebt ihnen eine seltene Dauer. Sorben hatte sein Leben mit Susannen sich nie anders als in dem Schimmer der Pracht gedacht; und jetzt fand er Susannen in dem einfachsten Kleide, an seiner Seite auf einem unbesuchten Spaziergange, schöner, als in einem prächtigen Wagen in dem Gedränge der großen Welt. Eine Hütte mit Immergrün bewachsen, ein Rasensitz, ein Paar Stühle, reinlicher Tisch standen jetzt in dem Bilde seiner Glückseligkeit, anstatt des grossen Pallastes voll prächtiger Säle und Zimmer. Er sagte das Susannen; ja, er sagte noch mehr, als er wirklich fühlte: und in dieser Stunde voll Leidenschaft faßten Beide den Entschluß, diese reitzenden Bilder sogleich zu realisiren.

Nichts stand ihnen im Wege. Susanne bürgte für die Einwilligung ihres Vaters, und die Bande zwischen Sorben und Rinken waren zerrissen. Sie hatten sogar noch mehr als sie zu brauchen glaubten: Sorbens kleines Vermögen, die Rolle Gold von Hannchen, und Beistand von Susannens Eltern. „Wann?“ fragte Sorben — Wann? fragte Susanne, mit heiterm Blicke. „Bald?“ fragte Sorben wieder. — Morgen! antwortete Susanne. „Heute!“ rief Sorben. Jetzt! jetzt! jauchzte Susanne, und sie fielen einander in die Arme. Sorben kehrte nach Sorgau um, und Susanne ergriff seine Hand, weil sie ihn bis an das Ende des Waldes begleiten wollte. Unterweges sprachen sie noch immer von dem glücklichen Leben, das sie führen würden. Als sie aus dem Gebüsche hervortraten, stand Rinken vor ihnen.

Sorbens Empfindung wurde doch ein wenig abgekühlt, als er seinen Oheim erblickte. Susanne aber warf einen stolzen Blick auf Rinken, und antwortete nicht ein Wort auf seine Frage: „wohin so eilig?“ „Nun?“ fragte Rinken seinen Neffen: „wohin?“ Ich will nach Sorgau; Susanne hat mich, wie Sie sehen, bis hieher begleitet. „So geh,“ erwiederte Rinken, und faßte nach Susannens Hand; „ich will sie zurück führen.“ — Herr von Rinken, sagte Susanne mit verachtender Miene, und zog ihre Hand zurück: das muß ich ausschlagen; ich bin sicherer allein, als in Ihrer Begleitung! — Rinken

hob, um seine Verlegenheit zu verbergen, scherzend an: „O meine schöne, tugendhafte Wilde!“

Die Sie gern zahm und verächtlich machen möchten, erwiederte Susanne, und gieng auf Sorben zu, der sich noch immer nicht ganz zu fassen wußte. Es entstand eine kleine Pause, in der Susanne allein nicht verlegen war. Rinken dachte sogleich an Hannchens schnelle Abreise, und sagte lächelnd: „ich sehe, wer aus Ihnen spricht, Mademoisell; aber glauben Sie mir ...“

Was soll ich Ihnen glauben? fragte Susanne, und wendete sich rasch zu ihm. Sie nahmen ein Mädchen in Ihr Haus, das den Sohn Ihrer Schwester in den allerfürchterlichsten Abgrund stürzen sollte, das aber edler war, als Sie dachten; Sie...

„Susanne, fiel Rinken ein, Sie glauben... Sie können glauben ...“ Er fieng an zu stocken.

Sorben hatte durch Susannens festen Ton wieder Muth bekommen; und die Verwirrung seines Oheims gab ihm noch mehr. Ich kenne, sagte er, Ihren abscheulichen Plan. Ich sollte nach Kassel, um dort dieses edlen Herzens unwürdig zu werden.

„Bist du rasend? oder träumst du, seltsamer Mensch?“ erwiederte Rinken heftig.

Der Brief, den Sie gestern aus Kassel von einem Ihrer Freunde bekommen haben!

Jetzt sah Rinken, daß er verrathen war. Er ward eins ums andre blaß und roth. Sorben machte ihm Vorwürfe, doch in einem sanften Tone. Rinken fieng

an sich zu erholen, und sich zu entschuldigen. „Nichtswürdiger, verächtlicher Mensch!“ sagte Susanne mit einem kalten, wegwerfenden Tone, faßte Sorbens Hand, und zog ihn mit sich fort den Weg hinab nach Sorgau.

Zerschmettert von diesem Tone, stand der Verbrecher einen Augenblick da; aber auch nur einen Augenblick. Dann loderte sein Zorn auf. Wüthend rief er seinem Neffen zu: „in einer Stunde verlaß mein Haus, du Bettler!“ Sorben wendete sich um, seinem Oheim etwas, und, nach seiner jetzigen Empfindung, etwas Sanftes, zu sagen; aber Susanne fragte ihn: Sorben, hast du mit dem Elenden noch etwas zu sprechen? Sorben schwieg wider Willen, und sie nahmen Beide den Weg nach Sorgau.

Nachdenkend gieng Sorben neben Susannen her. „Wir hätten ihn nicht beleidigen sollen! sagte er endlich sanft, um durch den sanften Ton den Vorwurf zu mildern, der in diesen Worten für sie lag. — Soll denn, erwiederte Susanne, dieses Ungeheuer nie die Stimme der Tugend hören? Glaub mir Sorben, es werden tausend Verbrechen begangen, weil der Tugendhafte so selten den Muth hat, dem Verbrecher seine Verachtung zu zeigen.

Sorben schwieg. Susanne warf sich in seine Arme, und äußerte ihre Freude, daß er nun ganz der Ihrige war. Als sie sich endlich trennten, sagte sie: noch diesen Abend erwarte ich dich in Friede-

wald, mit allem, was dein ist. Und nun flog sie den Fuhrweg nach ihrem Dorfe.

Während Sorben seine Sachen einpacken ließ und einen Wagen besorgte, erzählte Susanne ihrem Vater Rinkens Betrügereien, Hannchens Edelmuth, Sorbens Zank mit seinem Oheim, und seine Verweisung aus dessen Hause. „Und was rathen Sie uns jetzt, zu thun?“ fragte sie, als sie mit der Erzählung fertig war. Lenz rieth, Geduld zu haben, bis Sorben ein Amt bekäme. „Wozu?“ fragte Susanne. — Um leben zu können. — „Und wenn wir, ohne daß Sorben ein Amt hätte, dennoch leben könnten?“ Susanne sagte ihrem Vater ihren Entschluß. Er stellte ihr vor, wie gewagt ihr Schritt wäre. Wird Sorben nie daran denken, mein Kind, daß er mehr seyn könnte, als Mahler?

„Mehr, lieber Vater? Wahrlich, Sie verstehen sich auf Sorben nicht. Es soll ihm nie einfallen, auf eine andre Weise glücklich seyn zu wollen, als in meinen Armen; und das ist es nur, was ich verlange. Der Weg, der ihn dahin führt, wird ihm gleich seyn, Mahler oder Hirt, oder regierender Minister: das alles ist Eins, wenn nur Susannes Geliebter.“

Kind, du verlangst in der That zu viel!

„Zu viel? Ich verlange nicht mehr, als ich selbst gebe. Glauben Sie mir, es ist mir ganz einerlei, was ich seyn mag, wenn ich nur Sorbens bin. Und Sorben liebt mich, wie ich ihn liebe.“ Sie setzte ihm ihren Plan näher aus einander.

Liebes Kind, sagte der Vater betrübt, du willst auf weiter nichts rechnen, als auf Euch und Eure Herzen; allein du bedenkst nicht, daß auch Eure Herzen — denn ihr seid ja Menschen — eben so unzuverlässig sind, wie alles Andre in der Welt.

„Aber ich bin doch mehr Herr über mein Herz, als über etwas Andres!“

In manchen Umständen um nichts mehr. Liebes Kind, du willst den gewöhnlichen Weg verlassen, und deinen eigenen Gang durch das Leben gehen. Die Welt, die du verachtest, und deren Sitte du übertritst, fordert von dem Augenblick an, da du es thust, nicht allein große Tugenden von dir, sondern auch großes Glück. Ein einziger Fehltritt, mein Kind; und sie wird ohne Barmherzigkeit, ohne Mitleiden, mit Spott, Verachtung und Härte über dich herfallen. Werde unglücklich; und sie wird aus deinem Unglück ein Verbrechen für dich machen, weil du nicht auf ihre Weise unglücklich geworden bist. Kind, bei Leiden ist es ein großer Trost klagen zu dürfen, ohne verspottet zu werden; und das edelste Herz findet im Unglück oft Spott für Mitleiden, nicht weil es edler war, sondern weil es auch edler scheinen wollte. Die Tugend ist einem Schatze gleich; man darf nicht damit prahlen, um nicht Räuber anzulocken.

„Nie wird eine Klage aus meinem Munde kommen.“

Aber dein Herz wird heimlich bluten, und sich selbst in nagendem Grame verzehren.

„So lange mein Herz meiner nicht spottet, hoffe ich nicht ganz unglücklich zu seyn."

Der tugendhafte Brutus sagte in seinem letzten Augenblicke: Tugend, du bist ein leerer Nahme!

„Hätte er darum nicht tugendhaft seyn sollen, mein Vater?"

Dafür sey Gott, mein Kind! Giebt es keinen Weg zwischen einer Tugend, die alle gewöhnlichen Verhältnisse umstürzt, und dem Laster, so wähle getrost die erstere, was auch daraus entstehen mag. Aber die Vorsehung bringt selten, oder wohl nie, den Menschen in diese Alternative, bei welcher der Trost für das trostbedürftige menschliche Herz, das Bedauern andrer Menschen, fehlt. Der tugendhafteste Sonderling begeht doch Ein Verbrechen: das, ein Sonderling zu seyn. Es reitzt ein junges Herz, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben. Dieser Gedanke hebt uns auf einmahl in die Geisterwelt empor; der vollkommenste Geist erkennt kein anderes Gesetz als das. Kalte Philosophen und glühende junge Leute erheben sich so gern zu diesem Gesetze der Tugend. Jene fragen nur die kalte Vernunft; diese nur ihr glühendes Herz: und beide sind einseitig. Die Tugend um der Menschen willen lieben, um glücklich zu seyn und glücklich zu machen, klingt freilich dürftiger; aber doch so menschlich! und Menschen sollten wir ja hier seyn, nichts mehr. Ich will

zugeben, daß dein Plan mit der strengsten Tugend bestehen kann; — und was ließe sich auch dagegen sagen? Du liebst Sorben, er dich! Sein Rang ist ein Vorurtheil, ein Zufall. Er wirft ihn ab, tritt in die Klasse der thätigen Bürger, arbeitet für Weib und Kind, und ist gerade dadurch glücklich. — Ich will sogar zugeben, daß du, Susanne, in einer noch minder glänzenden Lage glücklich seyn könntest, weil du dich tugendhaft fühlst; aber wenn auch dir diese Tugend nicht zu schwer wird, wenn auch du deines Herzens immer sicher bist: liebe Tochter, kannst du des Herzens deines Sorbens sicher seyn?

„Sorben, mein Vater," antwortete Susanne lächelnd und zuversichtlich, „Sorben liebt mich, und ist tugendhaft."

Der Vater sprach noch lange mit seiner Tochter; sie berief sich aber auf ihre Empfindungen, und er schloß sie endlich schweigend an sein kummervolles Herz. Er hoffte auf Zufälle, weil er noch nicht wußte, daß der Tag schon da war, an dem ihr Entschluß ausgeführt werden sollte. Mit spekulativen Philosophen und jungen Leuten, sagte er vor sich, läßt es sich doch am übelsten streiten. Sie berufen sich auf blosse Vernunftschlüsse oder auf bloße Empfindungen, und bedenken beide nicht, daß der Mensch zugleich Vernunft und Empfindung hat. Es ist noch ein Glük, daß man die Philosophen nicht versteht, und den Deklamationen der jungen Menschen nicht trauet!

Endlich kam, zu großem Erstaunen der Eltern, Sorben mit allen seinen Sachen in Friedewald an. Die Mutter konnte nicht aufhören sich glücklich zu preisen, als sie erfuhr, daß er und ihre Tochter ein Paar werden wollten. Sie trieb ihren Mann mit Vorwürfen und Bitten an, die beiden Liebenden doch zu kopuliren. Der Vater machte Sorben und dann auch Susannen Vorstellungen; aber vergebens. Er bat nur noch um einige Tage Aufschub; eben so vergebens. Susanne verfolgte ihn mit seinem eigenen Lehren. „Ein Unglück, das man kennt, hatte er oft gesagt, ist besser, als ein Zustand, von dem man nicht weiß, ob er Glück oder Unglück werden wird. Bei jenem ist man thätig, und dann bleibt die Hülfe selten aus; allein bei diesem versinkt man in Unthätigkeit: und etwas Schlimmeres giebt es nicht für den Menschen.“ Das hielt ihm Susanne jetzt vor. Mit schwerem Herzen gab er endlich den Bitten nach, die ihn von allen Seiten bestürmten, und trauete Susannen mit Sorben. Die Mutter schaffte geschwind noch ein gutes Abendessen zusammen; aber wie sank ihre Freude, als sie aus den ruhigern Unterredungen hörte, daß Susanne nichts weniger als eine gnädige Frau werden sollte! Sie fand nun den ganzen Plan abscheulich, und prophezeiete noch größeres Unglück, als vorher ihr Mann, der jetzt vielmehr die Hoffnungen seiner Kinder belebte, und Beispiele aufführte, daß Menschen mit weniger Talenten, mit weni-

ger Vermögen, nur mit Muth und Geduld, alle Schwierigkeiten besiegt hatten, und glücklich gewesen waren. Die Mutter ärgerte sich, daß ihren Mann der Geist des Widerspruchs so plagte. Aber, sagte sie, vor der Kopulation sprachst du ja ganz anders, Vater!

„Vor der Kopulation,“ erwiederte er sanft; eben deswegen, liebe Mutter!“

Kurz, Susanne und Sorben waren nun ein glückliches Paar Eheleute, voll Muth, voll Liebe, voll Hoffnung. Susanne sank am andern Abend ihrem Vater, der sie mit stillem Kummer betrachtete, in die Arme. „Ach, lieber Vater, nicht diesen Blick des Bedauerns! Und wenn ich nur einen Monath mit Sorben so glücklich wie jetzt, wie heute, lebte, so wäre dies Glück mit dem Kummer eines ganzen Lebens wahrlich nicht zu theuer bezahlt.“ Sie und Sorben waren in der That unbeschreiblich glücklich.

Rinken hörte seines Neffen Verheirathung, und biß die Zähne zusammen. „Müßt' ich auch,“ sagte er, „ein Hospital von meinem Vermögen stiften, so soll er nicht einen Albus davon haben! der Bettler!“ Und dennoch beneidete er mitten in seinem Ueberfluß den dürftigen Sorben. Susannen traf sein allerfeindseligster Haß. Es war seine bitterste Empfindung, daß er Beide mußte glücklich werden sehen, ohne ihnen Hindernisse erregen zu

dürfen; er zitterte vor der Entschlossenheit Susannens, die ja seine Verbrechen kannte.

Schon nach einigen Tagen verließen die glücklichen jungen Eheleute Friedewald, und reisten nach Kassel ab. Der Vater gab ihnen einige Briefe an ein Paar dortige Geistliche mit, die seine Freunde waren. Er ersuchte diese, daß sie den Plan seiner Tochter, eine Pensionsanstalt anzulegen, unterstützen, und ihr mit gutem Rathe beistehen möchten. Er begleitete seine Kinder zu Fuß, und der Wagen fuhr langsam voraus. Am Nadelöhre blieb Susanne stehen, und betrachtete den Ort, wo sie als Kind so oft gespielt hatte, mit leuchtenden Augen. „Liebe Susanne," sagte der Vater, „du gehst jetzt auch in den weglosen Wald der Welt hinein; wer wird dich aufsuchen, wenn du dich verirren solltest in dem Labyrinthe der Zufälle?"

Susanne lächelte, streckte ihrem Vater beide Arme entgegen, und rief mit nassen Augen: wenn ich mich auch verirrte, und mein Mann mit mir — o, mein Vater, würden Sie nicht Ihre Susanne aufsuchen?

„Im Abgrunde des tiefsten Elendes, mein theures Kind!" antwortete der Vater, und warf sich in ihre ausgebreiteten Arme. Lange hielten sie sich schweigend und weinend umfaßt. Susanne riß sich endlich los. Sie drückte dem Vater noch einmahl die Hand, faßte dann muthig Sorbens Arm, und eilte dem Wagen nach. Der Vater setzte sich auf

den Stein, und seufzte: ach, dürft' ich dich nie aufsuchen, mein Kind! Susanne hörte den Segen nicht mehr. Sie warf sich jetzt, getrennt von Eltern, Geburtsort, Nahmen, ihrem Gatten in die Arme, und rief entzückt: nun ganz, nun ewig dein, Geliebter! Sorben umfaßte sie, und sagte freudig: bis ins Grab, Susanne! Die Glücklichen stiegen in den Wagen, und fuhren nach Kassel.

In Kassel wurde sogleich eine kleine, aber reinliche Wohnung gemiethet, und möblirt. — Nach Susannens Wunsche war alles sehr einfach; doch schlich sich hin und wieder eine kleine Eleganz mit ein, weil Sorben sie verlangte. Susanne nahm nun Besitz von ihrem Haushalte, wie ein König von seinem Reiche. Die Freude leuchtete strahlend aus ihren Blicken, und drang auch in Sorbens Herz, ob er gleich freilich noch manches gewünscht hätte. Susannens zärtliche Liebkosungen machten ihn blind gegen alles, was ihn umringte. Sie verstand die Kunst, jeder Kleinigkeit einen Werth zu geben; Ordnung und Reinlichkeit schienen bei ihr auf den ersten Anblick Eleganz zu seyn. Selbst ihre Kleidung, so höchst einfach sie auch war, hatte einen so eigenen Schnitt, und paßte so schön für ihre edle Figur, daß man sie lange und genau betrachten mußte, ehe man bemerkte, daß sie nicht geputzt war. Und dabei nun ihr heitres Lächeln, ihre von Freude strahlenden Blicke, ihre zärtlichen Liebkosungen! Sie würde einen durch alle thörichte

Pracht verwöhnten Wollüstling so bezaubert haben, daß er sich bei ihr glücklich gefühlt hätte.

Endlich brachte denn auch Susanne den beiden Geistlichen die Empfehlungsbriefe ihres Vaters. Der eine wurde, als er den Brief las, verlegen, betrachtete Susannen, zuckte die Achseln, und sagte: „Sie sind wohl kaum zwanzig Jahre alt, Frau Sorben! (So ließ sie sich nennen.) Also unterrichten wollen Sie! Aber, liebe Frau Sorben, haben Sie denn bei so jungen Jahren auch schon Uebung in dieser schweren Kunst?“ Der Geistliche fieng an Susannen ein wenig zu prüfen, und erstaunte über die Kenntnisse der jungen schönen Frau. Nach einer Stunde war er von ihr begeistert, und versprach, alles nur Mögliche zu thun, um die Stadt aufmerksam auf ihre Talente zu machen. Er schenkte ihr lächelnd einen Katechismus, den er selbst geschrieben hatte, und meinte, daß sie nicht übel thun würde, wenn sie den bei ihrem Unterrichte zum Grunde legte. Susanne war überhaupt gegen alle Buchgelehrsamkeit bei Kindern, besonders aber gegen alle Spitzfindigkeiten; und beim Durchblättern des Katechismus fand sie sogleich Untersuchungen, die nur für den Gelehrten gehören. Sie sagte dem Geistlichen sehr aufrichtig, doch gutmüthig, ihre Meinung, und es kam darüber zu einem kleinen Streit. Ja, sagte der Geistliche zuletzt, so etwas ist freilich disputabel. Er nahm ihr das Buch, zufällig, wie es schien, aus der Hand, legte es bei Seite, und wurde merklich

kälter. Susanne gieng mit den besten Hoffnungen; aber der Geistliche ließ es sich nun eben nicht angelegen seyn, diese zu erfüllen.

Er war ein redlicher, gelehrter Mann, nur ein wenig eitel auf seine Schriften. „Sie hat hübsche Kenntnisse, die Frau Sorben," sagte er wohl nachher von Susannen, wenn man ihn nach ihr fragte; „aber Ordnung, System, da steckt es, da fehlt es. Und dann will man keinen Rath annehmen! Je nun, schicken Sie Ihre Kinder zu ihr. Ihr Vater ist ein rechtschaffener Mann. Meine Kinder müssen alles in der Ordnung erlernen; ich liebe die neue Manier nicht."

Der andre Geistliche hatte kein Kapitel in der Dogmatik lieber, als das vom Teufel, so ein braver und rechtschaffner Mann er auch war. Er nahm Susannen mit einer Innigkeit auf, die ihm ihr ganzes Herz gewann. Güte, Arglosigkeit bezeichneten jedes Wort, das der Alte sagte. Er versprach Susannen seine Unterstützung bei ihrem Vorhaben. „Es ist ja meine Pflicht, meine liebe Tochter, guten Unterricht zu befördern; denn durch nichts in der Welt wird mehr und sicherer der Teufel aus dem Menschen getrieben und lebenslang von ihm abgehalten, als durch Unterricht. Ein guter Schulmeister — und ich höre schon, daß Sie vortrefflich unterrichten werden — ist mir der eigentliche Teufelsbanner; und in der Litaney setze ich immer, wenn die Stelle kommt: vor

dem Teufel uns bewahr! noch hinzu: durch gute Schulen, Amen!"

Freilich, erwiederte Susanne, ohne Vernunft ist die Tugend ein Zufall.

„Sehr recht, meine Tochter! Und da mag man die Vernunft verschreien, wie man will, so bleibt es wahr, wie Sie sagen. Eine Seele voll Aberglauben, Irrthum, Unvernunft, ist ein wahrer Pallast für den bösen Geist. Nein, nein, gegen manchen Teufel hilft kein Beten, kein Kreuzen; die Seele muß mit der Keule der Vernunft darauf schlagen: sonst wankt und weicht er nicht. Da giebt es zum Exempel Teufel des Eigensinns, Eheteufel, Teufel der Wollust, der Kleiderpracht, Kartenteufel, und so weiter; gegen die hilft nichts als die Vernunft."

Susanne lächelte. Sie glaubte, der Mann drükke sich nur bildlich aus, und äußerte das; aber da kam sie sehr unrecht. Der Geistliche setzte ihr nun diese Lehre mit allem dem Eifer, mit dem man von seiner Lieblingswissenschaft allemahl redet, aus einander. Susanne befolgte ihren Grundsatz, der Wahrheit nichts zu vergeben, und erklärte ihm geradezu, daß diese Lehre wenigstens für Kinder ganz unbrauchbar, ja in den meisten Fällen schädlich seyn würde. Als sie weg war, sagte der gutherzige Mann: ein sehr vernünftiges, unterrichtetes Frauenzimmer. Nur Schade, daß der Teufel des Widerspruchs bei ihr regiert! Er empfahl nach einigen Tagen einem Kaufmanne, der seine Kinder unter-

richten lassen wollte, einen elenden Menschen, der nichts wußte, aber jedesmahl mit dem Kopfe nickte, so oft der alte Mann einen neuen Teufel machte.

Als Susanne die beiden Geistlichen nach einiger Zeit wieder besuchte, sah sie denn wohl, woran es lag, daß sie nicht von ihnen empfohlen wurde. O, welche Menschen! rief sie, als sie zurückkam: welche elende, kleinliche Seelen! Sie brach die Bekanntschaft ab. Selbst als der eine Geistliche sie wiederholt bitten ließ, zu ihm zu kommen, gieng sie nicht hin, und ließ es sogar auffallend merken, daß sie nicht wolle.

Indeß kam ihre Pensionsanstalt dennoch bald in Aufnahme. Ihre Hauswirthin hatte ein Paar liebenswürdige Kinder, die aber noch ganz roh und unwissend waren. Susanne, die nichts zu thun hatte, zog die Kinder an sich, und unterrichtete sie. Zum Erstaunen der Eltern lernten beide Kinder lesen und Buchstaben mahlen, und lernten es gern. In vierzehn Tagen hiengen sie mit unbeschreiblicher Liebe an der guten Frau Sorben, fiengen an richtig zu sprechen, und äußerten Gesinnungen, die den erfreuten Eltern oft Thränen in die Augen lockten. Die Mutter erzählte hier und da von den Wundern, welche Frau Sorben mit ihren Kindern that; und nun kam die Schule bald in den besten Gang. Man bot Susannen mehr an, als sie selbst würde gefordert haben; und in Kurzem mußte sie Kinder abweisen, weil die bestimmte Zahl voll war.

Die Kinder lernten bei ihr Sachen, an die man damals in den Schulen noch gar nicht dachte; und überdies hatte Susannens Liebe zum Unterrichten, und Nachdenken darüber, ihre Methode zu lehren sehr verbessert. Kaum waren einige Monathe vergangen, so sprach man in Kassel allgemein von der vortrefflichen Frau Sorben. Man suchte aus Neugierde ihre persönliche Bekanntschaft, und fand, was man am wenigsten erwartet hatte: eine junge reitzende Frau, mit einer sehr edlen Figur, mit einem königlichen Anstande, immer sehr einfach, aber äußerst reitzend gekleidet; eine Frau mit dem sanftesten Engelsgesicht, und mit einem Charakter, der diesem Gesicht entsprach.

Auch der junge, schöne, edle Sorben erhielt allgemeinen Beifall. Man riß sich um seine, wie um Susannens, Bekanntschaft, und ließ sich mahlen, um nur diese ganz einzige Familie kennen zu lernen. Sorben fand, nach seiner Neigung zur Geselligkeit, diese Bekanntschaften vortrefflich; doch machten sie ihm sein häusliches Glück nur desto werther. Susanne hingegen hätte sich gern aus der Menge eine vertrautere Freundin ausgewählt, und mit der und Sorben sich von der Welt abgesondert; aber sie fand unter allen Bekannten nirgends ihr Ideal von Freundschaft.

Man ward in Kassel neugierig, woher Sorben und seine Gattin gebürtig wären. Ihre Antwort auf diese Frage war immer: tief aus Sachsen;

und das befriedigte nicht. Susanne suchte ganz augenscheinlich das Gespräch hierüber zu vermeiden, und die Neugierde wurde dadurch um so größer. Man forschte, man vermuthete; endlich erfuhr man zufällig durch den Geistlichen, dem Susanne empfohlen war, ihren Geburtsort, und dadurch auch den Stand ihres Mannes.

Man hatte, eben weil man nichts wußte, schon das Schlimmste vermuthet, ärgerliche Geschichten von Susannen erzählt, und sich kalt von ihr zurückgezogen. Kurz, es gieng ihr und Sorben, wie es tausend ehrlichen Leuten in der Welt geht, ohne daß es weitere Folgen hat. Susanne aber brach hier einen Umgang ziemlich auffallend ab, uns lächelte dort stolz, ohne zu antworten, über eine Vermuthung, mit der man sie ausholen wollte. Nun sagte man oft von ihr: es ist eine sehr schöne, kluge Frau; aber sie weiß auch, daß sie das ist, und sie sollte doch bedenken, daß sie von uns leben muß.

Susanne verwies ein Paar boshafte Mädchen aus ihrer Schule, sprach nicht nur von den Fehlern der Erziehung überhaupt (das hätte sie immerhin thun mögen), sondern sagte auch den Eltern geradezu, was für Fehler sie machten; und man nannte sie eine Närrin. Ihre Pensionsanstalt nahm von Woche zu Woche ab. Sie lächelte, wenn Sorben unruhig darüber wurde, und machte nur, da die Einnahme abnahm, auch ihren Haushalt wieder kleiner. Ohne alle Zurückhaltung sagte sie ihrer Hauswirthin

die Ursache hiervon. Sorben erröthete darüber, weil er sich nicht zu Susannens ruhiger Größe erheben konnte.

Jetzt erfuhr man Sorbens Stand, und erstaunte aufs neue über die Demuth der schönen jungen Frau, die sich nicht Ihro Gnaden, sondern Frau Sorben nennen ließ. Man vermuthete zwar Anfangs, daß es mit der Kopulation nicht richtig seyn möchte; Rinkens Freunde aber, die jetzt anfiengen sehr geschäftig zu werden, versicherten einstimmig: die junge Frau sey wirklich Frau von Sorben, und würde sogar Frau von Rinken seyn, wenn sie gewollt hätte. Je mehr man von ihren Schicksalen erfuhr, desto mehr erstaunte man. Die Pension wurde wieder besucht; denn der Herr von Sorben, ein Edelmann, gab ja den Unterricht im Zeichnen, und die Frau von Sorben, sie mochte nun zu dem Von gekommen seyn wie sie wollte, war doch die Lehrerin! Man knüpfte sogar den Umgang wieder an.

Susanne gestand jetzt offenherzig, daß sie Frau von Sorben wäre, so verschwiegen sie auch vorher über diesen Punkt gewesen war. Man bedauerte das unglückliche Paar; man schalt auf den Oheim, daß er seinen Neffen der Schande aussetzte, sein Brot verdienen zu müssen. „Welcher Schande?" fragte Susanne eifrig; „der Schande zu arbeiten?" Sie trug ihre Ideen über Arbeit sehr bestimmt vor, und alle ihre mitleidige Freundinnen ärgerten sich nicht wenig darüber. Man war bereit, sich für sie

bei dem Herrn von Rinken zu verwenden; Susanne und Sorben versicherten aber, daß sie keiner Hülfe bedürften. Man sprach auch von Kollekten oder kleinen Pensionen, damit das unglückliche Paar der Mühe und des Schimpfes überhoben würde, wie der Pöbel arbeiten zu müssen. Aber nun sprach Susanne so kräftig von dem Werthe der Arbeit, und so gleichgültig, sogar verächtlich, von dem Range, den die Geburt giebt, daß alles die Achseln zuckte, den armen Sorben mitleidig betrachtete, und einander heimlich zuflisterte: welch eine pöbelhafte Denkungsart!

Man brach noch einmahl den Umgang mit Susannen ab, und ließ sich deutlich merken, daß man diesesmahl nur mit der Frau, und nicht mit dem Manne, bräche. Sorben fühlte sich in der That unangenehm verlassen; denn es war ihm so schmeichelhaft gewesen, seine Frau bewundert zu sehen. Mit einer Kleinigkeit mehr, liebste Susanne, sagte er, und faßte Susannens Hand, könntest du, wenn du wolltest, der Stolz der ersten Gesellschaften in Kassel seyn.

„Ich danke Gott," erwiederte Susanne, „daß ich das nicht kann. Und bin ich dir weniger, wenn du allein weißt, wie viel ich werth bin? Sorben, leben wir nicht glücklich, glücklicher als in dem langweiligen Getümmel der Welt, worin man mich nur leidet, wenn ich zu den elendesten Vorurtheilen schweige? Und soll ich das, darf ich das?"

Man hält dich für stolz und übermüthig, meine sanfte, demüthige Susanne.

„Mag man doch, so lange Sorben mich seine sanfte, demüthige Susanne nennt!“ Sie sank in seine Arme, und erstickte mit Küssen und Liebkosungen die Vorwürfe, die noch aus seinem Herzen brechen wollten. „Wahrlich, mein Sorben, je näher ich die Welt kennen lerne, desto genügsamer bin ich. Dein Beifall, deine Liebe wird mir von Tage zu Tage mehr, alles!“

Was konnte Sorben darauf antworten? Er schwieg, so nahe es ihm auch gieng, daß Susanne recht absichtlich die glänzende Bahn vermied, die sich ihnen zeigte. Jeder Tadel, den er über Susannen hören mußte — und man war gar nicht bescheiden in diesem Falle — gieng ihm durch die Seele, und er konnte sich nicht enthalten, laut zu widersprechen. Susanne lächelte, wenn er ihr so etwas erzählte. „Laß sie doch, laß sie doch! Leuchtet die Sonne darum weniger, weil ein Blinder sie nicht sieht? Meinst du, daß man dich richtiger beurtheilt? O, wahrhaftig nicht! Man verzeiht dir deine Liebe zu mir, wie eine Jugendthorheit, die durch bittre Reue sich selbst bestraft. Das Verdienst wird hier nach den Vorfahren abgemessen; die Tugend nach Kapitalen und Procenten. Laß sie reden, und uns glücklich seyn!“

Wirklich war Sorben, sobald er sich nur ein Paar Minuten bei Susannen befunden hatte, unaussprech-

lich glücklich, und vergaß alles, was ihm außer dem Hause Verdruß machte. Auch lernte er immer mehr, sein Glück auf sich selbst und auf Susannen beschränken. Er vergaß beinahe ganz, daß er seiner Geburt nach zu einem andren Stande gehörte; und Beide fiengen an, des Lebens zu genießen, das ihnen so sanft in Liebe dahin floß. Es fehlte Susannen nie gänzlich an Schülerinnen, und zuweilen traf sie sogar auf eine dankbare Mutter, welche die Bildung ihrer Tochter mit mehr als mit Gelde, mit Liebe, belohnte. Sie vergaßen die vornehme Welt, wie sie von ihr vergessen wurden: Susannens schönster Triumph, vergessen zu seyn, in Sorbens Augen aber noch immer eine Unannehmlichkeit.

Rinken hatte Anfangs nicht erfahren können, wo Sorben und Susanne sich aufhielten. Sie waren Mann und Weib; das allein wußte er, und das erregte seinen Neid und seinen Haß auf das äußerste. Sich so überlistet, so betrogen, so verachtet, so verspottet zu sehen: das war unerträglich. Endlich erfuhr er von Kassel aus, daß Sorben und Susanne dort lebten. Nun schrieb er sogleich an alle seine Bekannten: Susanne habe seinen Neffen verführt, und er würde es sehr gern sehen, wenn diese Ehe wieder getrennt werden könnte. Er drang in alle seine Verwandten, eben dasselbe zu sagen und zu schreiben; auch lud er einige seiner ehemaligen Freunde nach Sorgau ein, wo nun Plane gegen die

beiden Liebenden gemacht wurden, deren Glück schlechterdings zerstört werden sollte.

Auf einmahl drängten sich neue Menschen an Sorben. Unvermerkt wurde er durch Artigkeiten, Schmeicheleien und zuvorkommende Freundschaft in einen Cirkel von jungen Männern gezogen, und schien die Seele dieser Gesellschaft zu werden. Man bewunderte seine Einfälle, gab seiner Standhaftigkeit, seiner Großmuth gegen seine Gattin, der Ruhe, mit der er sich über alle Verhältnisse weggesetzt hatte, die feinsten Lobsprüche, erhob die Schönheit, die Tugend, den Geist Susannens, und kam allen seinen Wünschen zuvor.

Man besuchte auch ihn, Anfangs selten, dann öfter. So oft man Susannen sprach, zeigte man ihr die feinste Achtung, und das Verhältniß wurde von Tage zu Tage vertraulicher. Susanne hörte zwar von ihrer Wirthin, daß diese neuen Freunde in Kassel für Wüstlinge gölten, und sagte das Sorben. Er war aber von dem Gegentheil überzeugt; und da Susanne, so oft sie auch kamen, nie eine zweideutige Miene an ihnen sah, so erklärten Beide die Aeußerung der Wirthin für ein Stadtgeschwätz. Sorbens Freunde selbst wußten, daß ihr Ruf nicht der beste sey, und scherzten darüber.

Bis jetzt war alles gut gegangen; doch nach und nach erlaubte man sich in Sorbens Gegenwart Scherze, die ihm Anfangs unerträglich gewesen seyn würden. Besonders neckte man ihn, daß

er unter dem Pantoffel seiner Frau stände. Man äußerte auch freiere Grundsätze. Wenn Sorben dagegen stritt, so gab man nach, brachte sie aber bald wieder vor, und neckte ihn mit seinem Katonischen Ernste. Sorben fand bei dem allen Geschmack an dieser Gesellschaft, da sie aus guten Köpfen bestand; und schwieg am Ende über manche Dinge, weil man sich doch in Susannens Gegenwart nie eine freie Aeusserung erlaubte.

Einer von diesen feinen Herren drängte sich jetzt vorzüglich an Sorben, und noch mehr an dessen Gattin. Man neckte auch ihn sehr oft mit seinen strengen Grundsätzen; und das gewann ihm Sorbens Freundschaft noch mehr. Fast täglich gieng er bei Sorben aus und ein, und war sein Schatten. Er versorgte Susannen mit neuen Büchern, und fieng auch an sie auf dem Klaviere zu unterrichten, daß er vortrefflich spielte. So stahl er sich immer tiefer in die Freundschaft der beiden arglosen Seelen ein. Er sprach jetzt mit unbeschreiblichem Feuer von Verbindung der Seelen, von Reinheit des Herzens, von Güte und Tugend, und phantasirte dann so lieblich, so rührend auf dem Klaviere, daß Susanne es für ein wahres Glück ihres Lebens hielt, mit dem Herrn von Harken bekannt geworden zu seyn.

So weit hatte Harken es gebracht, und er schwor allen seinen guten Freunden, daß er bei diesem seltenen Weibe doch nur auf der Schwelle der Bekanntschaft wäre. Wahrhaftig, sagte er, ich weiß nicht,

wie ich es anfangen soll, den Fuß weiter zu setzen. Und Ihr, wie ich merke, seyd auch nicht weiter mit dem irrenden Ritter.

In der That konnte man Sorben nur bis auf einen gewissen Punkt bringen, da die mindeste Ungezogenheit ihn sogleich scheu machte. Die Andern hofften indeß, mit ihm noch immer weit eher fertig zu werden, als Harken mit Susannen, da Sorben doch wohl schon über einen zweideutigen Scherz lachen konnte.

Unter dieser Gesellschaft trieb sich auch ein sonderbarer Mensch, Nahmens Schlick, herum, den man seiner immer heitern Laune wegen allgemein liebte, und der in allen Ständen Umgang hatte. Er war reich; so vermuthete man wenigstens: denn er selbst sprach zweideutig davon. Sonst lebte er den Sommer nicht in Kassel; doch diesmahl blieb er gegen seine Gewohnheit. Man wußte überhaupt nicht recht, was man aus ihm machen sollte. Er lief von Ball zu Ball, und tanzte wenig; er saß stundenlang hinter dem Trinktisch, und trank nicht zwei Gläser Wein; er konnte einen ganzen Abend bis in die Nacht hinein schwärmen, und den Vormittag saß er wieder in Büchern begraben, und studierte. Kurz, er war nicht klüger, als die Gesellschaft, in der er sich jedesmahl; befand; aber auch gewiß nicht dümmer. Einige Gelehrte in Kassel hatten sogar große Achtung für seine Gelehrsamkeit; und er wollte sich außer Athem lachen, wenn er das hörte. Er gieng mit gleicher

Laune heute zu einer hübschen Frau, morgen zu einem alten Manne, und hatte überall seinen Zeitvertreib. Man glaubte von ihm, daß er sich eine Mätresse hielt, da er Abends oft in einem Ueberrocke auszugehen pflegte; doch Niemand wußte, wo sie wohnte, und wer sie war. Eine Zeitlang ließ man ihn beobachten; aber heute kam er aus diesem Häuschen in einer abgelegnen Gasse, morgen aus jenem, und nie konnte man etwas Bestimmtes erfahren. Ein alter Bedienter, den er als Vertrauten bei allen diesen geheimen Liebeshändeln brauchte, lächelte, anstatt zu antworten, wenn man ihn fragte. Schlick plauderte gern mit Mädchen, die hübsche Augen und eine süße Stimme hatten. Er konnte sich bisweilen müde nach einem Mädchen laufen, so verliebt schien oder war er; und auf einmahl ließ er sich den Korb geben. Mehr Körbe hatte nie ein Mensch bekommen, als er nach seiner eignen Erzählung. Er wußte alle Geheimnisse, ohne daß man begreifen konnte, wie er sie erfuhr, und er war stumm wie das Grab. Stundenlang konnte er lachen, und doch standen ihm Thränen in den Augen, sobald der Nahme eines Menschen genannt wurde, der sein Freund gewesen, und gestorben war. Es gab Väter in Kassel, die ihre Töchter nicht aus den Augen ließen; nur Schlick durfte Tage lang mit ihnen allein seyn, und Niemand begriff, wodurch dieser Wüstling sich das Vertrauen der Väter erworben hatte. Er stand in beständigem Verkehr mit armen Handwerksleu-

ten, und handelte mit ihnen, und für sie, besonders in Häusern, wo eine junge Frau oder erwachsene Töchter waren. Wenn man ihn darüber befragte, so antwortete er lachend: „man muß immer verdienen. Ich brauche viel Geld, und handle darum überall. Die Leute glauben mir Dank schuldig zu seyn, und sie ernähren mich.“ Kurz, jedermann mochte diesen seltsamen Menschen leiden, weil er immer gefälig und heiter war, nie Ansprüche machte, alles wußte, nichts ausplauderte, gut und blühend aussah, vortrefflich erzählte, bei jeder Gelegenheit ein Geschichtchen anbrachte, alles in der Welt, und nichts in der Welt mit Leidenschaft that, je nachdem man es selber wollte.

Dieser Schlick war denn auch mit Sorben und mit Susannen bekannt geworden; indeß überließ er Harken das Feld bei dieser, und den Andern bei jenem. Eines Tages kam er zu Sorben. Er plauderte, lachte, sang, trommelte auf dem Klaviere, und plauderte dazwischen immer fort. Susanne, die ihn nicht recht leiden konnte, blieb dennoch, weil er so seltsam plauderte. „Der Harken spielt einem das Herz aus der Brust, wenn er will; nicht wahr, Frau Sorben? Ich weiß nicht, wie Ovid in seiner Kunst ein Weib zu verführen die Musik ganz und gar hat vergessen können! Wenn ich diese Kunst schreiben wollte, so müßte es anders kommen. Ovid war ein Stümper in der Verführung. Zuerst ein

Geschwätz, so ein loses Geschwätz, von Tugend, oder von Himmel, Sphärengesang, und Reinheit der Seele, daß die Brust warm wird; dann ans Klavier, und eine Phantasie gespielt, etwa aus F. dur, dem weichen, süßen Tone, so auf Harkens Manier, als ob der Zauberer die Seele in den Fingern hätte, und die Tasten damit berührte. Harkens Phantasieen mögen schon manchem armen Mädchen Thränen gekostet haben! Kurios, wie ein Mensch ohne Herz so zum Herzen spielen kann! Bei dem Harken will ich doch auch noch Klavierstunde nehmen. Wo er ein hübsches Weib wittert, da schickt er, anstatt eines Liebesbriefes, ein Klavier hin; und so eine Liebeserklärung, auf den Fittichen der stummen, nichts verrathenden Töne in die Brust hinein gegossen, ist ein andres Ding, als eine in Worten! Worte müssen erst den Umweg durch den Verstand nehmen, der wie ein Zolleinnehmer am Herzen Wache hält. Die Musik aber dringt wie ein Pfeil in das Herz; der Verstand läßt sie passiren, weil er nicht mißtrauisch gegen die leeren Töne ist."

So plauderte Schlick eine Weile fort, ohne daß Susanne aufmerksam wurde. „Nicht wahr, schöne Frau," hob er wieder an, und trommelte eine Melodie: „Sorbens Oheim, der Herr von Rinken, fand Sie auch einmahl schön? Hätte der Narr, anstatt von Mädchen zu Mädchen zu laufen, Musik getrieben: wer weiß, wie weit er gekommen wäre!"

Sie werden unverschämt, Herr Schlick, sagte Susanne empfindlich.

„Ja, das ist mein Unglück; eben darum komme ich zu nichts. Aber so viel ist wahr, er hätte es doch wenigstens so weit bringen können, wie Harken es mit seinem Phantasiren bringt: denn Sie, Frau Sorben, sind so arglos und gut, daß man es wunderlich anfangen muß, Ihr Vertrauen nicht zu haben; und auch das hat ja Rinken, wie er selbst seinem Busenfreunde Harken schreibt, nicht einmahl gehabt.“

Wie? schreibt? seinem Busenfreunde? Rinken? So fragten Susanne und Sorben zu gleicher Zeit.

„Nun, das ist ja an den Fingern abzuzählen. Rinken liebt Sie, und wird auf eine — nehmen Sie mir das nicht übel, schöne Frau — auf eine unartige Weise abgewiesen. Er ist erbittert; und Sie heirathen seinen Neffen, ohne ihm auch nur ein gutes Wort zu geben. Das fordert Rache. Nun erfährt der erbitterte Oheim, daß Sie hier sind. Da ist es ganz natürlich, daß er seinen Freunden aufträgt, ihn zu rächen; ganz natürlich, daß Harken sich einschleicht, plaudert, phantasirt, und seine Angel auswirft; ganz natürlich, daß die Andern sich an Sorben hängen, ihn necken, den Samen zu Uneinigkeit aussäen. Ich habe den Leuten in die Zähne gelacht, und geschworen, Sie müßten es merken; auch hat Sorben da gewiß etwas gemerkt, so grob treiben sie es.“

Sorben erstaunte, und Susanne erschrak. Schlick plauderte nun wieder dazwischen, und wollte sich todtlachen über das Erstaunen der beiden Leute. „Aber zum Henker, schöne Frau,“ fuhr er fort; „Sie sind so klug! Haben Sie denn niemahls ein wenig in die Welt hinein gehorcht, was die von den Leuten spricht, mit denen Sie jetzt umgehen? Man muß doch erst seine Freunde kennen, ehe man sich ihnen hingiebt. Sehen Sie, da sagt man von Ihnen zum Exempel: die Frau ist stundenlang mit dem Herrn von Harken, dem listigsten Wüstling, allein. Man zuckt die Achseln, man bedauert Ihren Mann, und die ärgsten Weiber würden für Ihre Untreue schwören.“

Was kümmert mich, erwiederte Susanne stolz, das Urtheil der Elenden?

„Ganz recht! Aber die Elenden schreien so lange, bis die Guten anfangen, ihrem Geschrei zu glauben; und das Urtheil der Guten wird Ihnen doch nicht gleichgültig seyn? Man muß es, das weiß ich aus Erfahrung, mit beiden Partheien verderben, oder mit beiden Partheien halten.“

Schlick bat nun Sorben und Susannen, nicht zu verrathen, daß er ihnen das Geheimniß entdeckt habe; und sie versprachen es. Dann plauderte er vertraulich mit Sorben, wollte ihn sogleich zu einem Gelage mitnehmen, und wunderte sich, daß Sorben es ausschlug. Susannen sagte er etwas über Musik, und versprach, ihr durch Harken neue Mu-

sikalien zu schicken. Als Susanne mit Unwillen äusserte, sie wolle den Menschen nicht wiedersehen, versicherte er sehr feierlich: dann würde Harken böse werden. Er plauderte so seltsam, daß Sorben und Susanne in Zweifel geriethen, ob sie von dem allen, was er ihnen gesagt hatte, nur ein Wort glauben sollten. Sorben schüttelte indeß doch bedenklich den Kopf, weil ihm schon einmahl von sonst jemanden ein Wink gegeben war, daß seine Gesellschafter in Kassel ehedem Rinkens Freunde gewesen wären.

Susanne beschloß sehr rasch hinter die Wahrheit zu kommen. Einige Tage nachher kam der Herr von Harken zu ihr, und brachte wirklich Musikalien von Schlick mit. Sie faßte seine Hand, sah ihm starr in die Augen, und sagte: „Der Herr von Rinken hat Ihnen den Auftrag gegeben, uns nicht allein unglücklich, sondern auch verächtlich zu machen?" — Harken verlor die Farbe, und stammelte etwas her, das einer Entschuldigung ähnlich sehen sollte, das aber sein Verbrechen vollkommen verrieth. — „Elender, verächtlicher Mensch!" sagte Susanne langsam, und betrachtete ihn mit einem Blicke voll tiefer Verachtung vom Kopf bis auf die Füße; dann nahm sie ihre Arbeit, und ließ ihn stehen, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern. Harken fühlte, daß er in einem Bubenstücke begriffen war, und sagte, als er sich endlich ein wenig gefaßt hatte: Madam, Sie sind beleidigt, ich gestehe es; aber schon längst hat Ihre Tugend — Susanne unterbrach ihn: „ich

bitte, gehen Sie, mein Herr. Sie spielen jetzt in der That auch eine alberne Rolle."

Nun stieg Feuer in Harkens Gesicht, und er rief: albern? Er gieng trotzig und höhnisch an die Thür, wollte etwas sagen, schwieg aber, und verbeugte sich höhnisch lächelnd. Auf der Treppe lachte er laut; und Susanne zitterte: so fürchterlich klang dieses Lachen. Sorben war nicht zu Hause; und das sah sie gern, da er ohnedies schon mit Heftigkeit von Harken gesprochen hatte. Immer noch hörte sie das Lachen des Bösewichts, und zitterte; aber doch glaubte sie, daß sie so habe handeln müssen. Sorben blieb über die gewöhnliche Zeit aus, und kam endlich mit zerstörtem Gesichte zu Hause. — „Was ist dir, lieber Sorben?" — Nichts, erwiederte er mit unruhiger Bewegung. Er wollte heiter scheinen, und dennoch brach zuweilen ein schwerer Zug von verhaltenem Kummer aus seinem Herzen hervor. Susanne war unruhiger, als jemals in ihrem ganzen Leben. „Hast du Harken gesprochen?" fragte sie ahnend. — Nein, antwortete Sorben verlegen.

Am andern Morgen früh, noch ehe Susannens Geschäfte angiengen, kam Schlick. „Apropos," hob er an, „hat Ihnen der Herr von Harken die Sachen vorgespielt? Nun? sind sie nicht vortrefflich? ... He! Sorben, was haben Sie denn gestern mit Harken vorgehabt? Es ist ja zu Beschimpfungen gekommen, die Sie Beide ... Harken ficht und

schießt, sag' ich Ihnen, als ob er eines Fechtmeisters Sohn wäre!"

Susanne wurde bei diesen Worten todtenbleich, und Sorben winkte Schlicken zu. „So?" fuhr Schlick freundlich fort, als ob er ihn ganz mißverstände; „es ist also richtig? Sie schlagen sich mit ihm? Nun, Sie werden Ihre Freude haben an seinem Fechten! Er stößt, wenn Sie wollen, so geschickt daß Sie da liegen, ohne noch ein Wort sagen zu können... Aber, liebe Frau, Sie sind ja bleich, wie ein Wachsbild! Was ist Ihnen denn, liebste Frau Sorben?" — Susanne stürzte laut aufschreiend an ihres Mannes Herz. Sie wollte reden, und konnte nicht; ihre Brust flog ungestüm. Sorben suchte sie zu beruhigen. „Nein! nein!" rief sie endlich mit zitternder Stimme; „nicht aus meinen Armen!"

Unseliger Schwätzer! rief Sorben zornig Schlikken zu. — Ja, Susanne, es ist wahr: der Elende, er begegnete mir dort in der Nebengasse; vermuthlich kam er von dir. Wir geriethen an einander; er beschimpfte mich —

Beschimpfte Sie? Seltsam! Hatten Sie ihn etwa kurz vorher beleidigt, schöne Frau?

Susanne erzählte. Nun fand Schlick alles ganz natürlich, und trieb Sorben an, die Stunde nicht zu versäumen. Sorben schwankte zwischen Pflicht und Ehre. Susanne wollte ihn halten; er riß sich aber, als Schlick noch immer in ihn drang, von ihr

los, und eilte weg. Susanne sank kraftlos in Schlicks Arme. Er trug sie in einen Lehnstuhl, und gab ihr zu riechen. Als sie sich erholte, setzte er sich zu ihr, faßte ihre Hand, und sagte in einem sehr edlen Tone: seyn Sie ruhig, Frau Sorben; seyn Sie heiter! Sorben schlägt sich nicht; denn Harken ist festgesetzt.

Auf einmahl strahlte Heiterkeit in Susannens Gesicht. Wie? ist das wahr? O, theuerster Freund, ist es wahr? Sie vergaß sich selbst, und sank aufs neue in Schlicks Arme.

„Es ist wahr,“ erwiederte Schlick; „meine Ehrlichkeit bürgt Ihnen dafür.“ Als Susanne noch zweifelte, zog er ein Billet aus der Tasche, zeigte ihr den Nahmen des Gouverneurs von Kassel, und las ihr folgende Worte vor: Ich habe den Herrn von Harken fest nehmen lassen, und es ist ihm angedeutet worden, daß S. Durchlaucht seine sträfliche Absicht auf die Ruhe der Sorbischen Familie wisse. Wenn Sie es für nöthig erachten, so mag der junge Mann an den zum Duell bestimmten Ort gehen; sonst könnte Harkens Festnehmung von ihm herzurühren scheinen, und dies wäre vielleicht eine neue Quelle von Unruhe für die Familie. Sie können nachher die Sache zwischen den beiden Partheien scheinbar freundschaftlich abmachen. Für Harkens künftige Bescheidenheit in Absicht der Familie leiste ich Gewähr. Ich danke Ihnen . . . Bei diesen Worten brach Schlick ab, und steckte das Billet in die Tasche. Dann aber ergriff er auf einmahl mit einem

sehr ernsten und dennoch gutherzigen Gesichte Susannens Hand; und sagte: „aber, Frau Sorben, wenn nun in diesem Augenblick Ihr Mann todt da läge — wer wäre Schuld daran?“

Ich, ich Unglückliche! antwortete Susanne, mit tiefer Beschämung. Schlick drohete ihr lächelnd mit dem Finger. „Liebe kluge Frau, wer wird das Fädchen, das den Schurken noch an der Tugend festhält, muthwillig zersprengen? wer wird einen Bösewicht, wer wird einen beißigen Hund reitzen? Sehen Sie, ich zum Exempel hätte dem Harken mit der größten Höflichkeit von der Welt den Abschied gegeben; ich hätte . .“

Aber — fiel Susanne schnell ein — soll denn der Bösewicht nie hören, daß er ein Bösewicht ist?

„Wenn es noth thut, ja! Aber wann thut das Noth? Wenn es ihn bessert. Frauchen, zum Erbittern reichte das gerade hin, was Sie Harken sagten; doch zu weiter nichts. Sagen Sie einem Schurken, daß Sie ihn für einen argen Schurken halten, so weiß ich doch wahrhaftig nicht, warum er sich nicht gegen Sie gerade so zeigen sollte. Scheinen Sie ihm hingegen mehr Gutes zuzutrauen, als er zu thun Lust hat — wer weiß, ob er dann nicht das Gute einmahl zu thun wagt, weil Ihr Zutrauen ihn ehrt? Glauben Sie mir, viele Verbrechen wurden deshalb begangen, weil man sie dem, der sie begieng, zutrauete. Raubt man dem Menschen seine Ehre, so handelt er ehrlos. Das war Ihr

Fall mit Harken. Rinken und er würden ohne Zweifel sich anders gegen Sie benommen haben, wenn sie nicht von Ihnen gereitzt gewesen wären."

Ich soll also dem Bösewichte schmeicheln? fragte Susanne mit einigem Unwillen in ihrem Tone.

„Ja, meine schöne, tugendhafte Frau; wie man einem Tieger schmeichelt, um ihn an die Kette zu legen. Ich will Ihnen das mit einem kleinen Exempel deutlich machen. Sehen Sie, da laufe ich zwischen den Wüstlingen umher. So ein Stück von Wüstling bin ich selbst." — Susanne sah ihn darauf an; er lachte. — „Nun, nun, liebe Tugend, so gar arg hab' ich es eben nicht gemacht, weil ich weiß, daß ich ein Mensch bin. Da höre ich denn von Ihnen sprechen, von Sorben, von Ihrem häuslichen glücklichen Leben, und von den Planen, Ihnen die Freude zu verderben. Ich bin kein Kopfhänger, und suche auf meine Weise glücklich zu seyn; aber ich kann es auch leiden, wenn ein andrer es auf s e i n e Weise ist, und so weiter. Darum gab ich Ihnen unter den Fuß, was man mit Ihnen vorhatte. Ich dachte, Sie sollten das Ding so piano endigen. Sie aber — Nun, es ist gut. Harken kam gestern Abend wüthend, und schwor, er wolle Sorben in die andre Welt befördern. Wort zu halten, dafür war er Mann. Durch die dritte oder vierte Hand brachte ich eine Erzählung des Vorfalls in die Hände des Gouverneurs. Den Erfolg wissen Sie. Sehen Sie, wenn der Tieger mir nicht getrauet hätte, ich wäre

nicht im Stande gewesen, ihn an Ketten zu legen. Ihre reine Tugend erbitterte ihn; und ich, mit ein klein wenig Schmiegen in die Welt, fesselte ihn wieder. Es ist lobenswerth, das Laster zu verabscheuen; aber, glauben Sie mir, es ist nützlicher, über den Lasterhaften zu herrschen: und dazu gehört etwas, das Sie zu verachten scheinen, weil Sie den Bösewicht, wie es mir vorkommt, nicht fürchten."

Nein, in der That, sagte Susanne ein wenig empfindlich; ich fürchte ihn nicht.

„Und doch zitterten Sie noch so eben, und waren außer sich vor Schmerz! Liebe Frau ..."

Ich zitterte — sagte Susanne, und drückte ihm mit dankbaren Blicken die Hand — ich zitterte, und war schon gerettet. Sie sehen, ich hatte nicht nöthig zu zittern. Die Vorsehung rettete mich durch Sie.

„Ganz richtig!" sagte Schlick; „der Himmel hat Sie gerettet. Aber, liebe, kleine Frau, auf die Rechnung des Himmels hin sollte kein Mensch mit fünf gesunden Sinnen borgen. Er rettet nicht immer, wenn auch das Unglück unvermeidlich war: um wie viel weniger können Sie auf Hülfe rechnen, wenn Sie selbst das Unglück gegen sich bewaffnen!" — Auf einmahl brach er ab, und bat Susannen nur noch, ja zu verschweigen, welchen Antheil er an dieser Sache genommen habe; „denn ich," setzte er trocken verweisend hinzu, „ob ich gleich nicht furchtsam bin, zittre doch vor einen Menschen, wie Har-

ken.“ Er gieng, als Sorben von seinem vergeblichen Gange zurückgekommen war, lachend und scherzend weg.

Susanne war dem seltsamen Schlick sehr verpflichtet, und hätte ihn gern unter die besseren Menschen gezählt; aber wie konnte dieser Mann, der so leichtfertig von der Tugend sprach, der den ungeheuren Abstand zwischen dem Tugendhaften und Lasterhaften nicht anerkennen wollte, alle Vergnügungen der Welt genoß, mitten in dem ernsthaftesten Gespräche bisweilen laut auf lachte — wie konnte dieser Mann zu den bessern Menschen gehören?

Indeß mochte Susanne es nicht hindern, daß Schlick gegen sie und Sorben immer vertraulicher wurde. Er kam jetzt fast jeden Tag eine Stunde, und war immer so fröhlicher Laune, daß Susanne sehr oft vergaß, wenn sie vor sich hatte. So glücklich sie und ihr Mann auch waren, so konnten sie doch nicht läugnen, daß Schlick es besser als sie Beide verstände, dem Leben immer frischen Reitz zu verschaffen. Seine Behauptung, daß man lachen und dennoch tugendhaft seyn könne, ja, daß man lachen müsse, um tugendhaft zu seyn, fand wenigstens bei Sorben keinen Widerspruch mehr; und auch Susanne schwieg fast immer dazu.

Susanne war gewohnt, sich jeden Tag einige Zeit mit sich selbst zu beschäftigen. In dieser Stunde des stillen Nachdenkens über ihre Schicksale fand sie

die sanfte, milde Freundlichkeit wieder, welche Schlick als die erste Tugend des Weibes, als die heiligste Pflicht forderte, und welche ihr bei ihrem Ernste so schwer wurde. So gieng Susanne eines Tages am schönen Ufer der Fulde spazieren, dachte an Sorben, an ihr Geschick, und kam träumend wieder in die Stadt. Auf einmahl erblickte sie in einer lebhaften Straße das edle Mädchen, das einst ihren Sorben rettete: Hannchen.

Sie flog auf Hannchen zu, schloß sie unter den allerzärtlichsten Liebkosungen in ihre Arme, und wollte sie nicht loslassen. Hannchen wurde todtenbleich; doch faßte sie sich schnell, und sagte mit einer leicht zitternden Stimme: Sie irren sich, Madame; Sie irren Sich gänzlich. Ich kenne Sie nicht.

„Hannchen," erwiederte Susanne zärtlich, „ist es möglich? Sie kennen mich nicht? Sie kennen Susannen nicht mehr, die ewig ..." — Sie schloß das Mädchen aufs neue zärtlich in die Arme. — Ach, lassen Sie mich gehen! rief Hannchen in einem etwas rauhen Tone, riß sich aus ihren Armen, und gieng schnell die Straße hinunter. Susanne besann sich einen Augenblick; dann eilte sie ihr nach, und kam fast mit ihr zugleich an ein kleines Haus, worin Hannchen wohnte. Diese stemmte ihre Hand gegen Susannens Brust, um ihr den Eingang zu verwehren, und sagte: Frau von Sorben, Sie haben Zeugen! Bedenken Sie, wer ich bin! — „Möch-

te ich auch die ganze Welt zu Zeugen haben," erwiederte Susanne mit funkelnden Augen; „großmüthiges, edles Mädchen, das sollte mich nicht abhalten, laut zu sagen, wie vielen Dank ich Ihnen schuldig bin!" Sie schloß Hannchen aufs neue in ihre Arme, und Hannchen zog sie jetzt nur eilig die Treppe hinauf in ihr kleines ärmliches Zimmer. Hier überließ das Mädchen sich endlich den zärtlichen, eifrigen Liebkosungen Susannens. Liebste Frau von Sorben, hob sie dann furchtsam und gerührt an, nun ist es genug, mehr als genug. Ich bitte Sie um Ihrer selbst willen, verlassen Sie mich! Susanne sah das Mädchen starr an, und begriff nicht, warum sie gehen sollte. Bedenken Sie, fuhr Hannchen fort, und ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen: bedenken Sie, daß Ihr Edelmuth Sie um Ihren guten Nahmen bringen kann. Ach, man weiß hier nur zu gut, was ich gewesen bin!... Ich bitte Sie, verlassen Sie mich.

„Gutes Mädchen!" erwiederte Susanne, und drückte Hannchen an ihre Brust: „diese Thränen haben längst deine Fehler ausgelöscht, und mir bist du ein Schutzengel gewesen, der mich und meinen Sorben gerettet hat. Komm getrost an dieses Herz!" Sie zog Hannchen, die sich sträubte, an das offne Fenster. — „Laß die ganze Welt sehen, daß ich dich an meine Brust drücke, und dich mit meinen Thränen benetze. Die Engel segnen uns; so mag die Welt immerhin über uns spotten!" Susanne

brach in zärtliche Thränen aus, und weinte an Hannchens Wange.

Der Auftritt war in der That für das arme Mädchen zu überraschend. Ihr ganzes Wesen wurde dadurch erschüttert; und wäre ihr Herz der Tugend noch nicht völlig wieder geöffnet gewesen — diese Scene würde sie umgeschaffen haben. Sie kniete vor Susannen nieder, und benetzte ihre Hand mit Thränen. Nein, schluchzte sie, nie werd' ich es verdienen, an einen so reinen Herzen zu liegen. Doch, theuerste, edelste Frau, wenn die allerbitterste Reue mich Ihrer wieder werth machen könnte, so wär' ich es schon. Sie drückte ihr Gesicht fest an Susannen, und weinte; doch indeß ihr Herz so brach, erwachte auch in ihrer Brust wieder ein edles Selbstgefühl.

Susanne hob sie auf, und nun lehnte Hannchen ihr Gesicht an den Busen ihrer Freundin. Beide hielten sprachlos einander ein Paar Minuten umarmt: ein Paar Minuten, in denen die schönsten Gefühle des Menschen ihre Herzen belebten. Bald betrachteten sie einander mit einem himmlischen Lächeln, und vergaßen alles um sich her. Ein Geräusch vor der Thür brachte sie wieder zu sich. Jetzt, Frau von Sorben, rief Hannchen eifrig, und führte Susannen an die Thür, jetzt gehen Sie. Ach, Sie haben dieses Herz, das je wieder zu fühlen verzweifelte, aufs neue gehoben. Ja, an dieser Brust — sie warf sich noch einmahl heftig in Susannens Ar=

me — an dieser Brust kann nur ein tugendhaftes Herz ruhen. O, ich fühle jetzt — sie trat mit gefalteten Händen näher an das Fenster — ich fühle jetzt, daß ich wieder rein, wieder unschuldig bin: aber nur in den Augen des Himmels und in den Ihrigen; die Welt vergiebt nie, nie! . . . Und nun verlassen Sie mich, liebe Susanne; man würde sonst Ihr Mitleiden für Theilnahme an meinen Vergehungen halten.

Susanne war nicht wegzubringen, so sehr auch Hannchen mit Gründen in sie drang. Erst spät am Abend gieng sie, doch mit der feierlichen Versicherung, daß sie in keinem Falle den Umgang mit Hannchen aufgeben würde. Sie kam mit funkelnden Augen zu Hause, und traf Schlicken bei Sorben an. „Ich habe Hannchen wiedergefunden!" rief sie ihrem Manne mit fröhlicher Eil entgegen, und mußte nun ihre kleine Begebenheit erzählen. Sorben fand nichts Bedenkliches in Susannens Benehmen; er fühlte, daß sie dem edlen Mädchen nicht weniger schuldig gewesen war. Schlick schüttelte den Kopf, und gab einige Winke, die Susannen auf ihren Ruf aufmerksam machen sollten. Sie unterbrach ihn mit Lebhaftigkeit. „Gieng denn Hannchen erst mit sich zu Rathe, als sie unserm Glück ihre Leidenschaft aufopferte? Sie ist ein edles Mädchen, und im Angesicht der ganzen Welt würde ich sie an mein Herz geschlossen haben!"

Schlick ergriff Susannens Hand, und drückte zum erstenmahl einen Kuß darauf. Dann sagte er langsam, und schien sich dabei an Susannens fröhlichen Blicken zu weiden: eine solche Handlung mag gerade einem solchen Herzen, wie das Ihrige, nicht schwer seyn; aber würden Sie Stärcke genug haben, die Handlung nicht zu verwünschen, wenn ihre Folgen bitter für Sie wären?

Verwünschen? die Tugend? meine Pflicht? die erste aller Pflichten, die Gerechtigkeit? — O, Herr Schlick, die Folgen meiner Handlungen können mir wohl Thränen kosten, aber nie Reue. Ich stehe für meine Handlungen; ihre Folgen hat die Vorsehung zu verantworten."

Und ich wollte, sagte Schlick jetzt mit ungewöhnlichem Eifer, in diesem Falle wohl dafür haften, daß die Folgen nicht unglücklich seyn können; obgleich ... Ich, fuhr er kälter fort, bin Zeuge Ihrer Handlung gewesen. Die Straße, auf der Sie Hannchen antrafen, war voll Menschen. Man kennt das Mädchen. Ihr eingezogenes Leben hat ihr keinen besseren Ruf verschafft. Und sie fliegen in die Arme einer öffentlichen Buhlerin! Sie können leicht denken, was man darüber sagte.

Susanne lächelte, und antwortete nicht. Sorben runzelte die Stirn, als Schlick sich darüber ausbreitete, was man aus ihrer Freundschaft für Hannchen machen könnte; und sein Verlangen, das Mädchen auch einmahl wieder zu sehen, erkaltete gänz-

lich. Susanne lächelte fort, und behauptete fest: sie sey dem edlen Mädchen, ihrer Retterin, ihrer Wohlthäterin, das, und noch mehr, schuldig gewesen.

Sie würden also nicht anstehen, fragte Schlick kalt, eine nicht geforderte Schuld abzutragen, und wenn Sie auch mit der Summe Sorbens und Ihr Glück retten könnten?

„Ich verstehe Sie nicht,“ erwiederte Susanne, und sah dabei Sorben an, als erwartete sie von ihm eine Antwort.

Sorben sagte lächelnd: der Himmel wird Susannen wohl nie in eine Lage bringen, daß sie zwischen meinem Glück und ihrer Tugend wählen müßte. Geschieht es indeß, so mag sie getrost mich fahren lassen: ich werde sie desto mehr lieben.

Gott gebe, sagte Schlick mit Rührung, daß Ihr immer so denkt! Wenn Ihr den Muth habt, in der Tugend Euer Glück zu finden, dann dürft Ihr es vielleicht unter allen Menschen allein wagen, ganz tugendhaft zu seyn. Er küßte noch einmahl, gegen seine Gewohnheit, Susannen die Hand, und verließ dann die beiden edlen Menschen.

Susanne hatte in der That den Muth, in der Tugend allein ihr Glück zu finden. Unbesorgt gieng sie den folgenden Tag zu Hannchen, obgleich Sorben die Stirn ein wenig runzelte, als er hörte, wohin sie wollte. Sie fand Hannchen nicht zu Hause, und eilte nach der Promenade, wo sie

seyn sollte. Unbefangen flog sie da auf Hannchen zu, umarmte sie, und gieng dann mit ihr, ohne auf ihre Vorstellungen zu achten, und ohne die Menschen auf der Promenade zu vermeiden oder zu suchen. Susanne empfand in ihrer Brust ein solches Entzücken, Hannchen tugendhaft wiedergefunden zu haben, daß sie an Schlicks Winke so wenig wie an etwas Andres dachte. Ihre Liebe war so ungestüm, daß auch Hannchen sich zuletzt hingab, und in den seelenvollen Gesprächen mit ihr vergaß, wo und wer sie war. Sie mußte Susannen ihren Lebenslauf erzählen, und Beide weinten: Hannchen, das Opfer einer teufelisch listigen Verführung, Thränen der Reue; ihre Freundin Thränen des Mitleidens.

Hannchen sollte Susannen versprechen, sie zu besuchen. Allein das schlug sie ganz bestimmt ab, und seufzte dabei leise. Sie bemühete sich jetzt, ihre Freundin zu bereden, daß sie nur heimlich zu ihr kommen möchte; aber Susanne sagte lebhaft: „ich hasse alle Schleifwege, und dir, Hannchen, bin ich es schuldig, der Welt öffentlich zu sagen, daß du tugendhaft bist. Meine Liebe soll dich wieder mit dem menschlichen Geschlechte versöhnen. Mag die Welt spotten; sie soll uns zuletzt dennoch bewundern!" Man sieht, daß sich die Eigenliebe bei ihr leise mit ins Spiel mischte.

Susanne trauete der Welt mehr zu, als sie sollte. Man bewunderte sie nicht, man fragte nicht

einmahl, was eine so tugendhafte Frau — denn dafür hielt man sie — für Bewegungsgründe haben könnte, mit Hannchen umzugehen. Schlick versicherte, betheuerte, wohin er kam, daß dieser Umgang Susannens edelste Handlung sey; man lachte aber, und nahm sich nicht einmal die Mühe, ihm zu widersprechen. Er schwieg zuletzt, weil er sah, daß sein Reden doch nichts helfen konnte.

Susanne war wirklich für ganz Kassel merkwürdig geworden, nachdem man bei Gelegenheit des vereitelten Zweikampfes mit Harken allgemein Sorbens Stand, und eben so allgemein seine Begebenheit mit Susannen, doch die letztre nur halb wahr, erfahren hatte. Schon damals war man sehr geneigt, Sorben für einen Thoren, und Susannen für eine stolze Närrin zu erklären; so daß Schlick genug zu thun hatte, den Leuten begreiflich zu machen, daß es seltne Zufälle geben könne, wodurch manche Menschen zu Sonderbarkeiten gezwungen würden. Es läßt sich also leicht denken, daß Susannens Besuche bei Hannchen nicht unbemerkt blieben. Man fragte, man erkundigte sich; und dieser wußte den Grund, jener einen andern. Es wurde eine Fabel zusammen gesetzt, und bei den seltsamsten Umständen berief man sich auf Schlicks, auf Susannens eigne Aeußerungen. Man kam darin überein, daß es abscheulich von der Frau von Sorben sey, mit einem solchen Geschöpfe nur ein Wort zu wechseln. Die Kinder blieben nach und nach aus ihrer Pensionsan=

stalt weg; allein Schlick brachte ihr ein Paar liebenswerthe Mädchen, deren Erziehung ihm, wie er sagte, von den Eltern aufgetragen war, und für die er ein beträchtliches Kostgeld bezahlte. Susanne wendete nun desto größern Fleiß auf diese beiden Kinder, und die Eltern schickten ihr so reichliche Geschenke, daß sie den Verlust aller andern nicht bedauern durfte. Kurz, Susanne war zufrieden; und vielleicht hatte sie noch nie so glückliche Tage gehabt, wie jetzt. Alle ihre Wünsche waren erfüllt: sie liebte Sorben innig, und fühlte sich eben so innig von ihm geliebt; sie hatte an Hannchen eine Freundin, die mit ganzer Seele an ihr hieng; und ihre beiden Schülerinnen, die ihr völlig überlassen waren, gaben ihr die angenehmste Beschäftigung. Was konnte Susanne mehr wünschen? Schlick, der zwar kalte, aber doch gutherzige und immer heitre Mann, der sich von Tage zu Tage enger an die Familie anschloß, half Susannen bei der Erziehung; und zum ersten mahle wurde sie bei ihm eine Menge Kenntnisse gewahr, die sie nicht in ihm geahndet hatte. „Ist es möglich," sagte sie oft zu ihm, „lieber Schlick, daß Sie bei solchen Kenntnissen so kalt für alles Gute und Große seyn können?" — Ich bin es, weil ich das Gute so heiß liebe, antwortete Schlick ihr einmahl, aber wieder so zweideutig lächelnd, daß sie, wie in solchen Fällen immer, empfindlich schwieg. Zuweilen gerieth sie mit ihm in eine förmliche Zänkerei; aber dennoch wurde der Mann ihr immer in-

tereſſanter. „Es iſt ein Glück, lieber Freund;“ ſagte Suſanne, „daß Sie von Natur ſo gut geartet ſind. Wären Sie weniger gut, Sie würden ein Teufel geworden ſeyn.“

Schlick verbeugte ſich, lachte, und erzählte ein Geſchichtchen von einem Trompeter, der einen Flötenſpieler nicht habe wollen für einen Muſikus gelten laſſen, weil die Flöte nicht ſo laut tönt, wie die Trompete.

Suſanne und ihr Gatte waren jetzt glücklich und froh; auf einmahl gieng aber Sorben mit finſtrer Stirn umher. Er wollte ſich erheitern, wenn Suſanne oder Schlick ihn fragten, was ihm fehle; und nach einem Augenblicke verſank er ſchon wieder in finſtre Zerſtreuung. Mangel an Liebe war nicht die Urſache davon: denn er hieng jetzt mit noch innigerer Zärtlichkeit an Suſannen, als ehemals; nur ihr Umgang mit Hannchen machte ihn mißmuthig. Er kam, obgleich ſelten, doch bisweilen mit ſeinen alten Freunden zuſammen, weil er noch immer eine Art von Hoffnung nährte, daß eine Verſöhnung mit ſeinem Oheim möglich ſey, wovon dieſe Freunde gleich zu Anfange ſeiner Bekanntſchaft mit ihnen öfters geſprochen hatten. Er ließ Suſannen nie etwas von dieſer Hoffnung merken; allein er brach nicht ganz mit den Freunden ſeines Oheims, was Schlick auch ſehr vernünftig fand. So oft ſich nun Sorben in dem Kreiſe dieſer Menſchen ſehen ließ, mußte er auch Anſpielungen auf Suſannens Um-

gang mit Hannchen hören. Man bewunderte freilich die Seelengröße seiner Gattin; man pries ihn glücklich, eine Frau zu haben, die so weit über alle Vorurtheile hinaus sey: nur bedauerte man, daß nicht auch die Stadt diese Seelengröße so groß finden wolle. Von Hannchen erzählte man Geschichtchen, zwar im Tone des Zweifels, aber doch mit einer Art von Wahrscheinlichkeit. Man gab zu, daß sie jetzt nicht mehr ausschweife; aber, sagte einer, sie muß doch leben. — Sie sündigt nicht mehr selbst, erwiederte ein Andrer; aber sie hilft sündigen, sagt man.

Sorben blieb ruhig; er kannte ja seine Susanne, und wußte, wie sie von Hannchen dachte: darum sagte er ihr nicht ein Wort von dem allen wieder. So war man denn genöthigt, anders zu Werke zu gehen. Man neckte Sorben; man scherzte über Schlicks vertrauten Umgang in seinem Hause; man lachte, daß doch Schlick sich überall einniste, wo eine junge hübsche Frau sey. Zugleich bat ein ältlicher Mann, ein Verwandter von Sorben, den er ebenfalls zuweilen in dieser Gesellschaft sah, ihn einmahl sehr ernsthaft, doch den Umgang seiner Frau mit Hannchen zu endigen. Das Mädchen mag wohl ehrlich seyn, sagte er unter vier Augen zu Sorben; und wirklich spricht die ganze Nachbarschaft Gutes von ihr: aber, Herr Vetter, die Predigerstochter, die Sie nun einmahl geheirathet haben, ist wenigstens die erste Frau von Sorben, die eine vertraute

Freundschaft mit einer ehemaligen öffentlichen Hure hält! Das war Hannchen doch einmahl, und wenn sie auch jetzt eine heilige Magdalene wäre. Leiden Sie das nicht länger, Herr Vetter! Sie müssen sich nicht alle Wege zu einer Versöhnung mit der Familie verschließen.

Auf einmahl war der Gedanke an eine Versöhnung mit seinem Oheim, der zeither in Sorbens Seele geschlummert hatte, wieder lebendig. Auch hatten die Worte: „die erste Frau von Sorben, die mit einer ehemaligen öffentlichen Hure umgeht,“ große Wirkung auf ihn gethan. Er kam nachdenkend zu Hause, und fragte Susannen, die eben ausgehen wollte: wo willst Du hin? — „Zu Hannchen.“ — Zu Hannchen? Liebste Susanne, Du scheinst sogar mich über Deine Freundin zu versäumen!

Susanne lächelte. „Das glaubst du nicht, Sorben, so ernsthaft Du es auch sagst.“

Aber in der That, Susanne, Du gehst, wie mich dünkt, zu oft zu dem Mädchen. Schlick hat in der That nicht Unrecht, wenn er Dich auf das Urtheil der Stadt aufmerksam macht. Deine Ehre, Susanne . . .

„Berechnet mein Gewissen und der Himmel. Du weißt ja, lieber Mann, wie wenig mir das Urtheil der Menschen gilt!“

Aber sollte es Dir denn auch nicht mehr gelten?

„Lieber Sorben, Dich hält die Welt für einen Thoren, weil Du ein Predigermädchen geheirathet

hast: wirst Du mich deshalb verstoßen, weniger lieben, oder, wenn wir Zeugen haben, nicht in meinen Armen seyn wollen?" — Sie hielt ihm die ausgebreiteten Arme entgegen, und Sorben sank zärtlich an ihre Brust. — „Soll ich," fuhr sie fort, undankbar gegen ein Mädchen seyn, das sich mir und Dir, Dir! aufopferte? das ich liebe, und das meine Liebe verdient? Nein, Sorben! nimmermehr werde ich meine Freundschaft für Hannchen aufgeben. Nimmermehr!" Sorben küßte sie, und begleitete sie lächelnd und heiter die Treppe hinunter.

Sobald Sorben wieder in die Gesellschaft seiner Bekannten kam, sah man sich an, lächelte, zuckte die Achseln, flisterte, und erzählte ein Paar Geschichtchen von der List der Weiber. Nicht lange nachher gab man Sorben aufs neue zu verstehen, daß eine Aussöhnung mit seinem Oheim nicht unmöglich sey, und ließ ihn einen Brief von Rinken lesen, worin freilich noch Erbitterung genug sichtbar war, der aber doch eine solche Hoffnung nicht ganz zerstörte. Sorben schloß sich näher an seine alten Bekannten, deren er ja zu der Aussöhnung mit seinem Oheim bedurfte.

Nach einigen Tagen fragte ihn einer gutherzig: sind Sie denn so gewiß von der Treue Ihrer Frau überzeugt? Und bald nachher ein Anderer: glauben Sie denn in Ernst, die Ursachen alle zu wissen, warum Ihre Frau so sehr auf den Umgang mit Hannchen besteht? Man fragte das so oft, so arglos, so gut-

herzig, und man spielte dabei so merklich, so giftig auf Susannens Umgang mit Schlick an, daß Sorben wenigstens eifersüchtig genug wurde, um auf den Gedanken zu kommen, er wolle sich selbst überzeugen, daß an dem Gerede seiner Bekannten nichts sey. Nun fieng er an, seine Frau mit Schlick zu beobachten, und sah, was er bisher noch nicht bemerkt hatte, daß ihr Vertrauen zu Schlick sehr groß war. Am meisten fiel ihm ein Umstand auf. So offenbar auch Susanne Schlicken recht gern sah, so viele Mühe gab sie sich doch öfters, ihren Mann zu überreden, daß sie Schlicken nicht achte. Sorben runzelte die Stirn, und sagte zu sich selbst: woher diese Zweideutigkeit, die sonst gar nicht in Susannens Charakter liegt?

Er hatte sich nicht geirrt; allein Susanne war dennoch ganz unschuldig. Schlicks Heiterkeit, seine immer gute Laune, seine feinen treffenden Bemerkungen über Menschen und Menschenglück, seine Kenntnisse, hatten ihm unvermerkt ihr Wohlwollen, ihre Achtung erworben. Bei dem allen hielt sie seinen Charakter wenigstens für zweideutig; denn wenn sie von der Tugend, von dem heiligen Bunde der Guten mit einander, oder von einem andren Lieblingsgegenstande so eifrig sprach, daß ihr die Augen vor Freude funkelten, so konnte Schlick wohl gar ein wenig spottend lächeln. Er war ein entschiedener Feind aller Schwärmerei, und sollte es auch Schwärmerei der Tugend seyn; Susanne aber schwärmte

gern. So erklärte sie ihn denn, wenn sie über ihn urtheilte, für einen listigen räsonnirenden Epikurer, und wußte selbst nicht, daß sie ihm so gewogen war.

Wenn Sorben also Schlicken lobte — und das that er jetzt oft, um Susannen zu beobachten — so sagte sie jedesmahl richtig: Schlick sey ihr Mann nicht; sie ertrage ihn nur aus Dankbarkeit, weil er Sorben gerettet habe. Und in eben dem Augenblick gieng sie lächelnd ans Fenster, weil Schlick gerade die Straße herauf kam. — Noch zweifelte Sorben nicht an Susannens Treue und Tugend; aber ihr Betragen konnte er nicht begreifen, und das erregte zuerst eine leise Eifersucht in seinem Herzen. Er wurde finster, wenn Susanne mit Schlick so vertraulich am Klaviere saß, so freundlich mit ihm sprach, oder ihn bat, noch ein wenig länger zu bleiben.

Jetzt trieb er sich aus Verdruß unter seinen alten Bekannten umher, und ihre giftigen Bemerkungen blieben nicht mehr ohne Wirkung. Verdacht gegen Susannen konnte er unmöglich haben; aber es verdroß ihn am Ende, daß ihr Umgang mit Hannchen diesen Menschen veranlassung gab, über ihn zu spotten. Bei dem allen fühlte er jetzt eine Art von Neigung, die Verläumdung zu hören — um sie widerlegen zu können, meinte er. Er wollte seine Frau gern von dem Umgange mit Hannchen abbringen. Ein bestimmter Schritt würde sicher geholfen haben; allein seine Bemerkungen über diesen Umgang waren so versteckt (obgleich seinem Gefühle nach so deutlich),

daß Susanne sie kaum bemerkte. Sorben glaubte, sie wolle ihn nicht verstehen; und zum erstenmahle fiel es ihm nun ein, sich zu fragen: was macht Susanne immer bei Hannchen? Die Frage war leicht zu beantworten; er durfte ja nur einmahl mitgehen.

Das nächste mahl, da Susanne zu Hannchen wollte, erbot er sich, sie zu begleiten. Sie lehnte das mit sichtbarer Verlegenheit, mit aus der Luft gegriffenen Entschuldigungen ab; und als er dennoch darauf bestand, gab sie unter einem leeren Vorwande den Besuch auf. Er sah sie lange fest an, kreuzte die Arme über die Brust, gieng in sein Zimmer, und fragte sich bedenklich mit Kopfschütteln: „was ist das? Warum soll ich nicht mit zu dem Mädchen? Warum geht sie, die nicht eine Minute ohne mich heiter seyn zu können vorgiebt, allein dahin? Warum wird sie verlegen, wenn ich sie begleiten will?“ Die Eifersucht loderte hoch in ihm auf, ob sie gleich noch keinen Gegenstand hatte. Er sann hin und her, was Susanne Heimliches bei Hannchen zu thun haben möchte, und konnte nichts heraussinnen. Susanne schien ihm wohl noch keine Verbrecherin; aber ganz unschuldig doch auch nicht. Er wurde bitter und heftig gegen sie, dann wieder zärtlich und sanft.

Susanne war unschuldig. Schon oft hatte sie Hannchen angelegen, einmahl zu ihr zu kommen, und eben so oft ihr gedrohet, Sorben mitzubringen; Hannchen aber hatte es immer gehindert.

Glauben Sie mir, Susanne, sagte sie endlich einmahl mit Thräuen, es ist besser, wenn ich Sorben nie wiedersehe; denn dieses Herz, . . . dieses Herz — sie warf sich mit Leidenschaft an Susannens Brust — Haben Sie Mitleiden mit meiner Schwäche. Ich darf ihn nicht wiedersehen. Ueberlegen Sie . . . Sie erröthete, und brach ab. Susanne schloß Hannchen an ihre Brust, und schwieg seitdem ganz von dieser Sache. Sie wußte es Sorben vielen Dank, daß er nie den Wunsch geäußert hatte, Hannchen sehen zu wollen, und sie schämte sich sogar, nicht so zart gefühlt zu haben, wie ihr Mann und dieses Mädchen.

Natürlicher Weise mußte sie nun in Verlegenheit gerathen, als Sorben ihr auf einmahl sagte: er wolle mit zu Hannchen gehen. Sie suchte Ausflüchte, weil sie es für unbescheiden hielt, ihm die Wahrheit zu entdecken; vielleicht auch wohl, weil ein weiblicher Instinkt sie warnte, ihm zu sagen, daß Hannchen, ein so reitzendes Mädchen, ihn noch immer liebe. Daher gab sie lieber heute den Besuch auf; und den folgenden Tag — sie hielt nehmlich Sorbens Wunsch, Hannchen zu sehen, für einen raschen Einfall, den er vergessen würde, wenn man ihn nicht daran erinnerte — gieng sie unter einem andern Vorwande, ohne zu sagen, daß sie zu Hannchen wollte. Sorben sah sie starr an; sie erröthete, und war schon im Begriff, ihm alles zu gestehen. In dem Augenblick wendete Sorben bitter lächelnd

sich von ihr ab, und sagte, als ob er sie verstände: es ist gut! — Er verließ das Zimmer, und Susanne gieng aus.

Sorben folgte ihr von weitem nach, und sah sie in das Haus gehen, worin Hannchen wohnte. Er knirschte mit den Zähnen, und rief einmahl über das andre: o, die Falsche! In dieser Stimmung gieng er zu seinen alten Bekannten, und erkundigte sich angelegentlich nach Hannchen, nach ihren Beschäftigungen. Er hörte — was würde er hier nicht gehört haben! — daß Hannchen zwar nicht mehr das Handwerk der Buhlerei triebe, (denn so unbesonnen wollte man nicht lügen) daß sie aber noch wohl Andern behülflich seyn möchte, glücklich zu werden. Sie lebt, sagte einer, so ehrbar, wie eine Matrone, und keiner von uns jungen Herren darf über ihre Schwelle; dagegen aber gehen Leute bei ihr aus und ein, die so wenig wie wir zur Fahne der Tugend geschworen haben, die aber die Maske der Tugend tragen und nur in der Stille des Lebens genießen. Der Einzige von uns, der das Heiligthum betreten darf, ist der Schlimmste von uns allen, der feine listige Schlick.

„Schlick?" rief Sorben, und sprang auf; „das ist nicht möglich!"

Was wetten Sie, Sorben, sagte ein Anderer, und hielt ihm die Hand hin; was wetten Sie, es ist so?

Sorben nahm seinen Hut, drückte ihn wüthend in die Augen, verließ die Gesellschaft, und irrte, mit sich selbst redend, im Felde umher. Abends, als er zurückkehrte, gieng er an Hannchens Hause vorüber. Eben öffnete sich die Thür, und er verbarg sich in einen Winkel. Schlick, der verhaßte Schlick, trat vorsichtig heraus, sah sich erst um, ob er bemerkt würde, und eilte dann, in einen Mantel gehüllt, die Straße hinunter. Als er weg war, fieng Sorben an laut zu lachen, und lief ganz ausser sich in der Stadt umher. Kaum konnte er sich genug fassen, um Susannen seine Erbitterung zu verbergen.

„Es ist unmöglich!“ sagte er, weit ruhiger, als Susanne ihn nur einmahl umarmt hatte: „es ist schlechterdings unmöglich, daß sie mir Untreu seyn kann. Aber doch — was macht sie dort immer allein? heimlich sogar! und mit Schlick! mit Schlick! Warum sagt sie mir nicht, daß auch der dort Umgang hat?“ So kämpften Zorn, Liebe, Zweifel, Vertrauen und Scham in seiner Seele. Zuletzt beschloß er mit blutendem Herzen, ganz kalt den Beobachter zu machen; denn noch immer schien es ihm unglaublich, daß er von Susannen betrogen würde.

Den andern Tag brachte er das Gespräch auf Hannchen, und lobte ihren Edelmuth, ihren Geist. Auf einmahl fragte er ziemlich gelassen: ich weiß nicht kennt denn Schlick Hannchen? — Susanne antwortete ganz unbefangen: „nein! wie sollte er sie ken-

nen gelernt haben?“ Ihr Ton war so unschuldig, daß Sorben in der That nicht wußte, was er denken sollte. „Gewiß nicht,“ fuhr sie fort, als sie Befremden und Zweifel in seiner Miene bemerkte: „gewiß nicht; denn Hannchen nimmt durchaus keine männlichen Besuche an.“ Sie sagte das wieder so unschuldig und fest, daß Sorben lieber seinen Augen als ihr nicht trauen wollte. Er wußte das Räthsel nicht zu lösen. Zuletzt kam er auf den Gedanken, daß Schlick vielleicht zufälliger Weise aus ganz andern Ursachen das Haus, worin Hannchen wohnte, besucht haben könnte.

Um Gewißheit zu bekommen, gieng er am Abend wieder aus, und beobachtete Hannchens Fenster. Er sah auf ihrem Zimmer eine männliche Figur, und glaubte Schlicken zu erkennen. Auch kam es ihm einmahl so vor, als hörte er Susannens Nahmen. Nicht lange, so trat Schlick, eben so vorsichtig wie das erstemahl, in einen Mantel gehüllt, aus dem Hause. Die Flamme der Erbitterung schlug bei Sorben immer höher. Er gieng vor dem Hause auf und ab, und wartete, ob noch mehr männliche Besuche kommen würden; es blieb aber alles still. Nach einiger Zeit kam ein Knabe aus dem Hause. Sorben redete ihn an, und fragte nach Jemanden, der hier herum wohnen sollte. Der Knabe wußte ihm keinen Bescheid zu geben. Nun stellte sich Sorben, als ob er ein Fremder wäre, und bat den Knaben, ihn in eine entfernte Gegend der

Stadt zu führen. Unterwegs erkundigte er sich, wer in dem Hause wohnte. Der Knabe nannte seine Mutter und Hannchens Familien-Nahmen. „Ach, die wohnt da? ist das nicht des Raths * Tochter?“ So rückte Sorben näher; er fragte nach Hannches Umgang, und ob sie viele Besuche habe. Nein, antwortete der Knabe: es kommt weiter niemand zu ihr, als eine Frau Sorben und ein Herr in einem Mantel; die sind aber fast alle Tage bei ihr. Sorben konnte nicht Eine Frage mehr thun: so aufgebracht war er.

Und dennoch war Susanne wieder unschuldig. Sie wußte nichts davon, daß Schlick auch mit Hannchen Umgang hatte. Die Sache gieng ganz natürlich zu. Schlick, dieser edle Mensch, lebte jeden Winter in Kassel unter allen Ständen, am meisten aber unter der wilden, reichen Jugend, bei der sein Witz und seine Laune ihn beliebt machten. Er schien der Mitgenosse ihrer Ausschweifungen zu seyn, und war ganz in der Stille ihr Aufseher. Auch bei den wildesten Planen schien er ihr Helfershelfer. Er schwieg wie ein Fels, und half, trotz Einem: das sicherste Mittel, alles was sie vorhatten, schon vorher zu erfahren! Daß, seitdem Schlick unter ihnen lebte, alle Plane auf die Unschuld der Mädchen, die man verführen wollte, immer mißlangen, ward ihm gar nicht zugeschrieben; denn er selbst hatte ja die Plane so fein, so sicher angelegt. Daß Schlick durch einen alten Mann, der Zimmer vermiethete, und oft die

seltsamsten Geschöpfe im Hause beisammen hatte, hier einen Vater, auf dessen Tochter man Anschläge machte, warnen, dort ein Paar Menschen, die aus Mangel ihre Tochter der Wollust opfern wollten, unterstützen, dann wieder ein junges Mädchen, dem eine Kupplerin nachstellte, in einer guten Familie unterbringen ließ: das ward gar nicht geahnet; denn Schlick kannte ja den Alten nicht, und der Alte schimpfte auf ihn so gut wie auf die andern jungen Herren. Daß der Gouverneur auf einmahl, wie durch Zauberei, haarklein einen tollen Plan der jungen Herren wußte, daran war Schlick eben so wenig Schuld: denn er leugnete standhaft alles ab; und wenn der Gouverneur den jungen Herren nachdrückliche Vorwürfe machte, so fieng er gewöhnlich bei Herrn Schlick an. Kurz, Schlick blieb der Vertraute aller ihrer wilden schlechten Streiche; und alle mißriethen.

So hatte er denn auch schon vor Sorbens Ankunft in Kassel erfahren, daß man auf diesen jungen Mann wartete, um ihm nach seines Oheims Wunsche mitzuspielen. Sorben war ihm interessant geworden, und Susanne wurde es, als er etwas Näheres von ihr erfuhr, nicht weniger. Auch eine Anmerkung, die Rinken einmahl in einem Briefe an Harken über Hannchen machte, gieng bei ihm nicht verloren. Hannchen, die Schlick ehemals vergebens zu retten, gesucht hatte, kam wieder nach Kassel. Ihre vorigen Liebhaber wollten sie be=

suchen, und wurden sämmtlich abgewiesen. Schlick wünschte etwas Näheres von Sorben zu erfahren, und drang sich bei ihr ein, da sie auch ihn abweisen wollte. Er gewann durch die Artigkeit, mit der er ihr eine interessante Nachricht gab, ihr Wohlwollen, und bald auch ihr Vertrauen. Nun erstaunte er über die Veränderung, die mit Hannchen vorgegangen war, und that auch hier, was er so oft that: er pflegte den Keim der Tugend in ihrem Herzen, und sicherte sie gegen Rückfälle, indem er ihre Thätigkeit belebte. Hannchen, bei der er die vortrefflichsten Anlagen bemerkte, wurde in vielen Fällen das Werkzeug und die Theilnehmerin seiner edlen Handlungen. Sie gehörte zu den wenigen Menschen, die er wissen ließ, wie edel er war. Bis jetzt hatte ihm ein weibliches Geschöpf gefehlt, das da anstatt seiner handeln konnte, wo ein Mann es nicht durfte; und Hannchen hatte Geist genug, seine Plane mit Feinheit auszuführen. Ihre bittre Reue und ihr heißes Verlangen, das Geschehene wieder gut zu machen, waren die Mittel, durch die er ihr den Enthusiasmus beibrachte, in der Stille edel zu handeln und zu schweigen. Man sieht nun leicht ein, weshalb er eine öffentliche Bekanntschaft mit Hannchen vermied und nur des Abends in einen Mantel gehüllt zu ihr gieng; eben so, weshalb Hannchen von ihrer Bekanntschaft mit Schlick auch gegen Susannen nie ein Wort erwähnte. Doch dies hatte noch einen andern Grund. Schlick erfuhr von Hann-

chen bald nachher, als er ihr Vertrauen gewonnen hatte, Sorbens und Susannens Geschichte, und wünschte ihr Glück, daß es ihr gelungen war, Rinkens Plane zu vereiteln. Ungefähr um eben die Zeit lernte er Sorben und Susannen selbst kennen. Ganz insgeheim beobachtete er das liebende Paar von fern, unterstützte Susannens Plane, und freuete sich über das reine Glück dieser unverdorbenen Menschen. Hannchen sagte er nichts von Sorbens Ankunft in Kassel, weil er ihre Leidenschaft für Sorben fürchtete, die seinen hellen Augen nicht verborgen geblieben war. Er lernte endlich Susannen selbst kennen, und erstaunte über die Hoheit ihrer Seele. So eine feste Ehrfurcht, so eine unbewegliche Liebe für die Tugend hatte er noch nie gesehen! Mit Bedauern bemerkte er indeß, daß Susanne ein wenig schwärmte; mit theilnehmender Besorgniß, daß es ihr gänzlich an Weltkenntniß fehlte, und daß sie durch die Schuld beider Fehler so gar von den besseren Menschen verkannt wurde.

Er suchte Susannen von diesen Fehlern zu heilen, doch ohne deshalb das schöne Feuer für die Tugend bei ihr auszulöschen; und wir haben einige Proben von der Art gehört, wie er dabei zu Werke gieng. Je näher er Susannen kennen lernte, desto stärker fühlte er sich von ihren Tugenden angezogen, und der Umgang mit ihr wurde ihm ein Bedürfniß. Er liebte sie, wie er noch nie einen Menschen geliebt hatte; ja, er fieng an zu fühlen, daß diese Liebe ei-

ne heftige Leidenschaft bei ihm werden könnte. Nun that er, was man thun muß, um Herr seiner Leidenschaften zu werden. Er beobachtete sich genau, gab sich von jeder kleinen Bewegung seines Herzens die allerstrengste Rechenschaft, und zog mit der größten Schärfe die Gränze, die er niemals überschreiten wollte. Die Freude, eine Leidenschaft beherrschen zu können, deren Allmacht er so oft in den Thorheiten Andrer bewundert hatte, erhöhete seinen Muth; er siegte wirklich über seine Liebe, und selbst Susanne merkte nichts davon, so scharf sonst auch weibliche Augen in solchen Fällen sind.

Jetzt aber verbot er Hannchen sehr ernstlich, mit Susannen je über seinen Charakter zu sprechen, oder ihr auch nur seinen Nahmen zu nennen. Er sah wohl, daß Susanne ihn falsch beurtheilte, und es wäre freilich ein hoher Triumph für ihn gewesen, sich ihr in dem wahren Lichte zu zeigen; auch hätte er sie gern zur Gehülfin seiner edlen Handlungen gemacht: aber er fühlte tief in seiner Seele, daß er sich nicht in vertrautere Verhältnisse mit diesem Weibe setzen dürfte, in welchem er das Ideal aller seiner Wünsche, seiner schönsten und edelsten Träume, entdeckte. Trotz seinem Kampfe stieg dennoch zuweilen wohl der Gedanke in ihm auf, daß Sorben eines solchen Weibes nicht werth sey; und wer weiß, ob nicht die Liebe, diese gefährliche Leidenschaft, auch den vorsichtigen Schlick am Ende würde überwältigt haben, wenn der Umgang länger fortgedauert hätte.

Indeß diese kleine Zahl von guten Menschen thätig war, blieben die bösen nicht unthätig. Der Plan gegen Sorbens Ruhe war nun schon einmahl mißlungen. Harken, der gefährlichste von Sorbens Feinden, mußte den Schauplatz mit Schimpf verlassen. Indeß, man hatte doch eine schwache Seite an Sorben ausgeforscht; und wie wahr ist jene Sentenz: „Laß dich den Teufel bei Einem Haare fassen, und du bist sein auf ewig!„ Sorbens schwache Seite, die ihn immerfort zum Spiel jenes verächtlichen Komplotts machte, war sein Ehrgeitz, und die Hoffnung, noch seines Oheims Erbe zu werden. Deshalb brach er nicht ganz mit den elenden Menschen, besonders als Harken sich zurückgezogen hatte, der aber noch immer die Seele des Komplottes blieb. Der neue Plan wurde heimlicher geschmiedet; denn man traute Schlicken nicht mehr. Schlick war, als Harken Sorben herausgefordert hatte, zum erstenmahl hinter den Kulissen hervorgetreten, die ihn sonst immer so sicher verbargen. Er liebte Susannen, und seine Leidenschaft spielte ihm unvermerkt einen bösen Streich. Ohne diese Leidenschaft würde er niemanden haben merken lassen, welchen Antheil er an dem Vorfalle genommen hatte; aber — er erzeigte Susannen einen so wichtigen Dienst, und sollte auf ihre Dankbarkeit Verzicht thun? Dazu war er nicht stark genug.

Zwar verbot er Susannen und Sorben, zu sagen, daß er bei der Sache thätig gewesen sey; allein —

was sich auch leicht denken ließ — Sorben schwieg nicht ganz, und ließ sich das Geheimniß entreißen. Die Wüstlinge beobachteten nun Schlicken genauer, und brachten zuletzt heraus, daß er der Verräther aller ihrer Plane sey. Natürlicher Weise hörte Schlick nun nichts mehr von neuen Planen gegen Sorben und glaubte, daß alles ruhig wäre, weil Er nichts bemerkte.

Harken wurde jetzt seiner Sache gewisser, und schrieb an Rinken, es müsse noch alles gut gehen. „Das Weib,“ sagte er in seinem Briefe, „ist eine stolze Närrin, die deinen Neffen wie einen Knaben gängelt, und mit der nichts, gar nichts anzufangen ist, weil sie mit dem listigen Schlick im Bunde steht, der schwerlich dir zu gefallen verrathen wird, wie schwach er die schöne Frau gefunden hat. Desto lenksamer ist dein Neffe selbst. Ich weiß nicht, wie er bei so vielem Ehrgefühl das Weib hat heirathen können. Es muß gehen! Wir dürfen nur seine Frau der Welt verächtlich machen; und das ist ein Kinderspiel, da sie selbst die Hände dazu bietet und sich über alle Decenz weg setzt. Ich stehe dafür, er wird sie dann selbst verächtlich finden. Seine Neigung zur Pracht, die er jetzt nur wider Willen verbergen muß, und die Hoffnung, dein Erbe zu werden, die ihn allein an uns fesselt, werden das Uebrige thun.“

Harken kannte in der That Sorben nur allzu gut, und Susanne gab nur allzu viele Gelegenheit, den

höllischen Plan auszuführen. Man fieng nun aufs neue an, Sorben mißtrauisch gegen Susannen und Schlicken zu machen. Harken selbst stand in dem Irrthume, daß Beide sich bei Hannchen sähen; man wollte aber Sorben es selbst finden lassen.

Sorben sah denn auch, wie wir gehört haben, Schlicken bei Hannchen, und die Untreue seiner Gattin schien ihm erwiesen. Er kam den Abend erbittert und voll Verzweiflung zu Hause; doch Susannens heitres, unschuldiges Engelsgesicht that auch diesmahl seine Wirkung. Sorbens Eifersucht wollte schon Ausbrechen; aber sie sank, als er einen Blick auf Susannen geworfen hatte, in sein Herz zurück. Ein Weib mit diesem Gesichte — das fühlte er — konnte ihn unmöglich betriegen.

Da stand er vor Susannen, und betrachtete sie mit verstörten Blicken, in die aber nach und nach das sanftere Feuer der Zärtlichkeit drang. „Aber Sorben, Sorben,“ fragte Susanne ängstlich und innig, „was ist Dir seit einiger Zeit?“ Sorben sah sie an, und es drangen Thränen aus seinen Augen. Nein, rief er auf einmahl fürchterlich, und warf sich mit Heftigkeit an Susannens Brust: Du kannst mich nicht betriegen! Nein, es ist nicht möglich; aber Du wirst betrogen, Susanne, schändlich betrogen!

„Wie? ich Dich betriegen?“ fragte Susanne zitternd, und sprang auf. „Sorben! Sorben! ich Dich betriegen? Das kannst Du von mir glauben? Sorben, Sorben, so bin ich noch nie beleidigt!“

Sorben hatte auf Bitten oder so etwas gerechnet; und nun sollte er gar Unrecht haben. — Schlick kennt also Hannchen nicht? fragte er erwartend.

Susanne stand verwundert da, und sah ihn lange an. Endlich sagte sie, als ob sie sich besänne: „nein, Schlick kennt Hannchen nicht. Wozu soll aber die Frage führen? Was hast Du, Sorben?"

Sorben lächelte bitter. Er kennt sie nicht; ja; ja! er kennt sie nicht! Nur Schade, daß ich selbst ihn bei ihr gesehen habe! — Warum darf ich aber nicht bei den Zusammenkünften seyn, die Ihr Euch gebt?

„Zusammenkünften?" fragte Susanne, und das Blut stieg ihr in die Wangen. „Verdienst Du eine Antwort? Sie stand mit Stolz auf, nahm ihre Arbeit, und gieng in ein Nebenzimmer zu ihren kleinen Schülerinnen. Sorben war voll Unruhe, voll Zorn, und zugleich voll Scham seine Frau beleidigt zu haben. Nach einiger Zeit kam Susanne wieder, noch mit Thränen auf den Wangen, und tief erschüttert, wie man an ihren Bewegungen sehen, und in dem Tone ihrer Stimme hören konnte. Sie trat vor Sorben hin, legte ihm die Hand auf das Herz, und sagte im allerschmerzlichsten Gefühle: „Das konntest Du glauben? O Gott! wie fürchterlich hab' ich mich also geirrt! Ist das die Liebe, die das Glück meines Lebens, die der Lohn meiner Tugend seyn sollte? Zusammenkünfte! So tief bin ich in Deinen Augen gesunken!" Sie faltete die Hände, sah ihn lange an, und weinte schmerzlich.

Wohl denn, sagte Sorben nachgebend; aber warum verhelst Du mir, daß Schlick Hannchen kennt? Rede, Susanne, wenn Du unschuldig bist! Sag, warum ...

„Nicht ein Wort darüber," erwiederte Susanne stolz. „Ich könnte nur gegen einen elenden Menschen, den ich nicht achtete, meine Unschuld vertheidigen. Sorben, Sorben, Du mußt das nicht von mir verlangen! Du solltest mich kennen; und wenn Du mich nicht kennst, so bin ich um die schönste Hoffnung meines Lebens fürchterlich betrogen."

Sorben mußte schweigen. Was sollte er noch sagen? er bot Susannen die Hand. — Nun denn! Du bist Susanne! Kein Wort mehr! — Der Friede wurde geschlossen,

Man sieht ohne Erinnern, was für Vorstellungen Susannens Benehmen leiteten; und hatte je ein Weib das Recht, mit stolzem Schweigen auf eine solche Beschuldigung zu antworten, so war es Susanne. Indeß, obgleich Sorben diese Vertheidigung annahm, so blieben doch beide Eheleute den Abend hindurch gespannt. Ihre sonst so vertraulichen Liebkosungen bekamen etwas Gezwungenes, ihr Gespräch riß öfters ab, und sie hatten Langeweile.

Am folgenden Morgen gieng es nicht besser. Man küßte einander, erröthete, sprach vom Wetter und andern gleichgültigen Dingen. Gegen Abend, als es schon fast dunkel war, gieng Susanne doch wieder

zu Hannchen. Sie wollte Sorben auf die Probe stellen, und zugleich auch Hannchen fragen, ob Schlick sie kenne. „Ich gehe zu Hannchen," sagte sie ganz ruhig; und Sorben antwortete mit einiger Verlegenheit: thu das, Susanne! Kaum war sie weggegangen, so gerieth er in große Unruhe. Wohl zwanzigmahl ergriff er seinen Hut, um ihr nachzugehen; und immer legte er ihn wieder hin. Endlich überwältigte dennoch das Mißtrauen seinen Glauben an Susannens Tugend. Er gieng nach der Straße, wo Hannchen wohnte, und stellte sich in den Winkel, aus dem er schon zweimahl ihre Fenster beobachtet hatte. Er sah Hannchen mit seiner Frau im erleuchteten Zimmer, und wartete voll Angst und Unruhe, ob auch Schlick kommen würde.

Susanne hatte, als sie kaum einige Minuten bei Hannchen gewesen war; zu ihr gesagt: „Liebe, Du kennst Schlicken! Ich weiß, daß er zu Dir kommt!" Susanne wollte, als Hannchen das nicht läugnete, die Ursache wissen, warum er so heimlich käme. Hannchen gerieth in Verlegenheit, da sie Schlicken so feierlich hatte versprechen müssen, den Grund davon niemals zu sagen. Susanne, deren Meinung von seinem Charakter wir kennen, sagte gutherzig: „Hannchen, hüte Dich vor Schlicken! Du ... In der That, Schlick ist der listigste Mensch, den ich kenne. Er geht nie gerade heraus, und das ist immer das Zeichen eines Bösewichts, das ist ..."

O Susanne, unterbrach Hannchen sie, und vergaß ihr Versprechen: hören Sie auf! Schlick ist der edelste Mann, den die Erde trägt. — Susanne begriff das nicht, und drang in sie, sich näher zu erklären. Wie konnte Hannchen nun noch läugnen? Sie gestand alles, was sie von Schlick wußte; und das war nicht wenig. Susanne konnte sich gar nicht wieder von ihrem Erstaunen erholen; so viel Edelmuth hatte sie kaum für möglich gehalten. „O," rief sie endlich aus, „wie wenig, wie unendlich wenig bin ich gegen diesen Mann, der unerkannt, wie Gott selbst, das Gute thut, der so tugendhaft, und doch so nachsichtig gegen die Schwachheiten der Menschen ist!"

Ueber diese Idee vergaß Susanne alles Andre. Sie wußte schon, daß Schlick gewöhnlich um diese Zeit käme, und beschloß, ihn zu erwarten. Er kam endlich, und Susanne flog ihm mit ihrem gewöhnlichen Feuer entgegen. Sie schlang ihre Arme um ihn, und drückte ihn an ihre Brust. Schlick war überrascht, und wollte sich aus ihren Armen losmachen; aber Susanne rief eifrig: „nein, nein! edelster, bester der Menschen! wie groß, wie gut sind Sie! wie . . ."

In diesem Augeblick flog die Thür auf, und Sorben stürzte mit dem lauten Geschrei: o Du höllische Schlange! o Du Abscheuliche! in das Zimmer. Hannchen schrie auf, und verbarg sich erschrocken in einen Winkel. Auch Susanne erschrak einen Augen=

blick; dann aber wurde ihr Gesicht wieder ruhig. Schlick blieb mit offnem Munde stehen, und sah Sorben verwundernd an.

Und Du schändlicher, elender Verführer! mit diesen Worten sprang Sorben auf Schlick zu. Susanne fiel ihm in die Arme, und sagte mit Lebhaftigkeit: „Schlick ist der edelste, beste der Menschen!“ — Aber sage mir nur einer, wovon die Rede ist! rief Schlick bei diesem überraschenden Auftritt. Sorben riß sich von Susannen mit Gewalt los, und sagte endlich mit der größten Erbitterung: Elende, Ihr seid meiner Rache nicht werth! Er wollte davon; aber Schlick stellte sich ihm in den Weg. Nicht von der Stelle, Sorben! rief dieser ihm zu: Sie sind in einem abscheulichen Irrthum. Ich selbst begreife zwar noch nichts von der Sache; aber es muß sich alles aufklären. — Sorben sah ihm mit bitterm Spotte ins Gesicht: wirklich? Nun denn! hervor mit dem Gewebe von Lügen, das den betrogenen Ehemann blind machen soll! hervor damit! — Er warf sich in einen Stuhl, und rief mit fürchterlichem Tone: nun! so fangt doch endlich einmahl an!

„Sorben, Sorben! ist das möglich?„ fragte Susanne, und trat mit dem hohen Blicke der Unschuld vor ihn hin.

Angefangen, elendes, verächtliches, wollüstiges Weib! angefangen, sag' ich!

„Das ist zu viel!“ erwiederte Susanne stolz und bitter. „Führen Sie mich nach Hause, Schlick!“ Sie bot ihm ihren Arm.

Nein, Madame, Sie müssen sich hier vertheidigen, antwortete Schlick, und setzte ihr einen Stuhl hin

„O,“ sagte Susanne erbittert, „ich habe mich entsetzlich in dem Manne betrogen! O Himmel!“ — Sie rang die Hände verzweifelnd. — „Glauben Sie mir... Nein, nicht ein Wort zu meiner Vertheidigung! Ich habe ihm alles gegeben, was ein liebendes Weib geben kann. Er war mir Alles; und ich, ich bin ihm gar nichts!“

Weib! rief Sorben, und sprang auf; Du lügst! Ich gab Dir alles: meinen Rang, meinen Reichthum...

„O, hören Sie!“ jammerte Susanne. „Ach, so mußte mein Vater doch Recht haben! Sorben, Sorben! berechnest Du meine Liebe gegen den elenden Rang? gegen verächtlichen Reichthum? O, wie bin ich dann betrogen!“ schrecklich betrogen! Sie wendete sich von ihm ab, und trat weinend ins Fenster.

Schlick gieng auf Sorben zu. „Sie sehen, Herr von Sorben, wenn Sie sehen wollen, daß Sie Sich doch wohl geirrt haben könnten. Wenigstens sollten Sie erst kalt untersuchen. Bin ich der Schuldige — ich werde Ihnen nicht entlaufen. Sagen Sie mir nur, weshalb Sie so außer Sich sind!“

Schon Susannens Ton hatte Sorben ein wenig wieder zu sich selbst gebracht; Schlicks kalte Unbe=

fangenheit wirkte noch mehr. So hören Sie denn, sagte er; wenn auf meiner Seite Irrthum möglich ist, so verlange ich die hellste, deutlichste Ueberzeugung; denn, bei Gott! betrogen will ich nicht weiter seyn!

Jetzt trat Susanne wieder näher. „Sorben,“ sagte sie feierlich, „kein Wort zur Erklärung! Wenn die Thränen in meinen Augen, wenn die einfache Versicherung aus meinem zerrissenen Herzen: Du irrst Dich! Dir nicht genug sind; so verdienst Du keine weitere Aufklärung, so warst Du meiner Liebe niemals werth. Genug, ich sage Dir, Sorben, Du hast Dich geirrt; ich bin unschuldig! — Laß uns nach Hause gehn!“

Sorben stand einen Augenblick an. Susannens feierlicher Ton, der ihre Unschuld so offenbar bezeugte, überwältigte seine Zweifel. So laß uns gehen, erwiederte er, und faßte Susannens Hand.

Nein! sagte Schlick; Madame, Sie fordern in der That zu viel. Es ist Aufklärung nöthig. Sie können auf immer unglücklich werden, wenn Sie aus der ernsthaftesten Stunde ihres Lebens eine Theaterscene machen. — Bleiben Sie! So gut ein Zusammentreffen von Zufällen Sorben dahin bringen konnte, das keuscheste Weib, die tugendhafte Susanne, für eine elende, wollüstige Heuchlerin zu halten, eben so gut konnte auch ein Zusammentreffen von Zufällen Sie zu einer Unbesonnenheit verleiten. Glauben Sie denn, daß Sie allein nicht fehlen können? Sie sind

Ihrem Manne, zu seiner Ruhe und zu Ihrem eigenen Glück, die deutlichste Aufklärung schuldig.

Susanne erzählte nun ganz kurz, was ihr Mann über Schlick und Hannchen gefragt, daß sie selbst nichts von der Bekanntschaft zwischen Beiden gewußt habe, und so weiter. „So ist es,“, setzte sie hinzu; „oder, soll ich mich,“ fragte sie Schlicken, „erst noch eidlich abhören lassen? Denn ich könnte ja nicht die Wahrheit gesagt haben!“

Schlick erwiederte lächelnd: das wohl nicht! aber wir müssen nun doch auch Ihren Mann hören. Sorben erzählte: trotz seinem Versprechen, Susannen auf ihr Wort zu glauben, daß sie unschuldig sey, habe ihn dennoch eine geheime Unruhe getrieben, ihr nachzugehen. Dann sey Schlick gekommen. Er habe sich nicht länger halten können, und sey noch aufgebrachter geworden, als er Susannen in Schlicks Armen gesehen habe. „Und noch jetzt,“ sagte er zu Schlicken, „begreife ich nicht, weshalb meine Frau Sie umarmt hat.“

Schlick stellte nun Susannen vor, daß es unbesonnen von ihr gewesen sey, ihre Unschuld ihrem Manne nicht sogleich zu zeigen. „Was half es Ihnen denn, daß er sagte, er glaube Ihnen? Sein Verdacht wirkte dennoch fort, wie Sie jetzt gesehen haben. Aber in der That bin ich eben so neugierig, wie Ihr Mann, zu wissen, warum Sie mich umarmten, als ich in das Zimmer trat.“ — Susanne erzählte, und auch Sorben erfuhr nun zum ersten=

mahl, welch ein edler Mensch Schlick war. Dieser sorgte dafür, daß im weiteren Gespräche die ganze Sache mit allen kleinen Umständen aufgeklärt wurde; doch verschwieg Sorben, welchen Einfluß seine Bekannten auf sein Mißtrauen gegen Susannen gehabt hatten, und schob die Ursache seines Verdachtes auf Zufälle. Susanne gestand nun endlich zu, daß Zufälle eben so schreckliche Folgen haben können, als Laster, und sie mußte Schlicken in die Hand versprechen, künftig eben so behutsam auf den äussern Schein ihrer Handlungen zu achten, als auf die Handlungen selbst. Es kommt, sagte Schlick noch zuletzt, im menschlichen Leben eben so viel auf das Wie? der Handlungen an, als auf ihre Rechtschaffenheit.

Sorben warf Susannen, ehe er mit ihr weggieng, noch einmahl in Schlicks Arme, und sagte, als sie ihn zärtlich küßte: an einem edleren Herzen hast Du nie gelegen! — Sehen Sie, Susanne, sagte Schlick lächelnd; jetzt sieht er sie ruhig in meinen Armen, und vor einer Stunde! Sie waren eben so unschuldig. — Nun, so lernen Sie denn endlich, daß man nicht allein tugendhaft seyn, sondern es auch scheinen, oder daß man, wie ich, mit keinem Menschen in einer bürgerlich vertrauten Verbindung stehen muß, welche uns auch den Schein der Tugend zur heiligsten Pflicht macht.

Susanne glaubte, die ganze Sache wäre nun beendigt; aber am folgenden Morgen erhielt sie von

Schlick ein Billet, worin er von ihr und ihrem Manne Abschied nahm. „Ich verlasse Kassel, schrieb er, „mit der Gewißheit, daß Sie versöhnt sind. Freilich beraube ich mich der schönsten Bekanntschaft meines Lebens; aber ich bin es Sorbens und Ihrer Ruhe schuldig: denn selten, sehr selten, wird ein Verdacht in einer Seele ganz wieder ausgelöscht.“ Er schickte Susannen zugleich einen Wechsel auf eine beträchtliche Summe, wovon sie, anstatt seiner, Unglückliche unterstützen sollte, und schrieb ihr auch seine Addresse für einen Fall der Noth.

Sorben fand Schlicks Bedenklichkeit thöricht. Susanne konnte sich nicht enthalten, ihm einen Vorwurf darüber zu machen, daß sein Mißtrauen ihnen Beiden den Umgang eines so edlen Menschen geraubt habe.

Sorbens Feinde hatten einen solchen Ausgang der Sache nicht erwartet; doch Harken verlor deshalb den Muth noch nicht. Schnell verbreitete sich in ganz Kassel das Gerücht, daß Sorben seine Frau bei einer Kupplerin in Schlicks Armen angetroffen, sich mit ihm geschlagen, und daß Schlick darum Kassel verlassen habe. Man gab diesem Gerücht eine fürchterliche Gewißheit. Wenigstens sagte Hannchens Wirthin mit allen Zeichen der Wahrheit, daß erst Frau Sorben, und dann ein Mann, dessen Nahmen sie nie erfahren habe, wie gewöhnlich in einen Mantel gehüllt, zu Hannchen gekommen sey.

Einen Augenblick nachher wäre Herr Sorben die Treppe hinauf gestürmt. Dann sey ein Geschrei und ein Gezänk entstanden, von dem sie weiter nichts als die Worte: „elendes, wollüstiges Weib!" habe verstehen können. Nach einiger Zeit wären endlich alle weggegangen. Seitdem sey der Herr im Mantel nicht wieder da gewesen; auch komme Frau Sorben selten, und nur auf Augenblicke.

Das war genug, um auch den Ungläubigsten zu überzeugen. „Der arme Sorben! das undankbare, freche Weib!" so hieß es überall von unserm Ehepaare. Sorben vermied in den ersten Tagen nach diesem Vorfalle die Freunde, die ihn zu seiner Uebereilung gebracht hatten; er erfuhr also nichts von dem Gerüchte, das über ihn in der Stadt umherlief. Als er endlich wieder in ihre Gesellschaft kam, fragte man ihn sogleich: aber mein Gott! Sorben! was haben Sie mit Schlicken vorgehabt? — „Ich? nichts." — Nichts? Schlick ist ja fort. Ihre Frau und Schlick . . . Sie hätten doch das Aufsehen vermeiden sollen! Wer Teufel macht in einem fremden Hause so einen Lärm! Die ganze Stadt ist voll davon. Heute fragte mich der Geheimerath von **. Ich schwor, es wäre nichts daran; aber er wußte es von der Frau, bei der die Kupplerin wohnt, die Schlicken und Ihrer Frau die Gelegenheit gemacht hat. Ist es denn wahr, daß Sie Sich von Ihrer Frau getrennt haben?

Sorben lachte laut über das seltsame Geschwätz; aber als ihm mehrere versicherten, daß die ganze Stadt ihn bedaure, fieng es dennoch an ihn zu verdrießen. Er gieng endlich, um nichts mehr davon zu hören.

Bei dem ersten Anblicke seiner Susanne verflog auch sogleich der Verdruß, und er erzählte ihr das Geschwätz der Stadt mit Lachen. Susanne hörte es an, sagte, ohne an Schlicks Warnungen zu denken: laß sie doch schwatzen! und hatte in einigen Minuten alles vergessen. Doch am nächsten Morgen wurde sie sehr unangenehm wieder daran erinnert. Ihre Wirthin, eine kleine, sonst immer sehr freundliche Frau, kam jetzt mit einem Gesichte, auf dem die Verlegenheit in deutlichen Zügen stand, um ihr und ihrem Manne die Miethe aufzusagen. Die Wohnung war bequem; Sorben hatte etwas daran gewendet, sie zu verschönern, und Susanne pflegte zu sagen, sie habe sich an ihre Zimmer nun ganz so gewöhnt, wie ehemals an die schönen Thäler von Friedewald. Beide wollten daher ungern ausziehen, und verlangten zu wissen, weshalb ihnen die Miethe aufgekündigt würde. Die Wirthin gerieth in noch größere Verlegenheit als vorher, ward roth, und meinte, das ließe sich nicht gut sagen. Nach langem Zögern brachte sie denn endlich heraus: die übrigen Miethsleute im Hause wollten nicht länger mit ihnen zusammen wohnen. Susanne lächelte, und sagte freundlich: wir ziehen aus, liebe Frau;

Sie sollen unsertwegen nicht eine unruhige Minute haben.

„Aber," fragte Sorben, „warum wollen die Menschen nicht länger neben uns hier wohnen?" Die Frau suchte erst der Antwort auszuweichen; endlich aber stammelte sie ängstlich: ich für mein Theil habe wohl hundertmahl gesagt, man könne den Stadtgesprächen nicht trauen. Ach, Sie werden ja wohl wissen, was von Ihnen in der Stadt gesagt wird. Lieber Gott, ich kenne Sie Beide ja besser, besonders Madama; aber die Menschen lassen sich nun einmahl nicht bedeuten!

Wir ziehen aus, unterbrach Susanne sie lächelnd; sagen Sie das den Menschen, so werden sie sich wohl bedeuten lassen.

Sorben erröthete vor Verdruß, und gieng mit den Zähnen knirschend in das Nebenzimmer. „Wenn doch," sagte er zu Susannen, die sobald die Wirthin weg war, zu ihm kam: „wenn doch mir einer das sagte! Er sollte an mich denken!... Ich möchte vergehen!" Susanne begriff nichts von seinem Verdruß, und wollte ihm lächelnd zeigen, wie wenig er Ursache hätte zu zürnen. „O, ich bitte Dich," unterbrach er sie, „schweig davon. Alle Deine Worte werden meine Wunde nicht heilen." Doch nach einer Stunde hatte Susanne ihn wieder ins Geleise gebracht; er lachte nun über die Prokuratorin Wolf, die mit im Hause wohnte, und von der es

wahrscheinlich herrührte, daß ihm die Miethe aufgesagt worden war.

Nach Tische wollte er ausgehen, und begegnete noch im Hause der Frau Wolfin. Sie fletschte vor großer Freunlichkeit die Zähne, und fragte ihn in ihrem heulenden Tone, wobei sie die Hände langsam, als wie bedauernd, zusammen schlug: ist denn Ihre Frau Gemahlin wieder hergestellt?

„Soll denn meine Frau krank seyn?“ fragte Sorben ironisch. „Vielleicht sagt es die Stadt, Madama; aber mit zehn Schritten können Sie Sich, wenn Sie wollen, überzeugen, daß die Stadt lügt.“

So? sehn Sie einmahl! Also gesund? Nun Gottlob! das freuet mich ja ungemein. Freilich, die Stadt sagt viel!

„Und die Menschen glauben viel, besonders so die Nachbarinnen in einem Hause.“

Ja, da baben Sie recht. Ich freilich, ich bekümmere mich um nichts, frage nach nichts, und höre nichts ... Apropos, warum kommt denn Herr Schlick nicht mehr zu Ihnen? Ein hübscher, angenehmer Mann! Freilich ein Bißchen leichtfertig; aber, lieber Gott! er ist ja noch jung.

„Ich dachte, Frau Prokuratorin, Sie fragten nach nichts! Oder macht etwa Herr Schlick eine Ausnahme?“

Ich meine nur, weil er doch sonst so oft kam. Freilich, Sie waren meistens nicht zu Hause. Je nun! so hatte die liebe Frau Gemahlin doch auch ei-

nen Zeitvertreib. — Sie lächelte bei diesen Worten boshaft.

„Hätten Sie," erwiederte Sorben leise, und faßte die gelbliche, dürre, langfingerige Hand, „hätten Sie mir doch den Gefallen gethan, einmahl zu horchen, wenn Schlick allein bei meiner Frau war . . .

Ei, ei, lieber Herr Sorben! sagte die Frau eilig und öffnete die schmalen blauen Lippen, um nicht ein Wort von dem zu verlieren, was Sorben nun erzählen würde. Ich will doch nimmermehr hoffen! Nun, lieber Herr Sorben?

„So würden Sie zwei Menschen haben sprechen hören, ohne einen Dritten zu verläumden, und so würden sie sich schämen, die Unschuld mit Ihrem Gifte zu besudeln."

Die Frau wußte nicht, wohin sie die Augen wenden sollte. Ihr langes Kinn fieng an zu zittern, und ihr gelbes Gesicht unterlief bläulich. Sie setzte die dürren Hände auf die spitzen Hüfte, und kreischte: sehe doch einer! Gift! besudeln! Ach, barmherziger Gott! ich möchte wohl fragen, wer besudelt wird, ich oder sie? Man weiß ja doch wohl, was man weiß!

„Was wissen sie denn, Frau? was wissen sie?" fragte Sorben mit Hohnlächeln, aber doch erbittert.

Was ich weiß? Das manche Männer Dummköpfe sind, und daß ihre Weiber sie vor sichtlichen Augen beschimpften!

Sorben fuhr auf. In dem Augenblicke kam Susanne, welche die Frau hatte kreischen hören. Sie faßte Sorbens Hand, und sagte mit ihrer beruhigenden Miene: lieber Sorben, zürnst Du mit der Mücke, die ihren Stachel in Deine Haut drückt? Sie führte ihn schmeichelnd an die Treppe; er wollte aber schlechterdings nicht gehen.

Mücke? schrie die Frau: Stachel? sehe doch einer, wie stolz! Es ist Ihr Glück, Frau Sorben, daß Ihr Mann so einfältig ist, und sich solche Brillen verkaufen läßt; aber ehrliche Frauen müssen sie keine Mücken nennen. Mich werden sie mit Ihren glatten Worten nicht blind und taub machen; das bilden sie sich nur nicht ein!

Aber doch endlich stumm, Frau Prokuratorin! erwiederte Susanne sanft scherzend; oder sie würden mich taub schreien. Mit diesen Worten nahm sie Sorbens Hand, und führte ihn in das Zimmer zurück. — Sie irrte sich sehr; die Frau schrie draussen wohl noch eine Viertelstunde, und Sorben hörte ganz deutlich die sehr accentuirten Worte: Hurenwirthschaft! Hurenumgang! Bettelvolk! liederliches Pack! Hahnrei! — Susanne hatte große Mühe, ihren Mann im Zimmer zu behalten.

Diese Scene machte auf Sorben einen höchst widrigen Eindruck, der auch bei Susannens zärtlichsten Liebkosungen nicht weichen wollte. — So, dachte er, spricht man von mir in der Stadt! und seine Phantasie vergrößerte die Wahrheit noch. Seine

Empfindung war äusserst bitter. Susanne merkte an dem Wechsel der Farbe in seinem Gesichte einen Theil dessen, was in ihm vorgieng. Sie suchte ihn zu erheitern, spielte auf dem Klaviere, sang, scherzte. Als nichts half, fieng sie endlich von dem Gerede der Stadt an, und Sorben fiel mit ungewöhnlicher Hitze ein. Susanne wollte seine Gemählde nicht gelten lassen; er vertheidigte sie. Daraus entstand ein kleiner Streit, der sich mit einem weissagenden Mißlaut endigte. Sorben sagte halb scherzend, halb bitter: ich verdenke es Dir nicht, daß Du die Wahrheit meiner Bilder bestreitest; denn unsre Schande, das ganze Elend, ist eine Folge Deiner Tugenden!

Was Sorben sagte, war nicht ungegründet, und ihm in seinem Zustande wohl zu verzeihen; aber doch sehr bitter. Susanne empfand das Harte seines Vorwurfs. Sie sagte, zwar sanft lächelnd, aber mit blutendem Herzen: „es kann also eine so seltsame Verbindung von Umständen geben, daß ein Mensch gezwungen ist, seine Tugenden zu entschuldigen! Nun, lieber Sorben, so vergieb Deiner Susanne, daß sie tugendhaft war!“ In dem Augenblicke vermehrte sich Sorbens Verdruß durch das Gefühl, daß er sich Mangel an Edelmuth gegen Susannen hatte zu Schulden kommen lassen. Er schwieg, weil er mit sich selbst zürnte. Susanne verstand das unrecht: sie vergoß stille Thränen über den Vorwurf ihres Mannes; und er hielt diese Thränen für Vor=

würfe, die sie ihm machte. Das erregte zuerst in ihren Herzen ein widriges Gefühl. Beide sprachen freundlich mit einander; allein die Freundlichkeit war gespannt, feierlich, und nicht die Wirkung des hingebenden Vertrauens, das sie sonst immer beseelte.

Susanne machte nun selbst die Erfahrung, daß die Welt nach Schein, nach Geklätsch, und nicht nach dem Wesen richtet. Die wenigen Familien, mit denen sie Umgang gehabt hatte, brachen ihn ziemlich auffallend ab; und Eine that es sogar auf eine so beschimpfende Weise, daß Sorben herausstieß: der verdammte Umgang mit dem liederlichen Mädchen! Ich sagte es von Anfang an; auch Schlick sagte es: aber da ..! Was nützt Dir nun Deine hohe Tugend?

„Deine ungerechten Vorwürfe mit Geduld zu tragen, lieber Mann,“ antwortete Susanne, und schlug die Arme um ihn.

Ei, sagte er, und entwand sich ihren Küssen: ich wollte, Du wärest weniger tugendhaft gewesen, so hätten wir unsre Ehre noch!

Susannens Augen funkelten von Thränen. „Wahrhaftig,“ erwiederte sie schluchzend, „meine Tugend kostet mir mehr, als ich dachte; aber Du, Sorben, solltest nicht so grausam seyn, sie mir als ein Verbrechen vorzuwerfen!“

Der Friede wurde wieder hergestellt, doch nur auf einige Tage. Die Verachtung, die Sorben von Zeit zu Zeit in der Kälte aller seiner ehemaligen

Freunde zu lesen glaubte, nagte wie ein Geier an seinem Herzen. Er ließ sich in keiner Gesellschaft mehr sehen. Einsame Spaziergänge im Felde; abgebrochne gespannte Gespräche zu Hause, die sich nicht selten mit Susannens Thränen und seinen Vorwürfen endigten; die Zertrümmerung seines Wunsches, sich nach und nach in der Welt empor zu arbeiten; das Gefühl, nun gar mit Schande beladen, mit Hohngelächter verfolgt zu seyn; die nun mehr gänzlich vereitelte Aussicht, sich mit seinem Oheim auszusöhnen, und dessen Erbe zu werden; (denn seine vermeinten Freunde sagten ihm, Rinken wolle gar nichts von ihm wissen, so lange er der Spott aller Welt, und das Spiel seiner ausschweifenden Frau sey): dies alles zusammen genommen machte Sorben zum unglücklichsten Manne, und veranlaßte bei ihm zuweilen den noch ganz dunklen Gedanken, daß es vielleicht besser seyn würde, wenn Susanne nicht seine Gattin wäre.

Um diese Zeit kam ein alter Major Sorben nach Kassel: ein edler, verdienter Greis, der für seinen Vetter nichts hatte thun können, weil es ihm selbst an Vermögen fehlte. Er war bei Rinken gewesen, und hatte dort so boshaft wie möglich von Sorben sprechen hören. In Kassel sagte man nun beinahe eben dasselbe. Er ließ seinen Neffen rufen; und dieser gieng, da er den alten Mann liebte, eilig zu ihm. „Ich konnte mich nicht enthalten," sagte der Major finster, „bei meiner Durchreise durch Kassel

Dich zu sehen, Vetter. Indeß ich habe angestanden, Dich rufen zu lassen, weil ich glaubte, Du würdest nicht kommen wollen.

„Warum nicht, theuerster Herr Major? Sie wissen ja, daß ich Sie liebe.“

Wirklich? Ich dachte, Du müßtest vor Scham in die Erde sinken, wenn Du einen Sorben sähest! Vetter, Du hast dumme Dinge gemacht. Ich habe Dich lieb gehabt; und als ich in meiner Einsamkeit hörte, daß Du geheirathet hättest, da freute ich mich schon darauf, vor Deiner Thür abzusteigen. Aber, zum Henker! Vetter, ein ehrlicher Mann kann Dich ja in Deinen vier Pfählen nicht sehen!

„Guter Gott! hat die giftigste aller Verläumdungen auch Sie erreicht? O, hören Sie mich an, oder sehen Sie meine Frau selbst! Sie ist das edelste, das reitzenste, unschuldigste Weib auf der Erde. Eine einzige kleine Unvorsichtigkeit, ihre Tugend allein, ist die Ursache . . .“

Ei, zum Henker, Vetter! Tugend! . . . Ich kenne die Litanei aller blinden, betrogenen Ehemänner. Die Augen auf! die ganze Stadt lacht über Dich und Deine Einfalt; das ganze Land ist voll von Dir! Sieh, ich habe mich überall, wo ich mit einem alten Bekannten einmahl wieder vergnügt seyn wollte, den Leib voll Aerger geholt; denn das Erste, was mir erzählt wurde, war Deine Stockblindheit, und die Wirthschaft Deiner saubern Frau.

„Verläumdung, die abscheulichste Verläumdung!“

Vox populi, vox Dei! Siehst Du, ich kann noch Latein! . . . Das ist nichts. Unschuldig? Die vertrauteste Freundin Deiner Frau ist ja eine Allerweltshure, eine listige Kupplerin! Nein, nein, Vetter! laß mich ausreden! Eine Hure ist ihre Freundin; und sie wäre unschuldig? Den Vogel kennt man an den Federn, den Menschen an seinen Freunden. Du hast sie ja selbst mit dem saubern Kumpan ertapt, und Dich mit ihm herumgebissen, wie es auch Recht war. Sieh, das hat mir die Frau in dem Hause, wo es geschehen ist, selbst erzählt. Ich ließ sie gestern holen; den die Klatscherei der Welt kenne ich auch. Da haben sie Dir mit Eidschwüren das Seil über die Hörner gezogen, und Du tanzest, wie sie pfeifen. Das Uebrige, was Du sagen kannst, ist Paperlapap, und macht Dich nur noch lächerlicher, als Du schon bist. Ich halte mich an Data, wie ein ehrlicher Mann. Sieh, ich sage so: eine Frau, von der die Welt so viel Böses spricht, verdient das entweder, oder ist doch auf dem schnurgeraden Wege, es zu verdienen. Gesetzt, Deine Frau hätte sich nichts vorzuwerfen, so fehlt ihr doch der Zaum der Welt, ihre Ehre; und will sie sündigen, so wird sie durch nichts zurückgehalten. Weiter! Gesetzt, sie bliebe auch Unschuldig, so hat sie doch ihre Ehre verloren; denn die Welt, so schlimm das auch seyn mag, ist Richter über die Ehre. Deine Frau wäre also doch ehrlos, so unschuldig sie auch seyn möchte; und ein Sorbeu

ist der Mann einer ehrlosen Frau! Aber sie ist nicht unschuldig, sag' ich; denn sie setzt den Umgang mit der Kupplerin noch immer fort. Eine Hure die Busenfreundin einer Frau von Sorben! Man sollte sich schwarz ärgern!

„Sie sollten das edle Mädchen kennen, das Sie eine Hure schimpfen, Herr Major!"

Ha! siehst Du? Eben so! Edles Mädchen! Geh zum Henker, Du Hasenfuß! Wer wird noch edel heißen wollen, wenn Du Huren so nennst! Wahrhaftig, Du bist noch blinder, als man Dich in ganz Kassel beschreibt. Nicht wahr, der Schleicher, der Schlick oder Schluck, wie er heißt, dessen Schliche man nun auch nachgerade aufspürt, der bei einem alten Manne, auch so einem alten heuchlerischen Sünder, Mädchen auf Mädchen einmiethet, der Deine Frau verführt hat...

„Dieser Schlick ist der edelste Mann, den die Erde trägt, liebster Herr Vetter!"

Nun, Vetter! der Teufel der Blindheit, und der Teufel der Wollust, die Dich und Deine edlen Freunde am Stricke haben, sind die edelsten Teufel, die je die Hölle getragen hat! Nicht wahr? Potz Gift, über die Blindheit! Höre, Vetter, man sagt in der Stadt von Dir, Du wärest der blindeste, gutherzigste Ehemann, den Deutschland trüge. Aber ich sage, Du bist der einfältigste, blindeste Mensch, den die Erde, den unser genzes Planetensystem trägt. Und damit Basta! Dir ist nicht zu helfen.

„Aber sehen Sie doch meine Frau nur auf einen Augenblick, lieber Herr Major!“

Schöner als Kleopartra wird sie nicht seyn; und doch hält jedermann den Antonius für einen Dummkopf, daß er die Welt für sie hingab. Vetter Sorben, bedenke, was Du für eine Frau hingiebst, die Dich verächtlich macht: Deinen Rang; in der Folge die ritterliche Unabhängigkeit auf den Gütern Deines Oheims; die Achtung der Welt, selbst in dem Grade, wie sie der Bettler fordert, und wie sie auch dem nicht versagt wird. Du behilfst Dich, lebst wie ein Bettler, und hängst, selbst mit den Bedürfnissen des Lebens, von der Laune der Menschen ab. O, schäme Dich Sorben, oder gieb den Nahmen Sorben auf! Nun? was kannst Du antworten?

Sorben sagte jetzt alles, was er zu sagen wußte. Es gelang ihm sogar, dem alten gutherzigen Major eine andere Meinung von Susannen, Schlick und Hannchen beizubringen. Indeß behauptete der Major dennoch, daß eine Frau, die durch Schuld oder Unvorsichtigkeit ehrlos geworden sey, kein Recht zu klagen habe, wenn ihr Mann sie verlasse. Sorben hörte dies mit Abscheu; allein nichts desto weniger machten die Vorstellungen des Alten tiefen Eindruck auf ihn. Er kam mit einer unheilbaren Wunde im Herzen nach Hause. Vorher hatte er noch immer an seiner Schande gezweifelt; jetzt aber stimmte auch der Major, der sonst gern seine eigne Meinung hatte, mit in das allgemeine Gerede.

O Himmel, dachte er; so bin ich denn das Mährchen des Landes, wie der Stadt; bin mit tiefer Schande gebrandmarkt, und heiße das verächtliche Spielzeug eines wollüstigen Weibes! — Wohin willst Du, Susanne? fragte er; zu Hannchen? Von jetzt an verbitte ich diese Besuche. Ich bin es müde, die Fabel der Welt zu seyn. Deine Tugend hat ihren Triumph: mein Elend!

Susanne würde nicht ein Wort erwiedert haben, wenn ihr Mann sie gebeten hätte, den Umgang mit Hannchen abzubrechen. Aber, sie war nie gewohnt gewesen, sich befehlen zu lassen, am wenigsten von Sorben; so machte sie denn Einwendungen. Diesesmahl, sagte er, zwar sanfter, aber doch ohne auf ihre Gründe zu antworten: diesesmahl will ich es nun so! und damit gieng er auf sein Zimmer.

Susanne blieb wirklich zu Hause; doch natürlicher Weise war sie nicht in der heitersten Stimmung. Beide schienen nun kalt gegen einander, so herzlich sie sich auch liebten. Das brachte sie zu Betrachtungen, die aber ihren Zustand nicht verbesserten.

„Das ist also seine Liebe!" sagte Susanne: „Herrschaft! nichts weiter! Despotismus!" — Das ist also ihre Liebe, sagte Sorben: Stolz! sie kann mir den Umgang mit dem Mädchen nicht aufopfern. — Dieses erste Mißverständniß führte bald mehrere herbei, und man erbitterte sich wechselseitig. Was konnte Susanne, die so überspannte Begriffe von der Liebe hatte, jetzt glauben? was sollte

sie denken? Sie versank in das allerschmerzlichste Elend, und sagte Sorben gerade heraus, daß sie sich in ihm geirrt hätte. Die Erörterungen darüber stellten das vorige Verhältniß nicht wieder her, weil sie Beide ihre Empfindungen, ihre Forderungen an einander nicht ganz aufrichtig entdeckten. Sie liebten sich unbeschreiblich, glaubten gehaßt zu seyn, und waren dadurch äußerst elend.

In einer Stunde, da Susanne, wie öfters, Sorben mit der Beschreibung ihres Elendes erbitterte, stieß er die unglücklichen Worte heraus: meinst Du denn, Susanne, ich schlafe auf Rosen? Ja, es wäre mir und Dir besser, wenn wir uns nie gesehen hätten! Susanne schwieg, und Sorben bereuete, daß er die Worte gesagt hatte. Schon wollte er Susannen um Verzeihung bitten; aber ihr kaltes Schweigen hielt ihn davon ab. Er befürchtete Spott anstatt Liebe, und gieng endlich, weil er nicht mehr in ihrer Gegenwart ausdauern konnte.

Susannens Seele war von den schmerzlichsten Wunden zerrissen. „Ich mache also Sorben, den geliebten Sorben, unglücklich? ich stehe seinem Glücke im Wege? . . . Auch das Opfer will ich ihm bringen!" — So rief sie, und streckte die gefalteten Hände zum Himmel empor. In dem Abgrunde des allertiefsten Elendes, der schrecklichsten, hoffnungslosesten Verzweiflung, erhob sie sich dennoch bis zu dem großen Entschlusse, Sorbens Glück auf ihr eignes Elend zu gründen. Sie packte ihre Klei-

der zusammen, und gieng noch an eben dem Abend mit schwankenden Schritten, und mit gequältem Herzen, zu Schlicks altem Vertrauten, der von ihm Befehl hatte, Susannen jedesmahl unbedingt zu gehorchen. Bei ihm bezog sie sogleich ein kleines Stübchen im Hinterhause, und schrieb die Nacht hindurch unter bittern Thränen eine Ehescheidungsklage. „Sie habe, sagte sie darin, „Sorben wider Willen ihrer Eltern und seiner Verwandten geheirathet, und sey überzeugt, daß sie dem Glück im Wege stehe, auf welches seine Geburt und seine Verhältnisse ihm die gerechtesten Ansprüche gäben. Ihr Gewissen, und der Wunsch, ihre Ruhe, wie die Zufriedenheit ihres Mannes, wieder herzustellen, drängen sie zu dem Schritte, sich von ihm zu trennen.“ — Am folgenden Morgen ließ sie diese Klage dem Tribunal übergeben.

Sorben hoffte den ganzen Abend auf seine Frau, und gieng noch ganz spät zu Hannchen. Er fand sie da nicht, und wurde unruhig. Sie blieb auch die Nacht aus, und es giengen einige Tage hin, ohne daß er etwas von ihr hörte. Jetzt fühlte er, was ihm Susanne war, und seine ganze Liebe erwachte wieder.

Nach einigen Tagen wurde ihm Susannens Ehescheidungsklage mitgetheilt, die für ihn ein Donnerschlag war. Weshalb hatte Susanne diesen Schritt gethan? er sah nichts als eine dicke Finsterniß, die nur zuweilen der rasche Blitz eines schrecklichen Ver-

dachtes erhellte. Es währte lange, eh' er sich nur einigermaßen wieder fassen konnte: so trostlos, so ganz ohne Gedanken war er.

Als die Sache bekannt wurde, kam man zu ihm, wünschte ihm Glück; und er — rang die Hände. Aber Sorben, sagte man, bist du denn unsinnig, daß Du so jammerst? Meinst du denn, Deine Frau und Schlick hätten je eine andere Absicht gehabt, als diese? Weißt denn Du allein nicht, was die ganze Stadt weiß? Lies doch nur die Klage! die Klagepunkte sind ja aus der Luft gegriffen! Danke dem Himmel, daß Du um den Preis davon kommst!

Was sollte Sorben glauben? Die Hauptsache, die abscheuliche Klage von Susannens Hand geschrieben, war ja da. Ach, und doch erhob sich in seinem Herzen noch immer eine leise Stimme für die geliebte Gattin.

Nun aber erfuhr er, wo Susanne sich befand: bei Schlicks Vertrautem, unter Schlicks Schutze. Er gerieth in die äußerste Wuth, und hätte Susannen jetzt ermorden können. In seiner Beantwortung der Klage führte bald die stärkste Erbitterung, bald wieder die glühendste Liebe seine Feder. Er bat um die Scheidung. „Sie hat mich, schrieb er, mit Schande beladen, und meinem Herzen Wunden gegeben, die erst im Grabe heilen können. Ich werde nicht glücklich seyn, wenn ich von ihr getrennt bin; aber doch minder unglücklich."

Ehe die Sache entschieden wurde, mußten beide Eheleute einander sehen, um von einem Geistlichen zur Versöhnung ermahnt zu werden. Susanne stand da, bleich wie der Tod, mit trocknen wilden Augen, und die Hände konvulsivisch gefaltet; Sorben, starr wie eine Bildsäule. Der Geistliche konnte vor Verlegenheit kaum Worte finden. Er hatte in Susannen, dem Gerüchte nach, eine freche Frau, in Sorben, den Akten nach, einen erbitterten Ehemann erwartet; und da standen Beide vor ihm: sie, ein lebendiges Bild der reitzendsten Unschuld; er ein Mann, dessen Augen von Liebe und Verehrung flammten. Beide Eheleute sprachen nicht ein Wort. Sorbens Blicke hingen mit Sehnsucht auf Susannen. Als der Richter sie fragte, ob sie bei ihrer Klage beharre, wurde sie noch bleicher, warf einen Blick auf Sorben, schwankte, zitterte, taumelte, und sank leblos in seine Arme. Er schrie vor Schrecken laut auf: Susanne, Susanne! theure, geliebte Susanne! erwache, stirb nicht!

Sie eröffnete endlich die blauen Augen wieder, und man führte sie zu einem Stuhle. Der Richter fragte noch einmahl; Susanne antwortete mit dem schmerzlichsten Tone: „ja!“ und verhüllte dann ihr Gesicht. Sorben wurde todtenbleich, und streckte die Arme nach ihr aus, ohne daß sie es bemerkte. Er antwortete: sie will es; nun wohl! so sey es denn! Susanne schwankte jetzt zur Thür hinaus, und Sorben hinter ihr her. Susanne! sagte er

schmerzlich. Sie blickte mit einem Gesichte, worin er noch ein mahl den Himmel sah, nach ihm hin, und sank in seine Arme. „Gott, was mache ich? ich verrathe mich selbst!“ sagte sie dann, und stürzte in den Wagen. Sorben gieng trostlos nach Hause.

Die Sentenz erschien; sie waren geschieden. So hatten denn Kleinigkeiten — die gewiß tugendhafte Schwärmerei einer reinen Seele; ihr Trost, der Tugend auch nicht einen Schein der Gleichgültigkeit gegen sie aufzuopfern; zu sehr in die Höhe gespannte Forderungen einer Liebe, die dem Erdensohn nicht gegeben ist — das Glück zweier Menschen zerstört, die für einander geschaffen schienen, und sogar den Willen hatten, sich alles zu seyn. O menschliches Schicksal!

Sorbens Seele erhob sich in seinem Unglück. Seine Freunde riethen ihm, nun zu seinem Oheim zu gehen, der wahrscheinlich versöhnt seyn werde. Nein, sagte er; jetzt brauche ich sein Geld nicht. Ich Unglücklicher, ich war habsichtig, aber nur für Susannen; ich liebte die Pracht, aber nur, um sie damit zu ehren. Er blieb sich getreu, und ließ sich schlechterdings nicht bewegen, an seinem Oheim zu schreiben. An nichts nahm er mehr Theil; er beklagte nur den Verlust Susannens, lebte, und fühlte nur für sie.

Rinken hatte jetzt endlich seinen boshaften Zweck erreicht, und das liebende Paar seiner Rache aufgeopfert. Susanne war bestraft, doch Sorben in sei-

nen Augen noch nicht. Er hatte gehofft, der stolze Jüngling sollte gedemüthigt nach Sorgau zurückkommen; aber Sorben kam nicht, schrieb nicht, und behandelte sogar die Abgesandten seines Oheims mit allem Stolz eines unglücklichen, doch nicht erniedrigten Herzens.

Nun denn, sagte Rinken aufgebracht, so soll er fühlen! Er verlobte sich mit einem armen, schönen Fräulein. Sorben lächelte, als er die Nachricht hörte. „Meint denn mein Onkel," sagte er, „daß ich noch zu verwunden bin, seitdem Susanne mich betrog? Ich bin arm, ja! Aber, wenn Susanne noch mein wäre, so tauschte ich nicht mit dem reichsten Manne auf Erden.

Hannchen erfuhr durch das Gerücht, daß Sorben von seiner Frau geschieden wäre, und erschrak. Als sie dann auch hörte, daß Susannens Umgang mit Schlick die Ursache seyn sollte, überwand sie sich selbst, und gieng zu Sorben. Sie überzeugte ihn, mit allem was die Wahrheit fürchterlich Ueberzeugendes hat, von Susannens Unschuld. Der Wirth, wo die edle Frau gewohnt hatte, wurde geholt, und beschrieb ihr Elend, ihre Liebe zu Sorben. Mit Thränen in den Augen erzählte er, daß sie blaß wie eine Leiche zu ihrem Vater abgereist, und daß ihr letztes Wort gewesen sey: Sorben, geliebter Sorben, lebe glücklich!

Aber, fragte Sorben, wie konnte sie denn auf die Scheidung von mir klagen? — Auch Hannchen begriff das nicht.

Von jetzt an sah Hannchen Sorben fast alle Tage. Sie wurde seine Vertraute, weinte mit ihm, milderte seinen Gram, und hing an ihm mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit. Er sah an ihr eine Liebe, die Susanne ihm nie hatte zeigen können, und sein Herz blieb dabei nicht ungerührt.

Schlick kam nach Kassel, und eilte zu Sorben. „Schon geschieden?" fragte er ängstlich. — Ja! antwortete Sorben kalt. — „Unglücklicher Mensch!" rief Schlick; „ist es möglich?"

Schlick fand endlich die Fäden zusammen, aus denen diese Begebenheit gewebt war: kleine Mißverständnisse zwischen den Liebenden, Susannens Schwärmerei, und die Bosheit ihrer Feinde. Als Sorben den Zusammenhang einsah, wollte er durchaus Rache, und Schlick hatte alle Mühe, ihn davon abzubringen. — Triumphiren soll der grausame Oheim nicht! rief Hannchen mit leuchtenden Augen. Schlick lächelte zu ihrer Versicherung; allein sie hielt Wort. Auf einmahl erschien sie wieder geschmackvoll geputzt auf den Promenaden. Sie lächelte, wenn einer von Rinkens wilder Rotte sie grüßte, sie antwortete, wenn sie angeredet wurde, und ihre Thür war den jungen Leuten nicht mehr verschlossen. Nach einigen Monathen schickte sie ein versiegeltes Päckchen Briefe an Schlick, und schrieb ihm dabei: „Heben Sie diese Papiere auf. Es sind Urkunden, die Rinkens Bosheit beweisen, und Sorbens Unglück deutlich erklären." Schlick wollte sie sogleich spre-

chen; aber sie war von Kassel abgereist, und niemand wußte wohin.

Rinken hatte indeß geheirathet, und genoß nun, wie ein Bösewicht, des Triumphes, dem verhaßten Sorben alle Hoffnungen eines glücklichen Lebens geraubt zu haben. Eines Tages öffnete sich die Thür, und Hannchen trat in den Saal, wo er und seine junge Gemahlin saßen. Er erschrak doch ein wenig, als er Hannchen erblickte; indeß erholte er sich, da sie ihn sehr freundlich und höflich um eine Viertelstunde Gehör bat. In einem Nebenzimmer, wohin er sogleich mit ihr gieng, sagte sie ihm ganz kalt; Herr von Rinken, es ist Ihnen endlich gelungen, Sorben unglücklich zu machen. Aber den Triumph, ungestraft ein Bösewicht gewesen zu seyn, sollen Sie nicht haben. Sehen Sie, hier sind Abschriften von allen Ihren Briefen an Harken. (Sie gab ihm einen seiner Briefe nach dem andern; und er erstarrte.) Hier sind Abschriften von den eigenhändigen Geständnissen Ihrer Freunde. Es hat mir vielleicht eben so viele Mühe gekostet, alle diese Papiere zu bekommen, als Ihnen, die beiden edlen Menschen zu verderben; aber mein Triumph ist auch dem Ihrigen gleich. Sehen Sie, so treu sind Bösewichter!... Hier ist ein Wechsel von funfzehntausend Thalern, auf Sie gestellt; den unterschreiben Sie. Der Wechsel gehört Sorben. Verstehen Sie mich?

Rinken nahm den Wechsel, und las ihn einmahl nach dem andren. Endlich lächelte er, und sagte ganz kalt: Du hast mich in Deiner Hand; aber, mein schönes Kind, Du bist auch in der meinigen. Ich lasse Dich fest halten, und berichte nach Kassel, daß Du mir die Summe hast abnehmen wollen. Gut! meine Geschichte wird dann bekannt; aber das Zuchthaus ist Dein Lohn. Wag' es! Du schaffst mir meine Papiere, oder ich lasse Dich sogleich fest nehmen.

„Wenn ein Bösewicht Muth hätte!" antwortete Hannchen sehr kalt. „Unterschreiben Sie ruhig den Wechsel, Herr von Rinken. Was mir dabei begegnen kann, ist überlegt. Ich bin entschlossen, sogar dabei zu sterben, wenn es seyn muß. Indeß dieser Brief des Gouverneurs von Kassel an Herrn Schlick wird Sie überzeugen, daß meine Dokumente, wenn Sie den Wechsel nicht unterschreiben, in Hände fallen werden, die nicht anders als fürchterlich für Sie seyn können." Rinken las den Brief, worin der Gouverneur Schlicken bat, ihm das Detail des Komplotts gegen Sorben und Susannen zu schaffen, um die Theilnehmer bestraffen zu können. Er erblaßte bei dem sehr ernsten Tone des edlen Gouverneurs. Noch suchte er verschiedne Auswege; doch alle scheiterten an der Kälte des Mädchens. Hannchen sagte lächelnd: „ich spiele ein Spiel, das nur gewonnen werden kann. Sie müssen mich hier ermorden lassen, oder den Wechsel unterschreiben."

Rinken unterschrieb endlich. Nun aber, sagte er, hoffe ich, daß Sie mir meine Papiere wiedergeben werden. „Nein,“ erwiederte Hannchen kalt; „ich schließe mit keinem Elenden Bedingungen. Sie kennen mich! Ihre Papiere sind sicher; sobald Sie aber wieder den ersten Versuch machen, Sorben oder Susannen zu kränken, so...! Wenn die Tugend Sie nicht zum Zittern bringen kann, so sollen Sie vor mir zittern. Ich will der Rachengel der Tugend werden.“ Sie verließ sein Haus, und er knirschte vor Wuth mit den Zähnen, daß er so überlistet war.

Sorben erstaunte, als Hannchen ihm den Wechsel von Rinken überbrachte, den sie für ein feines Geschenk seines Oheims ausgab. „Nein,“ sagte Sorben, „ich mag keine Geschenke von dem Ungeheuer,“ und wollte den Wechsel zerreißen. Sie mußte ihm nun gestehen, auf welche Weise sie das Papier bekommen hatte; und Sorben sagte: „das konnte gefährlich für Sie ablaufen!“ Hannchen erwiederte lächelnd: ich kenne keine Gefahr, wenn es Ihr Glück betrifft. Sie erröthete, als diese Worte, die nur allzu viel verriethen, aus ihrem Munde waren. Sorben faßte ihre beiden Hände, und sagte gerührt: „Hannchen, wie unglücklich sind wir alle! Und auch Du, edles Mädchen!... Ach, hätte Susanne mich nur halb so innig geliebt, wie Du, wir wären nicht getrennt!“ Hannchens Augen schwammen in Thränen; sie fühlte, daß er Recht hatte. „Nur halb so

zärtlich, wie du!" wiederholte er noch einmahl, und schloß sie an seine Brust. — Ach, rief Hannchen, so kann kein Weib lieben, wie ich! Sie wollte sich losreißen. Auf einmahl betrachtete Sorben sie starr, und in großer Bewegung. „Hannchen," sagte er dann: „gut, ich nehme den Wechsel; aber Du mußt ihn mit mir theilen!" — Nein, nein! nimmermehr! erwiederte sie fest entschlossen.

„Gut!" rief Sorben mit Feuer; „ich nehme ihn ganz, aber nur mit Deiner Hand zugleich. Ja, Hannchen, Du sollst mein Weib seyn. In der Ferne wollen wir in einem einsamen Winkel leben und um Susannen weinen. Du hast mir alles, alles gegeben; laß mich nun auch alles, was ich habe, mit Dir theilen!" Hannchen warf einen flüchtigen Blick auf Sorben, und sah dann erröthend und seufzend zu Boden. Sie dachte sich das Glück seine Gattin zu seyn. Doch bald sagte sie entschlossen: Sie sollen meine Schande nicht mit mir theilen! Sorben wollte den Wechsel zerreißen; Hannchen hinderte ihn daran, und sagte: sie wolle sich besinnen. Von ungefähr kam Schlick dazu; er sollte entscheiden, und entschied für Hannchen.

Nach einigen Monathen, in denen Sorben Hannchen alle Tage sah, sich immer fester an sie hängte, und sie immer fester an sich zog, entschied die Liebe anders. Hannchen wurde Sorbens Gattin, und zog mit ihm nach Thüringen, wo er sich ein Gütchen kaufte. Sie lebten Beide, durch Vertrauen, Liebe

und Freundschaft, bei Arbeit, Lektüre und den kleinen Sorgen des Lebens, glücklich; es fehlte ihnen nichts als die Gewißheit, daß auch Susanne glücklich wäre.

Die arme Susanne war nach Friedewald zu ihrem Vater zurückgekehrt, der sie mit offnen Armen aufgenommen hatte. Sie fühlte sich jetzt in der That unglücklich; der einzige Faden, an dem ihre Ruhe hing, der Stolz ihrer Tugend, war zerrissen. Schwermüthig, finster, gieng sie nun wieder in den Thälern umher, die sie als Kind mit Engeln belebt hatte. Jetzt waren ihr diese reitzenden Thäler Wohnplätze des finstersten Grams, und die ganze Erde schien ihr mit Verbrechen, Elend und Jammer angefüllt. Oft rief sie jetzt, und schlug dabei die Hände zusammen: „o, Tugend, Tugend! welch ein elender, lügenhafter Traum bist du! Nein, nein, die Erde ist nicht für die Tugend geschaffen! Verbrechen sollten auf ihr herrschen, und Laster glücklich machen!"

Ihr Vater gab sich vergebens Mühe, diese finstern Vorstellungen aus ihrer Seele zu vertreiben. „Ich war tugendhaft, mein Vater," sagte sie; „und wurde durch meine Tugend unglücklich: sie zog mir die Verfolgungen der ganzen Welt zu, und raubte mir Sorbens Liebe!" Bei dieser Stimmung floh sie allen Umgang, und fieng an, die Menschen zu hassen.

Sehr oft saß sie auf dem Nadelöhr, dem Denkmahle der verirrten Landgräfin, das ihr Lieblingssitz

geworden war, weil es eine seltsame Idee bei ihr erweckt hatte. „Auch ich,“ dachte sie, „habe mich in dem finstern Walde der menschlichen Verbrechen verirrt; auch ich sitze da, ohne Führer, ohne Helfer, getrennt von allen Menschen, schmachtend, sterbend: und nur der Tod wird mich retten.“ In diesen Gedanken saß sie auch einmahl, als ein leichter Wagen, der den Weg herauf kam und schon ganz nahe war, sie störte. Der Wagen hielt an; Schlick sprang aus, und flog auf Susannen zu, deren bleiches, abgefallenes Gesicht ihn erschreckte. Er ließ den Wagen in das Dorf fahren, setzte sich zu ihr auf den Stein, und erkundigte sich mit der zärtlichsten Theilnahme nach ihrem Zustande. Susanne verhehlte ihn nicht. Sie sagte ihm ihre Vorstellungen von der Welt, und schloß mit den Worten: „so sitze ich hier, verlassen, verirrt, ohne Licht, ohne Gegenstände für mein Herz, für alle meine Empfindungen! Der Tod ist mein Wunsch.

Schlick lächelte, und nahm Susannens Hand. Sehen Sie, sagte er sanft, liebe Frau, dahin hat Sie Ein Irrthum geführt, der, so reitzend er auch seyn mag, doch immer ein Irrthum bleibt. Sie verlangen auf der Erde einen ewigen Frühling, der ihr nicht gegeben werden konnte; und nun zürnen Sie mit der Vorsehung, und sehen da schon die Zerstörung des Winters, wo noch der segnende Herbst seinen Fußtritt hinsetzt. Gewiß, Sie sind un=

gerecht gegen die Menschen. Engel sollten und konnten die Menschen nicht seyn; aber Teufel sind sie eben so wenig, ausgenommen, wenn man sie zwingt, es zu werden. Und das war gewissermaßen Ihr Fall, liebe Frau.

„Mein Fall?“ fragte Susanne; „ich hätte Menschen gezwungen, Teufel zu seyn?“

Ja, so halb und halb! Wen klagen Sie an, den Himmel oder die Erde?

„Nein,“ sagte Susanne; „ich klage mich selbst an, daß ich die Tugend für etwas halten konnte, das dem Menschen gegeben sey.“

Gott verhüte, daß Sie das nie fühlen! — Ja, Susanne, Sie müssen Sich selbst anklagen; denn Ihr Unglück ist Ihr eigenes Werk. Sie sinken in Sorbens Arme, weil er zufälliger Weise dazu kommt, als eine Ode Ihr Herz bewegt hat. Wenn Sorben nun ein Bösewicht war — wer wäre an Ihrem Unglück Schuld gewesen? die Vorsehung, die ihn an den Ort führte, oder das Mädchen, das aus Eitelkeit oder Schwärmerei glaubte, der Himmel werde sich mit seiner Allmacht in ihren seltsamen Liebeshandel mischen, um ihr die Mühe zu ersparen, nachzudenken, den Geliebten zu prüfen, und so weiter? . . . Sorbens Oheim will Sie verführen. Es ist ein Schurke; Sie wissen das, und reitzen seinen Zorn, finden einen Triumph darin, ihn das ganze

Gewicht ihrer Tugend fühlen zu lassen: warum soll er Sie nun nicht auch das Gewicht seiner Kraft fühlen lassen? Sie rechnen auf den Beistand des Himmels; und da der Ihre Unvorsichtigkeit oder Ihre Schwärmerei nicht wieder gut machen will, so trozzen Sie, wie ein verzogenes Kind.

Susanne sah Schlicken starr an, und lächelte bitter.

Sie wollen wohl tugendhaft seyn; aber auf einen gewissen Kontrakt mit dem Himmel: er soll Ihnen dafür, daß Sie tugendhaft sind, Feuer und Flamme leihen, um den Bösewicht zu verzehren; und Sie zürnen nun mit ihm, daß er langmüthiger ist als Sie. — Dann fordern Sie von Sorben eine Liebe, die ein Mensch nicht haben kann. Er soll Ihnen mehr trauen, als seinen Augen, seinen Empfindungen; und doch sind Sie von dem allgemeinen Loose der Menschheit, fehlen zu können, nicht ausgenommen. Sie verlangen von dem Menschen die Empfindungen der vollendeten Geister, von dem Himmel schon hier auf der Erde den Zustand der Seligkeit; und nun schreien Sie gegen den Himmel, der Ihnen das versagen mußte. Sie fordern von dem Menschen eine Tugend, die er nicht hat, nicht haben kann; und Sie selbst setzen sich über alle seine Forderungen hinaus. Es war eine edle Handlung, daß Sie öffentlich mit Hannchen umgiengen; aber — erinnern Sie Sich wohl noch, daß ich Sie fragte: sind Sie

auch fähig, die Folgen dieser Handlung nicht zu bereuen? Was antworteten Sie mir? Sie handelten, als ob die Tugend ganz allein Ihr Glück bestimmen könnte; und doch ist das nur Gott gegeben. Sehen Sie hin! Sorben lebt mit Hannchen glücklich. — Susanne erschrak, als sie das hörte. — Wissen Sie das nicht? Hannchen ist Sorbens Frau, und Beide lieben einander. Ich stehe Ihnen dafür, er wird leichter Hannchen ihre Fehler vergeben, als er Ihnen Ihre Tugenden vergab; denn Hannchen liebt ihn — menschlich.

„Und liebte ich ihn nicht auch?“ fragte Susanne schmärzlich lächelnd.

Ja; aber nicht menschlich. Sie liebten die Tugend mehr als ihn; und Hannchen liebt die Tugend um seinetwillen. Sie ließen es ihn zu sehr merken, daß Sie ihn nicht ausschließend, daß Sie nur seinen Edelmuth liebten; und der Mann will auch aus Grille, aus Gefühl, aus Kinderei geliebt seyn. Ihre Liebe paßt für den Himmel; aber nicht ganz für den Menschen, der mit dem Körper am Thiere hängt.

„Also verheirathet, mit Hannchen?“ fragte sie bitter. „Das, das war also seine ewige Liebe!“

Da berühren Sie einen neuen Punkt! — Ewige Liebe! was heißt das? — Schlick suchte auch ihre Begriffe von der Liebe zu berichtigen, fuhr fort, ihr alle die Fehler, die sie begangen hatte, vorzuwerfen, und begleitete sie dann nach Hause. Er war

nach Friedewald gereist, um Susannen auf ein Paar Tage zu besuchen; aber aus den Paar Tagen wurden ein Paar Wochen, da der Pastor Lenz den heitern Schlick sehr lieb gewann und ihn gar nicht wieder weglassen wollte.

Lange konnte Susanne Schlicks kalter Vernunft nicht widerstehen; sie bekam nach und nach wieder Gefühl für Menschenfreuden, zumahl da Schlick sogleich anfieng, die Unglücklichen in Friedewald aufzusuchen und ihnen zu helfen. Er war bald der Lenzischen Familie, besonders Susannen, unentbehrlich. Als endlich Susanne an seinem Herzen lag, und ihm mit zärtlichen Thränen ihre heiße Liebe gestand, da fragte er sie: nun, Susanne, war denn Deine Liebe zu Sorben ewig?

Susanne erröthete, und verbarg das Gesicht an seiner Brust.

Sie ward mit Schlick getrauet. Nun lernte sie mit Weisheit tugendhaft seyn, und die Tugend fieng an sie glücklich zu machen. — „Siehst Du Schwärmerin?“ sagte Schlick lachend, als sie ihm das gestand; „wir sollen nicht allein tugendhaft seyn, sondern auch klug: beides, um wohlzuthun und glücklich zu leben.“

Susanne kam nach einigen Jahren auf den Gedanken, Sorben zu besuchen. „Nein,“ sagte Schlick; „jetzt noch nicht! wenn unsere Kinder sich heirathen

können, dann! — Liebe Susanne, Du hast Sorben einmahl geliebt: Ihr, Du und Sorben, seid Beide Menschen. Und sage Du von Deiner jetzigen Liebe, sie sey ewig wie der Himmel; so bleibe ich doch dabei der Mensch kann von seinem Herzen nichts mit Gewißheit sagen, und — alte Liebe rostet nicht!"

II.

Die Versöhnung.

Eine wahre Familienscene.

Der Henker hole die Güte, die Ihr Tugend nennt! rief Herr Brandt, und stieß seinen Stock auf den Boden. Denn könnte Schurkerei und Bosheit mehr Böses stiften, als deine Güte? Nimm mir das nicht übel, lieber Bruder; es ist die Wahrheit. Und mach' mir das Armen=Sünder=Gesicht nicht; denn ich schweige doch nicht. In deiner Tochter Adern fließt mein Blut, oder, wenn das auch nicht, doch Menschenblut; und so darf ich nicht schweigen. O, ich bitte dich, sey still. Ich weiß, was du sagen kannst. Du bist eine herzensgute Seele, kannst deiner Frau nicht durch denn Sinn fahren, und ...

„Meine Frau, lieber Bruder" ...

Recht; ist auch gut. Sie gehört nicht zu den besten und nicht zu den schlimsten ihres Geschlechts. Sie ist gutmüthig, wohlthätig, mitleidig; aber, was sie seyn soll, eine gute Mutter, das ist sie

nicht. Sie verzährtelt, verschmeichelt Marien, und wird sie verderben.

„Marie ist unser einziges Kind!“

Desto schlimmer! Um so weher muß es dir thun, daß dein einziges Kind verdorben wird. Ich weiß, daß du es fühlst. Du hast gewarnt, gerathen, gebeten, geändert; aber nicht gethan, was recht war, deine väterliche Gewalt nicht gebraucht...

„Aber, lieber Bruder“...

Ich weiß, ich weiß, du hast Entschuldigungen. Du hast im Anfange deiner Frau zu viel nachgesehen, als ihre Thorheiten noch keine üblen Folgen haben konnten, als sie noch mit Gelde abzumachen waren. Nun ist deine Frau an dein Stillschweigen zu allem, was sie thut, gewöhnt, und weint, mault, klagt über Tyrannei, wenn du einmahl losbrichst. Du hast nicht Stärke genug, deine Frau das jetzt zu verweigern, worauf sie durch Verjährung ein Recht zu haben glaubt. Allein deine Tochter wird unglücklich, weil du den Muth nicht hast, ein Mann zu seyn; und das ist Unrecht, grosses Unrecht.

„Ich thue, was ich kann.“

Das ist nicht wahr, lieber Bruder; du könntest mehr. Du arbeitest zwar der Erziehung deiner Frau entgegen; allein du thust dadurch nichts weiter, als daß du Marien am Ende zweideutig machst. Deine Frau stattet Marien mit allen Thorheiten der Pandora aus. Das geht ja in Einem fort; „Marie,

wie schön bist du! Kind, laß das, es verdirbt die Haut! Man wird dich heute recht beneiden; du hast den ersten Aufsatz à la, und so weiter." Was Wunder, wenn das Mädchen eitel, eigensinnig, voll Launen, und empfindlich wird, den Putz mehr als die Tugend liebt, träge zu aller Arbeit ist, unwissend in allem Nützlichen, herrisch gegen alle Menschen und gegen ihre Mutter am meisten. Kannst du das leugnen, lieber Bruder?

„Aber kannst du denn darauf schwören, lieber Bruder, daß nicht eins von deinen beiden Kindern mißrathen wird? He! kannst du das?"

Herr Brandt sah seinen Bruder mit gerunzelter Stirne an. — Kam diese Frage aus deinem Herzen, Bruder? ... Es ist grausam, einen Vater daran zu erinnern, daß eins seiner Kinder unglücklich werden kann.

„Siehst du, siehst du? Und bist du nicht jedesmahl so grausam, wenn wir uns sehen?"

Das ist ein Andres. Ich thue, was ich soll und kann. Daß Gott über mir ist, weiß ich; daß Zufälle, daß Versuchungen den Charakter meiner Kinder, trotz der besten Erziehung, verderben können: leider! leider! das weiß ich auch. Aber schlägt mein Kind nicht ein, so kann ich getrost meinen Blick in die Wolken erheben, und, was noch mehr sagen will, getrost meinen Blick auf mein unglückliches Kind werfen; denn ich bin schuldlos. Allein wird Marie unglücklich, wohin kannst du deine

Blicke mit getrostem Muthe schlagen? Antworte einmahl, liebster Bruder! Wohin? Nicht zum Himmel, nicht auf die Erde! He? hast du verstanden?

„O, lieber Bruder!“ sagte der Rath Brandt gerührt.

Hab' ich dein Herz getroffen? Nun das gebe Gott! ob mir gleich die Augen dabei naß werden; denn ich habe dich lieb, sehr lieb, Aber Wahrheit zuerst, dann Liebe! Du thust Unrecht vor Gott und Menschen; du machst dein eignes Kind unglücklich. Und nun Adieu.

Herr Brandt hatte nicht Unrecht; auch fühlte sein Bruder das sehr tief. Er wollte von diesem Tage an durchgreifen: allein die naßen Augen seiner Frau, und die trüben Blicke seiner Tochter brachen seinen Vorsatz. So schwieg er denn, und sein Bruder wurde seiner Familie immer verhaßter

Der Bruder war ein seltsamer Mann. Seine Freunde nannten ihn: das Muster einer unerschütterlichen Redlichkeit; seine Feinde: einen hochmüthigen Narren, dem es keiner recht machen könne. Er hatte ein Amt gehabt, und es niedergelegt, weil man Mißbräuche nicht abstellen wollte, die er rügte. Bald bekam er ein anders, weil selbst seine Feinde gestanden, daß er sehr brauchbar sey. Er sagte dem Präsidenten unangenehme Wahrheiten, wurde gedrückt, und dankte ab. Nun pachtete er, und kam in den besten Kornjahren nicht zu-

recht, weil er, als jeder Pächter sein Korn aufschüttete, den Armen zu wohlfeilen Preisen verkaufte. Er zankte sich mit der halben Welt für unschuldig Unterdrückte, die ihn nichts angiengen; er meldete jede Ungerechtigkeit nach Hofe, und machte sich nichts als Feinde; er disputirte in jeder Gesellschaft mit unerträglichem Ernste. Wohin er kam, wagte man es nicht, von irgend Jemand zu sprechen; denn Herr Brandt würde sogar den Teufel vertheidigt haben, wenn man ihm Unrecht gethan hätte. Niemand hatte die Menschen so lieb, wie Herr Brandt; er hätte sein letztes Stück Brot mit einem Armen getheilt, und sein Auge hielt immer eine mitleidige Thräne für jeden Kummer in Bereitschaft: und doch wurde niemand von den Menschen so gehaßt, wie eben Herr Brandt. Er lebte jetzt unabhängig auf dem Lande von einem kleinen Vermögen.

Zu seinem Bruder kam er selten; und wenn er ja einmahl kam, so zankte er mit dem ganzen Hause: mit seinem Bruder, mit der Schwägerin, mit Marien. Der Rath schwieg aus Furcht, oder aus Gefühl seines Unrechts; die Räthin beantwortete seine Vorwürfe mit Thränen; und die kleine Marie lief gewöhnlich davon, und schalt durch das ganze Haus auf den tollen Oheim, der nichts als zanken könne. So sehr ihn Marie haßte, so war er doch der Einzige, den sie fürchtete; denn er behandelte sie immer wie ein Kind, und wie ein ver=

zogenes Kind, mit fürchterlichem Ernste. Er nannte sie Du, und befahl ihr ohne Umstände. Einmahl wagte sie es, doch mit stockender, ungewisser Stimme, zu fragen: was haben Sie mir denn zu befehlen?

Das will ich dir sagen, antwortete er ernst. Komm her! Komm her, sag' ich, Marie! — Marie kam. — Sieh Püppchen, wenn dein Vater heute oder morgen stirbt, so bin ich dein Vater; und auf den Fall ist es gut, wenn du gehorchen kannst. — So verhüte denn Gott, daß ihr Vater stirbt! rief die Räthin; und Marie betete diesen Tag recht andächtig zu Gott, ihren Vater am Leben zu lassen.

Marie war vierzehn Jahre alt, da ihr Vater wirklich starb. Es schien, als ob ihm der Tod seine ganze Mannesstärke zurückgäbe. Er befahl in seinem Testamente ausdrücklich, daß Marie nach seinem Tode zu seinem Bruder solle, um von ihm erzogen zu werden. Auch machte er Marien und sein großes Vermögen schlechterdings von der Willkühr seines Bruders abhängig. Er fügte die Gründe seines Befehls hinzu, und ließ diesen Punkt noch vor seinem Tode von seiner Frau, die zu schwach war, dem Sterbenden etwas abzuschlagen, sogar schriftlich bewilligen.

Vier Wochen nach seinem Tode mußte Marie, trotz ihrem und ihrer Mutter Sperren, zu dem bösen Oheim. Die Wittwe hatte alle Mittel versucht, diesen Punkt des Testamentes umzustoßen; aber Herr

Brandt drang mit dem größten Eeifer auf die Erfüllung des Testaments, und siegte. Marie mußte abreisen. Die Verzweiflung stieg mit ihr in den Wagen; allein bald schöpfte sie gerade aus ihrer Verzweiflung den Muth, allen Unternehmungen ihres Oheims eine stille Beharrlichkeit entgegen zu setzen.

Der Wagen brachte sie endlich vor ein kleines Häuschen, das am Ende eines Dorfes nicht weit von einem kleinen Birkenwäldchen ganz angenehm lag. Der Onkel empfieng sie freundlich genug. „Das ist deine Tante, und das deine Kusine!" sagte er, und zeigte anf seine schon etwas ältliche Frau, und auf seine Tochter, ein junges Mädchen von Mariens Alter, die an der Thüre standen.

Marie trat mit finstern, niedergeschlagenen Blikken aus dem Wagen, und beantwortete den freundlichen Empfang ihrer Tante, und die Liebkosungen ihrer Kusine mit einer stummen Verbeugung, zusammengedrückten Lippen, und vor sich hin sehenden Augen. Man gieng hinein, und Marie setzte sich. Der Abend verfloß leidlich. Um zehn Uhr nahm die Kusine Henriette das Licht. Der Oheim sagte: „du schläfst bei Jetten, Marie." Marie zog sich mit Henriettens Hülfe aus, gieng zu Bett, ohne mehr als „ja!" und „nein!" auf Henriettens freundliche Fragen zu antworten, und schlief ein.

Am andern Morgen, als Marie erwachte, war niemand da, der sie ankleiden half. Endlich kam

eine Magd. Marie bat sie, ihr zu helfen. Die Magd half, so gut sie es verstand; sie konnte aber nicht damit zurecht kommen. Marie wurde ungeduldig, und die Magd ließ sie stehen. Jene befahl; diese lachte und wollte fort. Marie drohete erbittert, zu schlagen; die Magd wendete sich zu ihr, und sagte ganz kalt: untersteh dich das ja nicht, kleines Mädchen; oder ich habe auch Hände! Der kalte Ton setzte sie in Furcht, und sie fieng an vor sich zu weinen. Henriette kam endlich, und erbot sich, ihr zu helfen; aber Marie verlangte eine Magd zum Ankleiden, und drohete, nicht eher herunter zu kommen, als bis man ihr eine geschickt hätte. Henriette lächelte, schüttelte den Kopf, als ob sie Marien nicht begreifen könnte, und verließ endlich das Zimmer. Niemand kam mehr zu ihr hinauf. Sie hörte endlich unten zu Tische rufen, und glaubte, man würde nach ihr fragen; aber es fragte niemand. So gieng sie denn verdrießlich und gedemüthigt hinunter, und wurde noch verdrießlicher, als niemand sich um sie bekümmerte.

Nach Tische kündigte der Oheim Marien die sehr einfachen Regeln seines Hauses an: Arbeit und Vergnügen. Sie machte mit einem finstern Blick Einwendungen gegen die Arbeit; allein ihr Oheim meinte, wer nicht arbeite, sey auch des Vergnügens nicht werth. Er gebrauchte allerlei kleine Listen, sie zum Arbeiten zu bewegen; allein sie war eben so fein wie der Alte, und beharrlicher als er: sie arbeitete

nicht. „Hm!“ sagte er lächelnd: „du bist listiger als ich, Marie! — Aber, warum willst du denn nicht arbeiten?“ — Weil ich es nicht nöthig habe; weil ich reich bin.

Der Oheim runzelte die Stirn. „So fühle die Strafe des Müßigganges!“ Er nahm Marien bei der Hand, und führte sie auf das beste Zimmer im Hause. „Hier, dies Zimmer ist dein, Marie: das beste im Hause, weil du reicher bist, als wir alle. Sieh, dort ist der Garten. Geh spaziren, wann du willst; thu, was dir einfällt: du wirst sehen, daß der Müßiggang ein Uebel ist.“

Marie setzte sich, sobald sie allein war, mit einer triumphirenden Miene auf den Sofa, der in dem Zimmer stand, und betrachtete sich als Siegerin. Man gab ihr alle ihre Kleider, ihren ganzen Putz, den man ihr Anfangs genommen hatte. Ihr Triumph stieg, und der Vormittag verschwand ihr wie ein Augenblick. Mittags brachte ihr eine Magd das Essen: eine Schüssel mehr als gewöhnlich. Marie aß, gieng dann hinunter in den Garten, schlich auf ihr Zimmer zurück, besah ihre Kleider, aß Abends, und legte sich endlich ermüdet in ein sehr weiches Bett. Den andern Morgen kam Kaffee, anstatt des gewöhnlichen Frühstücks, das aus Milch und Wasser bestand. Marie befürchtete eine List hinter ihrem Glücke: doch nichts weniger. Nur eine Unannehmlichkeit störte, ihr Vergnügen. Sie sah Henrietten im Garten,

und gieng zu ihr hinunter. Aber diese verließ nun den Garten sogleich, und sagte ihr heimlich: ich darf nicht mit dir umgehen; mein Vater meint, ich könnte mir auch den Müßiggang angewöhnen, und ich bin nicht reich. So verliefen einige Tage. Marie aß gut, und kleidete sich schön, sprach aber niemanden, weil jeder ihr, wenn sie ihn anredete, zur Antwort gab: ich habe zu thun.

Ihr Zustand wurde mit jedem Augenblicke lästiger, und zuletzt unerträglich; sie gieng, so fest sie auch entschlossen gewesen war, es nicht zu thun, zu ihrem Oheim hinunter. Er saß und schrieb; seine Tochter stickte. „Was willst du?“ fragte der Oheim; „arbeiten? Sonst störst du uns!“ Und nun schrieb er fort, ohne weiter auf sie zu achten. Marie schwieg zweifelhaft, setzte sich zu Henrietten und that leise eine Frage; diese antwortete ihr aber nicht, und zeigte mit Winken auf den Vater.

Sie sah Henriette bei ihrer Arbeit zu. Henriette bot ihr die Nadel, und flisterte leise: thu nur so, als ob du stickst; dann darf ich hernach mit dir in den Garten. Marie that unter Henriettens Anweisung einige Stiche. Die Mutter kam dazu, und nun blieb Marie eine Stunde lang am Nährahm. Sie fand in der Arbeit sogar einen Zeitvertreib, den sie nicht erwartet hatte, und dann in einem kleinen häuslichen Vergnügen, das ihr Oheim

ganz natürlich anstellte, eine Freude, die verdient und daher desto schmackhafter war.

So lehrte nach und nach die lange Weile Marien die Arbeit süß finden; so lernte sie endlich daß Arbeit eine Pflicht des Menschen ist: und wer hätte die Erfüllung einer Pflicht je nicht belohnend gefunden? Wo sie nur war, im Garten, im Hause, mußte sie mitarbeiten, um an den Vergnügungen der Familie Theil zu nehmen; und gerade diese Vergnügungen heilten sie von ihrer Eitelkeit. Henriette sprang durch Busch und Hecke dahin; Marie wurde durch ihren Flor, ihre Kleidung gehindert, ihr zu folgen, und blieb allein. Wenn sie Henrietten darüber Vorwürfe macht, so antwortete diese: „warum trägst du die albernen Kleider, die an jedem Zweige hangen bleiben!“ Marie verlangte zuletzt von selbst nach eben so einfachen Kleidern, wie Henriette sie trug.

So kehrte die verwöhnte Marie nach und nach zur Natur, zur Arbeit und zur Güte zurück. Ihre Belohnung dafür war die Liebe, die zährtliche Achtung ihrer Anverwandten, und der Unterricht des redlichen, weisen Alten in der Geschichte und der Naturwissenschaft. Zwar stieg von Zeit zu Zeit wohl einmahl die Eitelkeit wieder bei ihr empor; allein da sie hier weiter nichts loben hörte als Güte, Erfüllung der Pflichten, und Vernunft; da Gesundheit höher geachtet wurde als Schönheit, Arbeit höher als Reichthum: so hatte ihre Eitelkeit

keine Nahrung mehr. Sie warf wohl einmahl den Mund auf, wenn der Oheim ihr und seine Tochter ein gutes, sittsames, arbeitsames Bauermädchen zum Muster empfahl; allein nach und nach fand sie, daß er doch nicht so unrecht hatte, und das Mund-Aufwerfen unterblieb. Ihrer Mutter die sie jetzt einmahl besuchte, sagte sie: ich hätte mir nimmermehr vorgestellt, daß man den Onkel so lieb haben könnte.

Im achtzehnten Jahre war Marie das liebenswürdigste Mädchen der ganzen Gegend. Sie hatte von Natur vielen Geist und viele Güte, und ihr Eigensin wurde unter der Bildung ihres redlichen Oheims die Grundlage eines festen und schönen Charakters. Jetzt war sie sein Stolz, der einzige Trost seines Alters. Der Tod hatte ihm Henrietten entrissen, und ein unglückliches Geschick schien ihm auch die Vaterfreude an seinem Sohne rauben zu wollen. Oft wenn er in tiefen Gram versenkt da saß, trat Marie zu ihm, faßte seine Hand, und sagte mit zärtlicher Stimme: bin ich nicht Ihre Tochter, lieber Vater? Haben Sie nur Geduld! ich will Ihnen Henriettens Tugenden und Liebe ersetzen.

„Liebes Mädchen," sagte der Greis bitter lächelnd, „das ist mein Gram nicht. Ich habe keine Tochter verloren; denn du bist ja noch mein!" Und sogleich versank er wieder in den Kummer, der auf seinem Herzen lag. Er hatte, noch ehe Marie zu ihm kam,

seinen Sohn auf eine Schule in einer großen Stadt gegeben, und ihn dann mit den freudigsten Hoffnungen auf eine Universität gebracht. „Ich muß dich nun verlassen, mein Sohn,“ sagte der Alte da mit zärtlicher Besorgniß. „Du kannst dein Vermögen, deine Freunde, selbst deine Ehre verlieren: denn du bist ein Mensch; aber, Sohn, ich bitte dich, verliere dich selbst nicht! So lange du dich des Glückes werth glauben darfst, bist du nicht unglücklich. Darum bitte ich dich: bleib tugendhaft, mein Sohn!“ Der Jüngling versprach es dem segnenden Vater mit jugendlichem Muthe; aber er hielt nicht Wort: die unselige Leidenschaft des Spiels beherrschte ihn.

Sein Vater erfuhr es. Er schrieb ihm die zärtlichsten Briefe, zeigte ihm den Abgrund, auf den er zutaumelte, und sagte ihm die Mittel, wie er nach und nach Herr seiner verführerischen Leidenschaft werden könnte. Der Sohn versprach dem Vater, keine Karte, keinen Würfel mehr anzurühren; aber seine Leidenschaft riß ihn dennoch fort. Er spielte heimlich, und machte Schulden. Der Vater wurde bleich, als er den Brief las, der ihm diese Nachricht gab. Er legte ihn still vor sich hin, und suchte sich zu fassen, um der Mutter den Schmerz zu ersparen; aber auch diese las den Brief, und ihr Auge benetzte sich. „O Luise, Luise,“ sagte er tief bewegt zu seiner Gattin, „wir haben sehr unrecht gethan, eine Thräne um Henrietten zu weinen; sie gehörten alle unserm unglücklichen Sohne. Er spielte, und be-

trübte mich dadurch; indeß es war eine Leidenschaft, welche von einer andern verdrängt werden konnte. Jetzt spielt er heimlich; nun ist er ein Heuchler, und auf immer verloren. Mein Sohn ein Heuchler! großer Gott! ein Heuchler! So bist du mir denn allein von meinen Kindern übrig, Marie!" Er streckte bei diesen Worten die Arme nach ihr aus, und sie sank still weinend an seine Brust. „Siehst du, Marie," fuhr der Alte mit einem Tone fort, in welchem eben so viel Kummer als Freude sprach — „siehst du, wie schon jetzt deine Tugend belohnt wird? Du bist der einzige Trost, die einzige noch übrige Freude eines wahrlich redlichen Mannes. Ohne dich, Marie, hätte ich jetzt keine andere Hoffnung als das Grab."

Bei diesen Worten fühlte Marie das hohe Glück der Tugend. Fast außer sich, schlang sie ihre Arme um ihren zweiten Vater, und stammelte einzelne Worte ohne Zusammenhang. In diesem Augenblicke durchdrang die Tugend ihr innerstes Wesen. Sie verließ das Zimmer, und gieng in großer Bewegung den Garten ein Paar Mahl auf und nieder. Ihre Seele hob sich immer höher in dem Gedanken, die Freude, das Glück eines Menschen zu seyn; sie fühlte den Lohn der Tugend, und wurde eben dadurch muthiger, ihn in noch höherem Grade zu verdienen. In ihrer Seele schwammen Vorsätze, noch nicht ausgebildete Plane, dem redlichen Alten zu vergelten, was er an ihr gethan hatte. So kam sie in eine

Laube, und ihr fiel wieder ein, was der Vater kurz vorher sagte: „er spielte; indeß es war eine Leidenschaft, welche von einer andern verdrängt werden konnte.“ Diese Worte brachten Licht in ihre Plane. „Eine bessere Leidenschaft, die Liebe zu mir,“ dachte sie mit leuchdenten Augen, „soll die Leidenschaft des Spiels bei ihm verdrängen! ... Aber wenn er dich unglücklich machte?“ fiel ihr dann ein. „Und wenn auch!“ — rief sie, stand auf, und legte, wie zum Schwur, die Hand auf ihr Herz: „kann ich ihn auch nicht lieben, ich will ihn dennoch retten!“

Sie gieng wieder zu dem Alten hinein, und leitete ihn auf den Gedanken, seinen Sohn zurückkommen zu lassen. „Wird er nicht,“ sagte sie voll Zutrauen, „hier, in dem Aufenthalte des Glücks, der Unschuld und der Tugend, das elende Spiel vergessen, zu dem ihn vielleicht nur lange Weile hinzog?“ Der Vater sann einen Augenblick nach, und sagte dann: ich will das letzte Mittel wagen. Er schrieb seinem Sohne, daß er zurückkommen sollte, und bezahlte seine Schulden.

Man kann leicht denken, wie begierig Marie war, den jungen Mann zu sehen, den sie schon jetzt als ihren Geliebten betrachtete. Endlich kam er. Marie erröthete und zitterte, als er die Thür öffnete. Sie konnte ihr Auge nicht zu ihm erheben, und sah nichts von dem Wiedersehen des Vaters und des Sohnes, so fest sie sich auch vorgenommen hatte, genau darauf zu merken. Nach einigen Minuten

gieng der Vater hinaus, und Marie folgte ihm. Er faßte sie in seine Arme, ohne ein Wort zu sagen, und schien innig betrübt.

Ich hoffe das Beste, lieber Vater, sagte Marie lächelnd. — „Ich nicht, Kind!“ antwortete der Alte still. „Er sah meinen Gram, und suchte bloß seine Ausschweifungen zu bemänteln. Das konnte er thun, wenn ich zornig war; aber mein stiller Gram hätte sein Herz zerschmettern müssen, nicht verlarven!... Laß das, Marie!“

Marie schlich behutsam um Wilhelm her, und nach einigen Tagen wurde ihr Verhältniß mit ihm vertrauter. Er war ein schöner Mann, bis auf ein Paar Züge, die in gewissen Stunden sein Gesicht entstellten, und die sein Vater „die Spielnarben“ nannte. Wilhelm wurde heiterer, da sein Vater ihm gar keine Vorwürfe machte. Marie trug unbemerkt viel zu diesem besseren Verhältnisse zwischen dem Vater und Sohne bei, und ihr Entschluß, sich Wilhelms Liebe zu erwerben, wurde immer fester, je mehr sie sah, daß er nicht alles Gefühl verloren hatte.

Eines Tages fragte Wilhelm bei Tische, als ob er die Bemerkung erst jetzt machte: „Vater wie geht das zu? Sie haben sich den Wein abgewöhnt, und rechneten ihn doch sonst unter die Freuden Ihres Alters!“

Der Vater sah ihn zärtlich an, und sagte: ich habe mir ihn abgewöhnt!

„Ich will nicht hoffen, daß Ihre Gesundheit...“

Der Vater lächelte. Laß das, Wilhelm; laß das! Ich will es dir sagen, wenn du einmahl recht kindlich an meiner Brust liegst.

Wilhelm ward betreten, stand auf, und umarmte seinen Vater zärtlich: „Vater, ich liege jetzt voll kindlicher Liebe an Ihrer Brust.“

Gut, mein Sohn! Ich muß mir den Wein versagen, weil ich Schulden zu bezahlen hatte.

Alle Gesichtszüge des Sohnes änderten sich bei diesen Worten. Er ließ seinen Vater los, schlug sich vor die Stirn, und gieng mit wilder Heftigkeit aus dem Zimmer. Alles schwieg; die Freude war gestört. Der Vater mahlte Buchstaben auf seinen Teller; die Mutter wischte eine Thräne aus ihrem Auge. Marie stand sanft weinend auf und gieng in den Garten. Hier hörte sie Wilhelmen schon von weitem heftig mit sich reden. Er sah sie, und blickte sie wild an. Nicht wahr, sagte er bitter, ich bin ein Elender? Marie ergriff seine Hand. „Beruhigen Sie Sich, Vetter, und sehen Sie die Sache nicht schlimmer, als sie ist. Sie waren leichtsinnig; Sie werden es nicht wieder seyn!“

Mein Vater soll Wein trinken, rief Willhelm jetzt, außer sich, und müßte er es für das Handgeld, das ich bekomme.

Marie zog ihn in eine Laube, und es gelang ihr, ihn zu beruhigen. Er warf sich dann seinem Vater zu Füßen, und der Familienfriede wurde wieder

hergestellt. Wilhelm fieng nun an zu arbeiten, und erwähnte des Spiels nicht. Seine Mutter und Marie waren zufrieden mit diesen Beweisen seiner Besserung; der Vater aber schüttelte den Kopf, und sagte: Ihr kennt diese Leidenschaft nicht! Marie drückte voll guten Muths dem Vater die Hand, und erwiederte: „ich stehe Ihnen dafür, er ist geheilt.“ Sie verließ sich auf die ersten leisen Spuren einer erwachenden Liebe, die sie in Wilhelms Herzen erregt zu haben glaubte, worin sie sich auch nicht irrte.

Wilhelm sah, daß Marie ein reitzendes Mädchen war; und sie mußte auch ein vortreffliches Mädchen seyn, da sein Vater sie liebte. Ihre innige Theilnahme an seinem Verhältnisse mit seinem Vater, hatte sie ihm werth gemacht; ihre sanften Bitten, die Vorstellungen, die sie ihm über seine Leidenschaft machte, waren so gutherzig, so schonend und so freundschaftlich, daß sie das Saure jedes Vorwurfs in eine schmeichelhafte Theilnahme verwandelten. Sie war die Seele aller häuslichen Freuden, die seine Eltern genossen; ein bittender oder lächelnder Blick, den sie auf seinen Vater warf, brachte diesen aus seiner empfindlichsten Laune zu Scherz und Heiterkeit. Ihr Geist herrschte über den Vater, und der Sohn schmiegte sich desto leichter in die sanften Fesseln, die sie mit vorsichtiger Kunst um seine Seele schlang.

Auch Wilhelm machte sehr bald einen sehr günstigen Eindruck auf Marien. Er besaß ausgebreitete Kenntnisse, erzählte sehr gut, und hatte besonders eine sehr große Feinheit im Umgange, die nur zuweilen noch durch eine seltsame Unruhe gestört wurde. Indeß diese Unruhe verlor sich mit jedem Tage immer mehr: er wurde stäter: die Spielnarben verschwanden; er nahm Theil an den kleinen stillen Freuden des häuslichen Lebens, und theilte mit seinen Verwandten die reine Heiterkeit, die ihr Leben würzte. Die Mutter war voll Freude, ihren Sohn gerettet zu sehen; und selbst der Vater hoffte wieder.

Marie, die den größten Theil an Wilhelms Veränderung hatte, ließ sich ihre Freude darüber am wenigsten merken. Sie entfaltete ihm nach und nach alle Reitze ihres Geistes und ihres Herzens; sie brauchte tausend kleine Künste sich ihm interessant zu machen, und das Interesse zu erhalten und zu vermehren. Immer zeigte sie ihm noch einen Reitz; immer sah er an ihr noch eine neue Liebenswürdigkeit, die er vorher nicht gekannt hatte. Jeden Tag wurde er von einer Feinheit ihres Geistes, von einem schönen, edeln Zuge ihres Herzens, oder von einer Seite ihres entschlossenen Charakters überrascht. So zog sie nach und nach alle Wünsche und Begierden seines Herzens auf sich. Er liebte sie mit einer unsäglichen Leidenschaft, liebte sie schon längst, ehe noch ein Strahl der Freundschaft für ihn aus ihrem bewachten Herzen hervorgebrochen war. Sie flat-

terte mit der Fröhlichkeit des jugendlichen Muthes um ihn her; sie nahm nun sogar die Theilnahme zurück, die sie ihm Anfangs gezeigt hatte, und verbarg sie unter einem fröhlichen Leichtsinn, unter einem tändelnden Muthwillen, durch den sie noch reizender wurde.

Die leisen Winke, die er ihr von seiner Liebe gab, giengen an ihrer Heiterkeit verloren, oder wurden als Scherz und Galanterie aufgenommen. Ihre Heiterkeit machte ihn endlich traurig, ihr Muthwille erregte seinen Unmuth, und er schwieg, weil er sich verspottet glaubte. Er wußte nicht, daß Marie ihm ihr Herz gelobt hatte, ehe sie ihn kannte, und daß ihr jetzt, da sie ihn kannte, dies Gelübde gar nicht schwer wurde.

Nach einem heitern Tage, den die Familie mit einander verlebt hatte, gieng Marie mit Wilhelm noch des Abends im Garten auf und nieder. Sie sprachen über die Freuden des häuslichen Lebens. Und nun sagen Sie mir, Vetter, fing Marie an, ahneten Sie in dem kleinen häuslichen Kreise so reitzende Freuden, als Sie jetzt bei uns zu finden scheinen?

„Nein, ich habe nie eine Zufriedenheit gekannt, welche dieser an Reinheit ähnlich war."

Aber, aufrichtig! finden Sie jetzt Ihren Zustand besser, als den Rausch der Spielgesellschaften?

„O Marie, was soll ich Ihnen sagen! Sie würden mir eine Wüste zu einem Tempel der Freude machen! ... Marie, ich fühle, was ich wage! Und doch muß ich Ihnen endlich gestehen: ich liebe Sie, ich ehre Sie von Herzen; ich ...“

Sie sollten schweigen! Ein Spieler kann nichts lieben, als höchstens Carreau=Dame.

„Sie spotten Marie, Sie spotten mit dem theuersten Gefühle meiner Seele, und, leider! habe ich es verdient. Aber Marie, wahrlich, ich bitte nicht um Liebe; nur darum bitte ich, daß Sie Ihr Mitleid einem unglücklichen Menschen nicht versagen, der vor ein Paar Jahren sich so groß gefühlt haben würde, sich Ihres Herzens werth zu glauben.“

Pfui, Vetter! die Liebe ist eine Leidenschaft, wie das Spiel.

„Aber eine Leidenschaft, welche die tiefste Achtung für Sie immer lebendig erhalten wird.“

Marie brach das Gespräch ab, und gieng ein Paar Tage mit sich selbst überlegend umher. Sie mußte sich zwingen zu schweigen, wenn sie seine kummervolle Miene sah.

Lieber Vater, sagte sie zu ihrem Oheim: Wilhelm liebt mich; er wird um meine Hand bitten.

Der Alte sah sie bedenklich an. „Liebe Marie, er ist mein Sohn; und in der Vorstellung, daß du sein Weib würdest, liegt der Himmel. Aber du bist meine Tochter. Kind, werde sein Weib nicht; er ist ein Spieler!“

Doch jetzt nicht mehr.

„Weil er dich liebt.“

Er wird mich immer lieben.

„Das wird er; oder er müßte das Herz eines Teufels haben. Allein seine Liebe wird aufhören eine Leidenschaft zu seyn.“

Dann wird die Liebe Freundschaft werden.

„Und das Spiel wieder Leidenschaft.“

Hören Sie mich an, Vater. Sie nahmen mich auf; Sie bildeten mit mehr als väterlicher Sorgfalt mein Herz und meinen Geist; Sie lehrten mich Tugenden, die mich nie ganz unglücklich werden seyn lassen. Sie selbst sagen, daß es sehr schwer ist, einen Mann zu finden, der ein unschuldiges Mädchen verdiente. Lassen Sie mich einmal stolz seyn! So viel ich Männer kenne, so viel ich von der Welt weiß, haben Sie Recht. Wilhelm hat ein menschliches Herz und Geist; sein jetziges Leben macht unsere Hoffnung von ihm beinahe zur Gewißheit. In den Armen eines gewöhnlichen Weibes könnte er leichter zurückfallen, als in den Armen eines solchen, das er wenigstens achten müßte. Ich werde ihn, wenn er zu retten ist, doch leichter retten, als eine andere. Sie, Vater, retteten mich der Tugend, und ich will es wagen, Wilhelm durch mein Herz, durch meine Liebe fest an die Tugend zu knüpfen. Lieber Vater, Sie sehen, die Vernunft, die Dankbarkeit, jede Tugend ist auf meiner Seite. Noch mehr:

auch das Herz; ich liebe Wilhelmen, wie keinen andern Mann, den ich kenne. Es ist kein Verdienst, wenn ich ihm meine Hand gebe; es ist der Zug meines eigenen Herzens. — Mit diesen Worten warf sich Marie dem Alten in die Arme, und bat um seinen Segen.

„Liebes Kind, wenn er zurückfiele . . .!“

Und wenn auch! er käme doch wieder zu mir!

„Zu einem gewöhnlichen Weibe vielleicht; aber zu dir? . . . Er ist gezwungen dich zu achten. Vergebens würde er Fehler an dir aufsuchen, sich mit dir ins Gleichgewicht zu bringen. Er würde anfangen, dich zu hassen, weil er sich erniedrigt fühlte; und der Bruch mit der Tugend ist unheilbar. Marie, Marie, wenn du mich liebst, so schlag seine Hand aus! Wage das gefährliche Spiel nicht, bei dem du nur verlieren kannst. Marie, traue mir: bei dir wird ihm das erste Spiel schwerer fallen, als bei einem andern Weibe; allein nur das erste. Er wird fortspielen, weil er dann keine Ehre mehr zu verlieren hat.“

Vater, sagte Marie heiter, schon eh' ich ihn sah, war ich entschlossen, sein Weib zu werden, um Ihnen zu danken. Lassen Sie mir meinen Willen. Ich werde nicht unglücklich seyn.

Trauernd gieng Wilhelm noch immer umher, und wagte es nicht, Marien mehr von seiner Liebe zu sagen; der Scherz, mit dem sie seine Erklärung beantwortet hatte, nahm ihm den Muth

dazu. Auch war es Mariens Plan nicht, sich dem Sturme seiner Leidenschaft zu ergeben; sie wollte Wilhelms Freundin werden. Der Muthwille, mit dem sie ihn behandelt hatte, nahm ab, und an seine Stelle trat eine heitere unbefangene Vertraulichkeit. Dadurch bekam seine sterbende Hoffnung wieder Leben; allein Marie wußte dennoch jeder leidenschaftlichen Wendung eines Gespräches mit einlenkendem Scherze auszuweichen. Ganze Tage war sie bei ihm, ohne daß seine Hoffnung gerade mehr Leben erhielt. Sie blieb oft und lange mit ihm allein, und schrieb ihm, wenn sie etwa einen oder zwei Tage abwesend war, vertrauliche Billets voll ruhiger Freundschaft; ja, sie sagte ihm oft, daß sie ihn liebte, daß sie den innigsten Theil an seinem Glücke nähme: aber das sagte sie ihm mit einem ruhigen Auge und mit unbefangener Miene. Wollte er dann die Scene ins Tragische überspielen, so wußte sie ihm mit einem so feinen Scherze zu entschlüpfen, daß er gerade dann an ihrer Liebe verzweifelte. Endlich mußte er sich ihr ergeben. Er schwieg von seiner Leidenschaft; und seine Freundschaft für sie wurde mit jedem Tage inniger, vertraulicher, unbefangener und feiner. Jetzt lebte er mit Marien Tage, deren Glück er nur der Liebe zugetraut hatte.

Doch unbemerkt machte die Natur Mariens Freundschaft zärtlicher und inniger. So fest sie sich auch vorgenommen hatte, ihre Rolle auszu=

spielen, so war die Liebe dennoch stärker als ihre Kraft. Sie sank, wie tausend und tausend Mädchen, bei einem unbedeutenden Anlaß, gleich einer Romanheldin, unter den süßen Albernheiten einer leidenschaftlichen Scene in Wilhelms Arme, drückte den ersten Kuß der heißen, hingebenden Liebe auf seine Lippen, und war, zu seinem und ihrem Erstaunen, eine so zärtlich leidenschaftliche Geliebte, daß sie es mit jedem funfzehnjährigen Mädchen hätte aufnehmen können.

Eben die süßen Stunden des gedankenlosen Anschauens; die wonnevollen Seufzer, welche die gepreßte Brust erleichtern und beklemmen; eben die kindischen, entzückungsvollen Spielereien der ersten Liebe; eben die Thorheiten, die dem jungen Herzen so weise und so bedeutend scheinen! Kurz, sie liebten einander, wie sich zwei junge Herzen immer lieben; und der Vater that wohl, daß er einen Tag zu ihrer Verbindung bestimmte.

Marie war Wilhelms Weib, und beide waren unsäglich glücklich. Der Vater hielt dem jungen Herrn noch einmahl eine Predigt über das Spiel; allein Marie sowohl als Wilhelm erklärten sie für das unnützeste Ding, das jemals die Lunge in Bewegung gebracht hätte, und selbst der Alte wäre beinahe eben der Meinung geworden.

Kein Verhältniß wurde durch diese Heirath geändert. Die Familie blieb in ihrer heitern Einigkeit zusammen, und die Liebe der beiden jungen Leute

verschönerte, als die erste poetische Epoche vorüber war, das Leben der beiden Alten. Jede Furcht wurde nach und nach vergessen, und Wilhelm, sonst die Quelle des Kummers, war jetzt die Quelle ihrer Glückseligkeit. Marie wurde in einigen Jahren Mutter von drei liebenswürdigen Kindern: eine neue fruchtbare Quelle von reinen Freuden, die ihnen allen das dauerhafteste Glück versprach. Die Liebe heftete sich auf mehrere Gegenstände; die Freude vervielfältigte sich mit jedem Augenblicke, und das Glück, dessen sie alle genossen, war doch so einfach, daß es nie unschmackhaft werden konnte.

Da starb Mariens Mutter. Mariens Vermögen machte ihres Mannes Gegenwart in der Stadt nöthig, und er gieng dahin. Ungern verließ er das geliebte Weib und seine Kinder. Nach einem Monathe kehrte er zurück; aber die Geschäfte waren noch nicht vollendet, und es schien also natürlich, daß er noch einmahl in die Stadt mußte. Der Vater, der Lust hatte, über diese zweite Reise den Kopf zu schütteln, schwieg, als Wilhelm Marien bat, ihn zu begleiten. Marie folgte ihm. Er versprach seinem Vater, höchstens einen Monath weg zu bleiben; und aus dem Monathe wurde ein Jahr. Der Alte besuchte seine Kinder in der Stadt, und ahnete aus Mariens Blicken wohl, das nicht alles so war, wie es seyn sollte; doch da er sie heiter sah, so schwieg er, und überließ ihrer Vorsicht das Geschick seines Sohnes.

Am Ende des Jahres erhielt der Alte von Marien folgenden Brief:

„Er ist verloren, Vater! Wilhelm ist verloren, ohne Rettung verloren! Sie wissen, was mein Herz bei diesem Gedanken leidet. Sie schüttelten den Kopf, als Sie uns zum ersten Mahl besuchten; und Sie hatten Recht. Das Spiel ist die allerfürchterlichste Leidenschaft."

„Ich muß erst Muth sammeln, Ihnen das Elend anzukündigen, worin wir alle versunken sind. O, der Unglückliche! unglücklicher als wir alle!"

„Schon bei seiner ersten Anwesenheit in der Stadt hat er wieder gespielt. Unsere zweite Reise war nur ein Vorwand; denn die Geschäfte waren unbedeutend. In den ersten Monathen verbarg er mir seine Leidenschaft zum Spiel. Er kam früh zu Hause; ja, er blieb oft ganze Tage lang bei mir und seinen Kindern. Seine Abwesenheit schob er auf die Geschäfte, die er mir als sehr verwickelt vorzustellen wußte. Aber konnte der Mann mir etwas verbergen, mir, die ich ihn so genau kannte? Jene unstäte Unruhe, jene seltsame Zerstreuung stellte sich wieder ein. Oft saß er bei mir, und hielt mich in der zärtlichsten Stellung in seinen Armen, ohne an mich zu denken. Er ließ mich ohne Ursache fahren, stand auf, gieng im Zimmer umher, sah durchs Fenster, wurde ängstlich, setzte sich zu mir, suchte einen Vorwand, und gieng weg."

„Ich that alles, was Vernunft und Liebe mir befahlen. Ich war heiter, und suchte jedes Mittel hervor, in mein Zimmer alle nur mögliche Freuden zu bannen. Vergebens. Er gieng oft. Ich bat Gesellschaft, ich spielte selbst. Er schien meine Zärtlichkeit zu empfinden, und machte große Pausen im Spiele. Ich sah die Gewalt, die er sich anthat; die abscheuliche Leidenschaft riß ihn hin, und er blieb öfter weg. Er konnte meinen Blick nicht mehr aushalten; meine Zärtlichkeit schien ihm eine Last zu seyn. Ich nahm mich jetzt sehr in Acht, ihm auch nur den kleinsten Vorwurf zu machen, ihn auch nur mit einer zweideutigen Miene zu beschämen; ja, ich hütete mich sogar, ihm kein übermaß von Zärtlichkeit zu zeigen, weil er das leicht für Falschheit oder Triumph hätte halten können. Ich blieb mir gleich, und suchte dabei alle Mittel auf, ihn zu zerstreuen. Er schien oft beschämt, oft gerührt über meine Liebe; mit blutendem Herzen machte ich die Bemerkung, daß er es lieber sah, wenn ich kalt gegen ihn war. Er blieb oft Nächte aus, und ein seltsamer Vorwand mußte das entschuldigen. Nach einem solchen Tage verdoppelte er dann seine Liebkosungen. Noch immer, mein Vater, hoffte ich, ihn durch meine Liebe und durch seine Kinder zurückzuführen; aber vergebens! seine Leidenschaft stieg von Tage zu Tage."

„Habe ich mir dabei etwas vorzuwerfen? Ich weiß es nicht. — Lange gab ich ihn nicht ganz verlo-

ren; denn noch immer schämte er sich der Leidenschaft, und wollte wenigstens scheinbar meine Liebe verdienen. Allein, jetzt, jetzt — muß ich ihn verloren geben, weil er mich nicht mehr liebt, weil er seine Kinder nicht mehr liebt, weil er uns alle — mehr als haßt; weil er uns erniedrigen will."

„Gleich im Anfange unsers Hierseyns besuchte der Herr von Lindau, ein Officier der hiesigen Garnison, meinen Mann. Er wiederholte seine Besuche, und zeichnete mich immer durch große Artigkeit, durch eine bestimmte Achtung aus. Ich sah das nicht, oder achtete nicht darauf, bis Wilhelm selbst scherzend mich darauf aufmerksam machte. Jetzt bemerkte ich es erst. Sie können leicht denken, daß ich mein Betragen gegen den Mann durchaus nicht änderte, sondern schlechterdings gleich, kalt und höflich, blieb. So gieng das fort. Der Herr von Lindau ist ein schöner, ein sehr gebildeter Mann, und, wie ich glaube, wie Wilhelm selbst glaubt, ein sehr edler Mensch. Sein Betragen gegen mich ist ausgezeichnet artig, aber weiter auch nichts; er erlaubt sich nicht einmahl die allererlaubteste Vertraulichkeit. Ich höre von Ihrem Gemahl, sagte er eines Tages in meines Mannes Gegenwart zu mir, daß Sie länger hier bleiben werden, als ich Anfangs dachte: darf ich einem Mädchen, das ich über alles liebe, und das mir bald alles auf der Welt seyn wird, wovon ich Glück hoffe, Ihre Bekanntschaft geben? Ich wünsche es, weil ich meiner künftigen Frau gern

eine Freundin verschaffen möchte, von der sie lernen kann, daß Weisheit, Tugend und Genuß des Lebens wohl mit einander verträglich sind."

„Ich sage etwas Verbindliches dazu, und damit gut. Lindau bringt mir seine Braut, ein sehr liebenswürdiges Mädchen, an dem er mit allem Feuer der Leidenschaft hängt. Wir sehen uns öfter; ich schließe mich an das Mädchen; ich liebe sie; mein Mann liebt sie. Es war natürlich, daß im Anfange dieser Bekanntschaft der Bräutigam des Mädchens oft mitkam, doch meinem Manne noch nicht oft genug. Allein bald kam er seltner, weil er meinen Mann öfters nicht fand."

„Sehen Sie, mein theurer Vater, das war gleich Anfangs, und dann wurde der Sache nicht weiter gedacht."

„Das Mädchen war meine Freundin. Der Bräutigam zog sich nun fast ganz von uns zurück, und ich sah ihn seltner als andere Männer von unserer Bekanntschaft. Die Leidenschaft des Spiels wurde um diese Zeit bei Wilhelm zügellos. Der Bräutigam meiner Freundin ließ im Vorübergehen gegen mich ein Paar Worte von einem großen Verluste fallen, den mein Mann im Spiel erlitten habe. Diese wenigen mit einer bedenklichen Miene ausgesprochenen Worte machten mich ängstlich. Mit einer gewiß sanften, vorwurfslosen Zärtlichkeit sagte ich zu Wilhelm: du spielst, lieber Mann; ich fühle selbst, daß das Spiel anziehender ist, als ich dachte. Al=

lein, Ihr Männer spielt wohl zuweilen hoch? Spiele, lieber Wilhelm; nur vergiß nicht, daß du Kinder hast! Er fiel mir ängstlich um den Hals, ohne ein Wort zu antworten. Das machte mich noch ängstlicher, und mir entfuhr ein Ton des Weinens. Der Zwang den ich mir anthat, ihm das in einem scherzenden Tone zu sagen, kostete meinem Herzen viel, zu viel. Wahrscheinlich giengen wir Beide muthlos aus einander."

„Einige Tage nachher waren wir in Gesellschaft. Mein Mann spielte, spielte hoch, und verlor. Ich stellte mich hinter seinen Stuhl, und sah ihm mit gepreßtem Herzen zu. Meine Gegenwart mochte ihn irre machen; er verlor beträchtlich. Ich gieng innig betrübt das Zimmer hinab. In der Thüre trifft mich der Herr von Lindau, hält mich auf, spricht mit mir von seiner Braut, und ist, wie gewöhnlich, über diesen Punkt unerschöpflich. Ich bin durch meinen Kummer völlig zerstreuet, weiß kaum, was ich antworte, lobe seine Braut, und sage ihm, daß ich sie liebe. Er küßt mir dafür die Hand. Ich sah mich bei diesem Gespräch oft nach meinem Mann um, und auch er blickte von Zeit zu Zeit nach mir, wobei er immer fort spielte. Wir fuhren endlich zu Hause. — Hast du verloren? Du saßest im Unglück, sagte ich. Eine Kleinigkeit, antwortete er, und seine Liebkosungen verdoppelten sich, wie gewöhnlich. Einige Tage blieb er nun zu Hause. Wir sind allein; er ist zärtlich, freundlich, und spielt mit

unsern Kleinen; er bittet mich, keine Gesellschaft einzuladen, wie ich seit einiger Zeit schon gewohnt war. Stunden des Entzückens für mich! Ach, es waren die letzten!"

„Vor vier Tagen geht er gegen Abend aus. Kommst du zum Essen zurück? frage ich. Er antwortete: ja; und verläßt mich unter den zärtlichsten Liebkosungen, und unter freiwilligen, feierlichen Versicherungen, daß er nie wieder spielen wolle. Ich warte auf ihn mit einer leichten Brust voll stiller Fröhlichkeit. Er bleibt den Abend weg, bleibt die Nacht weg und kommt auch den folgenden Morgen noch nicht. Endlich schickt er mir ein Billet, und läßt Geld holen. Ich schreibe ihm ein Paar Worte, mit der zärtlichsten Bitte zurückzukommen; aber er kommt nicht. Meine Angst stieg mit jedem Glockenschlage.

Er blieb auch die Nacht weg. Endlich kam er am andern Morgen, ein Bild der nächtlichen Ausschweifung. Ich erschrak, als ich ihn sah; doch reichte ich ihm die Hand, so freundlich ich es vermochte. Er konnte mich nicht anblicken, sondern sah im Zimmer umher, und sagte etwas, das einem Scherze über sich selbst ähnlich sehen sollte. Wilhelm, erwiederte ich, doch wohl etwas bitter: du scherzest mit meinem Elende!"

„Er stand auf, und sagte mit einem zweideutigen Lächeln: wir wollen mit einander aufheben, Marie; ich spiele, und du — brauchst deine Zeit auch nicht

übel. Ich verstand ihn nicht. Ja, bei Gott! nicht übel, sagte ich gelassen: das bezeugen meine Thränen. — Die denn doch zuweilen ein Lächeln abtrocknet, erwiederte er, ohne mich anzusehen. Was für ein Lächeln? fragte ich, ohne zu ahnen, was er meinte. — Lächeln? hm! Der schöne Lindau küßt dir die Hände, während ich spiele."

„Ich sprang auf. Meine erste Empfindung war durchaus bitter. Ich sah ihn an, sah ihn scharf an; er hielt den Blick seitwärts. Eben streckte mein ältester Junge die Hände nach mir aus. Ich nahm den Knaben auf meinen Arm. Die Bitterkeit, die in meinem Herzen lag, löste sich in das tiefe Gefühl meines Elendes auf. Ich schloß daß Kind mit Heftigkeit an meine Brust, und benetzte es mit meinen Thränen."

„So standen wir ungefähr fünf Minuten. Ich habe den Mann in acht Tagen nicht gesehen, sagte ich endlich, mit einer Art von Triumph. — Aber doch küßte er dir vor acht Tagen in meiner Gegenwart die Hände. — Das ist dein Verdacht? rief ich mit einem mitleidigen Blicke: wie tief bist du gesunken, daß du einen so elenden Vorwand nehmen mußt, deine Ausschweifungen zu entschuldigen! Er stand da und zwang sich zum Lächeln. Ich hob den Knaben in die Höhe, und sagte mit Heftigkeit: wir haben ihn verloren!"

„O mein Vater, was habe ich seit gestern gelitten! wie leid' ich bei dem Gedanken, ihn so ganz

verloren zu haben! Er hat keinen Verdacht auf mich; denn er war den Abend, da er Lindau meine Hand küssen sah, zärtlicher als je. Denken Sie, wie tief er gefallen ist, daß er meine Schande wünscht, um sich gegen mich messen zu können! Ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen; denn er ist auch diese Nacht nicht zu Hause gewesen. Ich bin zerrüttet, und kann nichts mehr denken; aber ich bin fest entschlossen, Ihrem Rathe zu folgen, was er mir auch befehlen mag. Vater, ich werde Ihnen gehorchen; doch, ehe Sie mein Schicksal entscheiden, bedenken Sie, daß ich ihn liebe, daß er der Vater meiner Kinder, daß er mein Mann, daß er Ihr Sohn ist."

Der unglückliche Vater las diesen Brief mit Zittern. Er eilte in die Stadt, und fand Marien, seine unglückliche Marie, trostlos zwischen ihren Kindern. Es war der zweite Tag nach der erzählten Begebenheit, und sie hatte ihren Mann noch nicht wieder gesehen. Kalt, aber doch mit Kummer im Gesichte, fragte der Alte Marien: „du bist entschlossen mir zu gehorchen, Marie?" Sie seufzte auf seiner Schulter: ja! — „Ich liebe entschlossene Menschen. Bleib so, Marie! Wir können unglücklich werden; aber es ist Trost, das Unglück nicht verdient zu haben."

Jetzt gieng der Alte, und sicherte Mariens Vermögen, wozu einige Stunden hinreichend waren. Er fand alles in gehöriger Ordnung, da der Unglückliche das Vermögen seiner Frau noch nicht unmittelbar angegriffen hatte. Als dieses Geschäft abgemacht

war, erkundigte er sich nach seinem Sohne. Er gieng nach dem Kaffeehause, wo dieser spielte, trat unbemerkt in das Zimmer, stellte sich hinter ihn, sah ihm unbemerkt eine Zeit lang zu, und klopfte ihm dann leise auf die Schulter. Der Unglückliche sah sich um, erkannte seinen Vater, erblaßte, verstummte. Sein Vater führte ihn beinahe wie eine Maschine in ein Nebenzimmer, sah ihn starr an, und sagte langsam: ich wollte dich noch einmahl sehen, ehe du verzweifelst. Mein Sohn, versprich mir, daß du kein Selbstmörder seyn willst. Antworte; ja, und halte Wort!

Ja! rief der Unglückliche, und wollte sich seinem Vater zu Füßen werfen; dieser schloß ihn aber schweigend an seine Brust, und verließ den Saal. Wilhelm warf sich in einen Stuhl, und wollte schon jetzt verzweifeln.

Der Alte kam ruhig wieder zu Marien, reichte ihr die Hand, trieb die Kleinen vor sich her, und führte sie an den Wagen, der schon vor dem Hause hielt. „Muß ich, mein Vater?“ fragte Marie, bleich wie ein Schatten. — Du mußt! antwortete der Alte; denn er ist dein Mann und mein Sohn. Wir sind ihm auch den letzten Versuch schuldig. Sie stiegen ein, und kamen den andern Tag nach dem Dorfe des Vaters, dem ehemaligen Aufenthalte von Mariens Freunden.

Eine Stunde nach ihrer Abreise kam Wilhelm zu Hause, und stürzte in sein Zimmer. Hier saß er,

und überlegte, wie er sich seiner Frau und seinem Vater zeigen wollte; denn er war jetzt weniger als je entschlossen das Spiel aufzugeben: er hatte große Summen verloren; die mußte er wieder gewinnen. Endlich schlich er in das Zimmer seiner Frau, und fand es leer. Er klingelte; und ein Bedienter sagte ihm, daß seine Frau mit seinem Vater und seinen Kindern abgereist wäre. Er hörte diese Nachricht mit einer Art von Ruhe an. Zwar nagte an seinem Herzen das schmerzliche Gefühl seiner Schuld, seines Verbrechens gegen die guten Menschen, die er unglücklich machte; zwar legte er die Hand auf die Brust, und sagte in diesem Gefühle: ich bin unglücklicher als du, Marie: Aber doch sah er es gern, daß sie abgereist waren. „So oder so!“ rief er bitter lächelnd; „hier kann ich nicht stehen bleiben oder ich bin verloren. O, mein Vater! noch einmahl muß ich spielen, um mich zu retten oder mich ganz zu stürzen; und dann ...! — Und dann?“ wiederholte er langsam und nachdenkend. Er legte die Hand an die Stirn, und gelobte seinem Vater zum zweitenmahl, auch im tiefsten Elend nicht Hand an sich selbst zu legen.

Er spielte aufs neue, mit wechselndem Glücke. Nach acht Tagen erhielt er folgenden Brief von seinem Vater: „Mein Sohn, dein Vater ist ein Bettler; allein das ist mein Unglück nicht: denn ich bin es mit Ehren geworden. Ich lege dir einige

Briefe bei, aus denen du sehen kannst, wie ich es geworden bin. Mein Weib und meine Tochter, die mein Geschick mit mir getheilt und die es mir erheitert haben würden, sind nicht mehr; und der Sohn, für den ich arbeitete, sorgte, wachte, und gern litt, verschwelgt in der allersinnlosesten Thorheit sein Vermögen, und hat nicht so viel Menschlichkeit seinem Vater betteln zu helfen. — Gedenke deines Versprechens, mein Sohn, und brich nicht durch die schrecklichste That eines ganz Verzweifelten das Vaterherz, das dich noch immer liebt."

Dieser Brief erschütterte den unsinnigen Spieler. Er las die beigelegten Briefe. Der alte Brandt hatte sich mit seinem Vermögen zum Bürgen für einen seiner Freunde gemacht, den man drückte. Unglück oder Bosheit — er wurde das Opfer seines Zutrauens, und verlor sein ganzes Vermögen. Sein kleines Gut wurde angeschlagen, und er sah sich nach einem andern Aufenthalte um. Wilhelm versank in Verzweiflung; allein zu spät. Er war jetzt ganz verloren; das Unglück folgte ihm Schrit für Schrit. Man hatte ihm, weil man auf das Vermögen seiner Frau rechnete, große Summen auf Wechsel geliehen; und diese waren fällig. Mit einer unerklärlichen Kälte sagte er seinen Gläubigern: „hier bin ich! nehmt mich! ich bin verloren!" Man schlug ihm vor, man bat ihn, sich an seine Frau zu wenden; er weigerde sich hartnäckig. Einer der Hauptgläubiger wendete sich an M…ien

selbst; sie eilte in die Stadt, und bezahlte ihres Mannes Wechsel, die den größten Theil ihres Vermögens kosteten. Wilhelm war verschwunden, und man suchte ihn vergebens auf.

Marie kehrte traurig zu ihren Kindern und dem alten Vater zurück. Der Greis, der längst zum Leiden abgehärtet war, bewunderte die Standhaftigkeit, mit der Marie alle Schläge des Schicksals ertrug. Nur die Ungewißheit, in der sie über ihres Mannes Schicksal schwebte, erregte ihr Kummer. Ruhig hörte sie die Nachricht an, daß sie arbeiten müsse, wenn sie leben wolle. „Gut," sagte sie lächelnd; „ich danke Ihnen, lieber Vater, daß Sie mich arbeiten lehrten. Wollte Gott, ich könnte, ich dürfte für meinen unglücklichen Mann arbeiten!"

Sie zogen auf ein kleines Dorf, und lebten da in einer stillen, ruhigen Einsamkeit von dem Gewinn einer kleinen Landhaushaltung, und dem kleinen Reste von Mariens Vermögen. Der Spott, mit dem die Welt eine unglückliche Familie in das Dunkel, wohin sie sich verbirgt, gewöhnlich begleitet, verwandelte sich diesmal nach einiger Zeit sogar in Achtung. Die Tugend erwarb der unglücklichen, edlen Frau einige Vorschläge zu einem bessern Fortkommen in der Welt, die mehr beweisen, daß man die demüthige, wahre Tugend ehrt, als daß man der unglücklichen zu helfen versteht. Marie lehnte alle diese Vorschläge ab,

weil sie sich von ihren Kindern und von ihrem Vater trennen sollte; so war sie denn mit ihrer Familie nach einigen Monathen vergessen: das Beste, was die Welt für den Unglücklichen thut.

Die Zeit milderte endlich auch den Gram um den unglücklichen Wilhelm, und Ruhe und Zufriedenheit schlugen wieder ihren Wohnplatz unter dieser Familie auf. Es war ein reitzender Anblick, wenn der Greis mit den drei Kindern unter dem Schatten eines Obstbaumes saß, und sie unterrichtete. Die Augen der Kinder waren bald auf die Lippen des Greises gerichtet, der ihnen lehrreiche Geschichtchen erzählte, bald auf die Arbeiten, mit denen sie einen Theil ihres Unterhalts verdienten. Neben ihnen saß Marie. Auf ihrem schönen Gesichte wohnte die Würde eines segnenden Engels, und zugleich seine himmlische Freude. Thränen schwammen oft in ihren Augen, wenn sie ihre Kinder betrachtete, wie sie sich voll Vertrauen, voll Liebe, voll Einigkeit um den ehrwürdigen Alten her sammelten. — Jetzt, sagte der Greis dann zuweilen, jetzt, da ich arm, vergessen, unbekannt, ein Greis, nur einen Schritt vom Grabe bin, jetzt weiß ich erst, was Menschlichkeit heißt! — „Was fehlt uns, als allein Wilhelm?“ setzte dann Marie lächelnd hinzu.

Der unglückliche Wilhelm war aus der Stadt entflohen, sobald er hörte, daß seine Gattin angekommen wäre. Er hatte nicht den Muth, ihr,

die durch ihn unglücklich, und, wie er bei der Kenntniß ihres Charakters im voraus wissen konnte, auch arm geworden war, unter die Augen zu treten. Eine kleine Summe Geldes, die er bei sich hatte, brachte ihn bis an die Gränze von Rußland. Hier nahm er Kriegsdienste, um entweder wohlhabend zu werden, oder den Tod zu finden. Seine großen Kenntnisse in der Matematik, sein Geist, sein Verhalten und seine verzweiflungsvolle Tapferkeit in dem Kriege gegen die Türken, zeichneten ihn bald aus, und hoben ihn hier, wo man ohnehin den Ausländer liebt, von Posten zu Posten sehr bald zu der Stelle eines Hauptmanns.

So sparsam hat nie ein Mensch gelebt als Wilhelm, und nie war er wieder zu einem Spiele zu bringen, da sein Unglück ihn gegen jede Versuchung gestält hatte. Er sammelte von Beute und Ersparung bald ein kleines Vermögen, und nutzte jede Gelegenheit, besonders durch Handel, sein kleines Kapital zu vermehren. So war er nach acht Jahren wenigstens ein wohlhabender Mann geworden. Jetzt nahm er Urlaub, und eilte nach Deutschland.

Er kam auf dem Dorfe an, wo Marie wohnte. Seine Uniform, die braune Farbe des Kriegers, und eine Narbe von einem Türkischen Säbelhiebe sicherten ihn gegen alles Erkennen. Er hörte von seiner Gattin, seinem Vater, seinen Kindern sprechen, und hatte Mühe, seine Thränen zu verbergen. An einem

schönen Sommerabende schlich er sich mit pochenden Herzen der Hütte näher, wo seine Geliebten wohnten. Da er niemanden sah, so gieng er, an einen Baumgarten, der zu der Hütte gehörte und mit einer hohen Fliederhecke umgeben war. Im Garten wurde gesprochen, und die Stimme drang durch seine Seele; es war die Stimme seines Vaters.

Er bog die Zweige aus einander, die ihm seine Lieben verdeckten. Ach! da sah er seine Marie, jetzt dreißig Jahr alt, und reitzender als jemals; seinen Vater, fröhlich und heiter, durch die Heiterkeit gleichsam verjüngt; zwei Knaben und ein Mädchen, schön und heiter wie Engel. Seine Hände waren zu kraftlos, die Zweige länger als einige Augenblicke zu halten; er ließ sie fahren, und trat zitternd zurück.

Nun strekte er die Arme nach der Hecke aus, die ihm seine Marie verbarg; und Thränen strömten über seine Wangen. „O, ich Unglücklicher!" sagte er leise vor sich, und gieng kummervoll abwärts: „wie glücklich sind sie wieder, nun ich entfernt bin! Ich bin wie eine tödtende Pest!" Er warf sich unter einen Weidenbaum an einem Graben, und vergieng fast in Wehmuth. Nach und nach ermannte er sich wieder. Er schlich zum zweitenmahl wie ein Verbrecher an die Hecke, und sah in den Garten. Der Anblick durchbohrte sein Herz. Da saß die Mutter, seine Marie; vor ihr,

auf einem Stühlchen, seine Tochter, mit einer Nätherei in den kleinen Händen, die sie von Zeit zu Zeit der Mutter zärtlich liebkosend zeigte. Die Mutter beugte sich immer mit einem Blicke voll Liebe zu dem Kinde nieder, und vergalt die kindische Liebkosung mit zehn andern.

Nun will ich euch ein andres Exempel geben, sagte der Vater zu seinen beiden Enkeln: rechne einmahl aus, wenn einer dreißig mahl quitte à double spielte, und verlöre, und finge von einem Pfennig an, wie viel Geld er dann bezahlen müßte. Die Aufgabe zerschmetterte Wilhelms ganze Seele. O, Gott, sagte er, wie werd' ich bestraft! Er gieng noch einmahl zurück. Das Geschrei seiner Söhne: „ich hab' es, Großvater! ich hab' es!" zog ihn aufs neue an die Hecke. Der Grosvater verglich die Summe, und fragte: „ist das alles was der Spieler verliert?" — Die beiden Knaben sahen ihn aufmerksam an. — „Wenn der Mann nun noch Eltern, eine Frau, einen Haufen Kinder hat: was verliert er denn noch mehr?" — Die beiden Knaben schwiegen — Kommt, ich will euch sagen, was ein Spieler verliert." Und jetzt machte er den beiden Knaben eine so schauderhafte Beschreibung von einem Spieler, und zeichnete das Elend, in das er sich selber stürzt, mit solcher Wahrheit und Lebendigkeit, daß beide Knaben engstlich angelobten, nie in ihrem Leben zu spielen. Wilhelm schlug beide Hände vor die Augen, und flog mit

wilden Schritten durch das Feld. Die Stimme seines Vaters schien, mit Fluch beladen, ihn zu verfolgen.

Und hab' ich es nicht verdient? sagte er endlich, und blieb stehen. Niedergeschlagen gieng er in das Wirthshaus zurück, wo er abgestiegen war. Bis jetzt dachte er seine Absicht selbst noch nicht deutlich, und tausend Ideen, tausend Wünsche flogen durch seinen Kopf. Er war kein Spieler mehr, und verdiente also Vergebung; er liebte Marien, er verlangte nach seinen Kindern. Auf der Reise hatte er hundert verschiedene Vorstellungen von dem Zustande, worin er seine Familie antreffen würde: Extreme, die seine Phantasie aus Eigenliebe, aus seinen Wünschen, aus seiner Liebe zu Marien, aus seinem Verlangen nach seinen Kindern zusammengesetzt hatte. Immer dachte er sich nur die beiden Extreme, die doch wenigstens tröstend für seine Phantasie waren. Er glaubte Marien und seine Kinder entweder in Ueberfluß, oder unter der Last einer unerträglichen Armuth zu finden. Lebte Marie in Ueberfluß, so hatte er weniger verschuldet; lebte sie in Elend, so rettete er sie ja jetzt durch die Summe Geldes, die er mitbrachte, und kam überdies gebessert, mit einem Herzen voll Liebe zurück. So sah er denn mit freudigem Verlangen dem Augenblicke entgegen, der ihn wieder mit Marien vereinigen sollte.

Wie verschieden aber von seinen Vorstellungen war Mariens Zustand! Marie war arm, und glücklich: arm durch seine Schuld; glücklich ohne seine Hülfe. Sie hatte sich sehr einfach, aber reinlich gekleidet; so auch seine Kinder und sein Vater. Ihr äusserer Zustand war arm, sehr arm; ihr Glück, ihre Zufriedenheit lag in ihren Herzen, in ihren Tugenden. Alles was er von seinem Wirth über diese Familie reden hörte, bewies, daß sie sehr zufrieden mit ihrem Zustande lebte. Er brachte, wie er sich selbst gestehen mußte, diesen glücklichen Menschen nichts als Kummer und Thränen, anstatt des Glückes, das er ihnen zu bringen gehofft, und worauf seine Phantasie alle seine reitzenden Hoffnungen gebauet hatte. Er konnte es sich nicht verbergen, daß die Furcht vor seiner Leidenschaft ihre Zufriedenheit schlechterdings, wenigstens für die erste Zeit, aufs neu estören müssen.

Diese Betrachtungen, die sich ihm aufdrangen, führten ihn zum Nachdenken über das, was er eigendlich wollte. Soll ich, rief er mit gen Himmel geschlagnen Augen, soll ich das Glück dieser Zufriedenen noch einmal durch meine Gegenwart stören? das Glück, das ihnen ihre Tugend, ihre Einigkeit, die Reinheit ihrer Seelen, ihr gutes Gewissen ertheilt hat? Sie leben in einander, mein Vater in Marien, Marie in meinem Vater, beide in meinen Kindern, und alle durch ihre Unschuld. Soll ich diese Einigkeit vernichten? Marie

würde meinen Vater mehr lieben, als mich, oder mich mehr als meinen Vater; ich würde meinen Vater beneiden müssen, oder er mich. Ihr häusliches Glück ist auf die Gewißheit ihrer Tugenden gebaut; ich würde durch das Mißtrauen, das ich erregte, das Gebäude zerstören. O, bei Gott! ich bin so unglücklich, daß ich nichts als Unglückliche, keinen Glücklichen, machen kann. Ich würde nur die Einigkeit trennen, durch die sie so glücklich sind.

Das waren die Gedanken, mit denen Wilhelm sich selbst marterte. Er vergaß, wie glücklich Marie sowohl als sein Vater durch die Vorstellung werden mußten, ihn gerettet zu sehen; er wußte nicht, daß sein Vater oft um Mitternacht von einem schweren Traume, in welchem er seinen Sohn arm und elend umher irren sah, erwachte, seufzte, betete, und daß Marie in eben dem Augenblicke ihre ganze Zufriedenheit gern um einen Kuß von seinen Lippen vertauscht hätte. Nichts von dem fiel ihm ein, und er war zuletzt fest entschlossen, sich selbst des Glückes zu berauben mit seiner Familie glücklich zu leben. Sein ganzes Herz, alle seine Wünsche empörten sich gegen diesen Entschluß; allein er sah ihn als die geringste Genugthuung an, die er seiner beleidigtea Gattin schuldig wäre. Seine Pflicht siegte; er wollte Marien sein Vermögen schicken und dann auf ewig Deutschland verlassen. Nur noch einmahl wünschte er seine Kinder zu sprechen, die-

ses Vergnügen konnte er sich unmöglich berauben. Er schlich den andern Tag unablässig um den Garten her, worin die Kinder spielten. Lange war sein Schleichen vergeblich. Endlich traf er den ältesten Knaben vor dem Garten. Er befragte ihn mit zitternder Stimme um den Weg nach einem nahen Dorfe. Der Knabe kam freundlich heran, und erbot sich, ihn auf den Weg zu führen. Wilhelm gieng nun neben seinem Sohne her, und durfte ihm nicht sagen, daß er sein Vater war. Er faßte, er drückte des Knabens Hand, und betrachtete ihn mit einem traurigen Entzücken. Sie kamen an ein kleines Gebüsch, und der Vater bat seinen Sohn, sich hier einen Augenblick mit ihm zu setzen, weil er ermüdet sey.

Man denke sich des unglücklichen Vaters Empfindungen, als er neben seinem Sohne saß, und als das Entzücken über dessen hellen Verstand und schönes Herz die Trauer, daß er ihn verlassen mußte, noch vergrößerte! Es kostete ihm Mühe sich nicht zu verrathen. Er schloß den Knaben an sein Herz, benetzte ihn mit Thränen, küßte ihn zu wiederholten Mahlen, riß sich dann aus seinen Armen, und eilte wild davon. Der Knabe gieng voll Verwunderung über den seltsamen Mann nach Hause.

Den zweiten Knaben zu sprechen, kostete ihm größere Mühe; auch sprach er ihn nur auf einige Augenblicke. Sein Entschluß, auf ewig zu fliehen, wankt wieder. „O Gott!“ rief er, „welch ein Glück hab'

ich verloren! Doch ich hab' es verloren, und will es verloren haben!" Er schwor sich zu, sich nicht zu verrathen.

Nun wollte er noch seine Tochter sprechen. Er bemerkte, daß Luise (so hieß das Kind) immer nur in der Gartenthüre stand, und ihre Mutter nie verließ; so wollte er sie denn bloß umarmen, dann zu Pferde steigen und abreisen. Schon fertig zur Reise angekleidet gieng er um den Garten her, sah durch die Hecke, und bemerkte, daß Luise allein war. Gieb mir doch eine Rose, Luise! rief er durch die Hecke, Sie erwiederte: sogleich! brach eine Rose ab, und kam durch die Gartenthür gehüpft. Die Kleine erschrak, als sie einen Fremden sah; indeß sie brachte die Rose näher. „Giebst du mir denn die Rose gern, mein Kind?" fragte der Vater. — Gern! antwortete die Kleine. So hob das Gespräch zwischen Vater und Tochter an. Er fragte nach Marien, und die Kleine erzählte, was sie wußte, mit einer naiven Unschuld, die ihn entzückte. „Hast du denn keinen Vater mehr, mein Kind?"

O ja, ich habe noch einen Vater, antwortete das Kind bedenklich. Ach, er ist weit, weit von hier! sehr weit!

„Und kommt er denn nicht endlich wieder?"

Ach, wenn er das wollte, so würde meine gute Mutter aufhören zu weinen.

„Zu weinen? Wie, Luise? Deine Mutter weint um deinen Vater? Sie ist ja so glücklich, so vergnügt.“

Ja, wenn der Großvater da ist; aber wenn sie allein ist, so . . .

„Wer hat dir denn das gesagt?“

Gesagt? Ich kann es alle Abende sehen, wenn ich noch wach bin; da setzt sich die Mutter, sobald alles schläft, an den Tisch in der Kammer, und weint um den Vater, und betet, daß er doch bald wiederkommen soll. Die Mutter sagt, sie will ihm gern vergeben.

„O Gott! o Gott!“ rief Wilhelm jetzt laut und fürchterlich auf: „o, ich Unseligster unter den Menschen!“ — Er umfaßte Luisen, hob sie mit wilder Heftigkeit in die Höhe, und drückte sie an seine Brust. „Mir vergeben?“ rief er. Das Kind schrie vor Angst, als es die rollenden Augen des Fremden sah. In dem Augenblicke, da er Luisen wieder auf den Boden gesetzt hatte, flog Marie, die ihr Geschrei hörte, durch die Gartenthür, und stand vor ihm. Wilhelm warf einen Blick auf sie, und sank mit dem lauten, hervorgepreßten, ängstlichen Ausruf: „Marie!“ seinem Weibe zu Füßen. Marie blickte, starrte, wurde bleich, bebte und sank mit dem Ausrufe: „Willhelm!“ zu ihrem Manne nieder.

Die kleine Luise schrie; nun kamen die Söhne, nun kam der Großvater. Marie lag bleich in den Armen eines Fremden, der sie mit Thränen benetzte, verzweifeln wollte, ohne Worte, ohne Farbe dastand, und endlich ausrief: o mein Weib! o meine Marie!

„Der Vater!“ rufen die Kinder, und klammern sich an den Vater. Mein Sohn! seufzte der Greis, schwankte näher, und hält sich an ihm.

„Wilhelm! mein Wilhelm!“ sagt Marie, und sinkt aufs neue in halber Ohnmacht an ihres Mannes Herz. Die Kinder jauchzen: der Vater! der Vater! Der Greis suchte mit seinen blassen Lippen des Sohnes Mund. Der Sohn ruft: „o Gott! sie hat mir vergeben! sie hat mir vergeben!“

Einige Stunden flogen in stummen Entzücken schnell dahin. Nun endlich erzählte Wilhelm, oft durch Umarmungen, durch Liebkosungen von Marien, durch Fragen der Kinder, und durch die Segnungen des Alten unterbrochen, seine Geschichte. „Und du wolltest mich verlassen?“ fragte Marie; „deine Kinder wolltest du sprechen und umarmen, deine Marie nicht? O du Unmensch!“ Und neue Umarmungen besiegten die Worte. So saßen sie den ganzen Tag, sprachen, und umarmten sich. „Und du hast mir vergeben, meine treue Marie?“ fragte Wilhelm. Ich habe dir vergeben; aber nie

ſollſt du mich wieder verlaſſen, mein Wilhelm! antwortete Marie. — „Und nie wieder ſpielen!“ ſetzte der Alte hinzu.

Wilhelm verſprach es, und hat Wort gehalten.

Ende des dritten Theil.

sollst du mich wieder verlassen, mein Wilhelm! antwortete Marie. — „Und nie wieder spielen!“ setzte der Alte hinzu.

Wilhelm versprach es, und hat Wort gehalten.

Ende des dritten Theil.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius, 1758-1831

Sämmtliche Schriften

Bd.: 7

Berlin [u.a.] 1799

P.o.germ. 783 w-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113348-3
VD18 80381863-9